

Die magische Zeit

Erzählung

Winfried Paarmann

Erveröffentl.: 1986
Übernommen: 2016
Goldwaage-Verlag
Alle Rechte vorbehalten
Lektorat: Jutta Timmermans
Goldwaage-verlag@freenet.de
ISBN 978-3-9817694-0-1

Die magische Zeit: gefaltet aus zahllosen Zeiten, nahen und fernen.

Darinnen das magische Land.

Es ist die aufgefaltete Zeit.

Das magische Land: die zweite Landschaft hinter der ersten. Das Bild fällt zitternd durch meine Augenschlitze. Jetzt steht es still. Ich treibe im summenden Sog, eingeatmet vom gläsernen Blau.

Uferfluchten magischer Wasser. Spiegelspiele über gewundenen Wegschneisen. Steinwildnisse - klirrend zertanzte Schuhe alter Ekstasen.

Aufbrüche, Wege und Ankünfte – alles ist Teil im großen magischen Netz.

Alles gehorcht dem magischen Wort.

Ich frage nach Zeit. Ich sehe nur funkelnde Brücken, von hier nach dort. Farben und Muster naher und ferner Vergangenheiten, sich spiegelnd im Jetzt. Ich sehe die Zukunft ins Jetzt ihre Webmuster flechten, mit wissendem altem Gesicht.

Ich frage nach Gut und Böse. Ich sehe nur Licht, das die Dunkelheit wiegt. Und Dunkelheit, die das Licht wiegt. Dunkelheit, die es wiegend heller zum Leuchten bringt.

Im gläsernen Licht: Alle Wege sind Heimwege, durch die Wirrnis hindurch.

Der gläserne Raum im Raum: Büsche und Baumkronen stehen in die magische Flamme getaucht. Bergkuppen, klingendes Erz, gekerbt von den Feuerrinnen der Bäche. Der mit Wind und Wolke tanzende Baum, in tiefer Liebesumarmung.

Das magische Land: Hell ineinander geschichtete Horizonte, geritzt mit den Runen altersloser Gestirnstraßen. Der nächtlich summende Fels.

Alles gehorcht dem Wort.

Ich frage nach Sinn. Und es fragt zurück: Wo ist Nicht-Sinn?

Ich frage nach Glück. Wo ist Nicht-Glück? fragt es zurück.

10.3.2006

Glückseligkeit

Clemens – Lucia

Liebe Lucia, nachdem ich bei unserem letzten Gespräch nur andeutend davon gesprochen habe, will ich jetzt ausführlicher darüber berichten.

Die Erfahrung liegt inzwischen dreizehn Jahre zurück. Sie hat eine tiefe Kerbe in meiner Seele hinterlassen, so unauslöschlich wie sonst nur ein großer Schmerz es tut.

Der Schmerz war geschehen, ein Jahr davor. Du weißt, worüber ich spreche. Über Monate hin hatte es mich in diesen schwarzen Strudel auswegloser Trauer gezogen.

Wovon ich erzählen will, geschah an jener Küste am Indischen Ozean. Ich hatte beschlossen, noch einmal nach Kerala zu fahren und die indische Mutter meiner Frau zu besuchen. Unsere Begrüßung war tränenreich, immer noch einmal umarmten wir uns, wir hatten den gleichen Verlust erlitten. Auch die indischen Großeltern umarmten mich lange. Die indische Gastfreundschaft und Herzlichkeit waren mir seit den vielen Besuchen bekannt, nun, in der stillen Trauer, die über allem lag, war sie noch herzlicher als sonst.

Jeden Tag machte ich einen längeren Strandspaziergang und nahm dann auf einem der Felsen Platz, die wie schwarze knöcherne Zehen in das mit weißem Gischt aufschlagende Meer ragten. Wie alle Tage zuvor war auch dies ein heller Tag mit nur wenigen Wolken und tiefblauem Himmel. Mein Auge folgte einer Gruppe schwarzer Vögel, die mich manchmal dicht umschwirrten, dann wieder hoch über mir ihre Kreise zogen.

Plötzlich spürte ich einen rauen Aufschlag auf meinem Kopfhaar, etwas löste sich gleich darauf wieder flatternd ab, und ich merkte, dass dies die Berührung zweier Krallen gewesen war. Ein Vogel hatte seinen Landeplatz auf meinem Kopf gesucht, so felsennähnlich war ich offensichtlich geworden in meiner sitzenden Starre.

Zum vierten Mal ließ ich jetzt meinen CD-Player spielen, er spielte Dembys „Skies above skies“, eine ekstatische Frauenstimme, begleitet von gläsernen, dann wieder dröhnenden Orgelakkorden, manchmal auch rauen Sitharklängen, eine Stimme, die mich mit ihrem vibrierenden Glanz gleich beim ersten Hören in Bann geschlagen hatte. Wieder folgte ich den schwarzen Vögeln, von denen es offenbar zwei Gruppen gab, mal kamen sie sich näher und ihre Flugbahnen überschnitten sich fast, dann trieb die eine weit auf das Meer hinaus.

Ich verlor mich mit den Blicken im tiefen Blau. Und während ich leise den Gedanken dachte, dieser blaue Himmel über mir könnte gleichfalls ein Meer sein, ein Meer nur von leichter Substanz, in dem keine Fische schwammen sondern Vögel, und in dem das, was wir Wolken nannten, ein weißer Meeresschaum war, während ich in diesen Gedanken trieb, geschah etwas Außergewöhnliches.

Ich merkte plötzlich, dass ich aus großer Höhe auf das Areal der Felsen hinabblickte.

Es erschreckte mich nur für einen kurzen Moment. Auf einem dieser schwarzen Felsen sah ich eine Gestalt mit heller Haut, an den lang ausgestreckten Beinen trug sie schwarze Sandalen, sie trug weiße Shorts und ein hellgrünes Batikhemd, sie hielt die Arme stützend hinter den Rücken und den Kopf mit dem dunkelblonden Haar halb nach oben gestreckt. Unbeweglich.

Dies war ich.

Ich sah mich aus dieser Höhe und es war nichts an diesem Zustand, das mich beunruhigen musste. Im Gegenteil: Ich war eingebettet in dieses wie aus tausend Lichtkammern funkelnde Blau. Es war ein Zustand vollständiger Geborgenheit.

Ob ich dies träumte? – Ich suchte meine Umgebung am Boden ab. In weiter Entfernung erkannte ich ein einstöckiges Gebäude mit blauem Dach und mit mehreren Terrassen, einem groß angelegten Garten mit einem ovalen Swimmingpool, ich hatte dieses Gebäude noch niemals gesehen. Später machte ich mich auf den Weg, und ich fand genau diesen Garten, das einstöckige Gebäude mit dem blauen Dach war ein kleines Hotel.

Ich träumte nicht, nicht im üblichen Sinn eines Traums. Eher schien mein Wachsein geschärft. Und wenn es doch ein Zustand des Traums war, so war er nicht weniger real als jener, den ich alltäglich träumte: bei meinen üblichen Verrichtungen während des Tages, bei meinem Weg durch die Straßen und über die Marktplätze, zwischen den rastlos strömenden Menschen der Stadt. Sie alle teilten diesen alltäglichen Traum, ohne davon zu wissen, sie träumten ihn kollektiv.

Vielleicht hatte ich die eine Form des Traums, die alltägliche, nur eingetauscht gegen eine andere. Doch so wenig sie der alltäglichen glich, so wenig glich sie der eines flüchtigen Nachttraums. Und spreche ich von Nachträumen, so muss ich es sogleich differenzieren: Ich kenne auch nächtliche Träume, die mich mit starken Bildern, hellen oder auch dunklen, wie magisch berührt haben und sich geheimnisvoll dauerhaft einbrannten.

Möglicher Weise grenzt jeder Zustand des Traums nur an andere, Träume mit manchmal verwandten, manchmal ganz fremdartigen Schauplätzen und Regeln. Was ist real? Real ist alles, was die starken Wirkungen in uns

erschafft. Gibt es, über die unterschiedlichen Zustände des Traums hinaus, etwas wie ein Erwachen?

Was ich in diesem Moment erlebte, war eine Form des Traums, die „um sich selber“ weiß – die wissend ist in ihrem Wechsel zwischen den unterschiedlichen Stufen des Traums.

Ich tat weiterhin nichts, als mich treiben zu lassen im funkelnden Blau. Es war die Intensität eines Blaus, wie ich sie niemals erlebt hatte. Es pulsierte von einem eigenen Leben, ich sah es nicht nur, ich hörte, ich schmeckte dies Blau. Es vibrierte, aufgeladen von immer neuen Wellen des Lichts – und dieses Vibrieren war Seligkeit.

Ich glitt wie auf riesigen Flugbahnen. Es war ekstatischer Rausch, wie es zugleich vollkommene Klarheit war. Es hatte nichts von Benommenheit – wie sie mancher etwa von einem „Trip“ kennen mag. Wenn es ein Wort dafür gibt: Es war ein „heilig nüchterner Rausch“. Und ich wusste: Kein Schatten jenes anderen Traums, den ich sonst Leben nannte, würde mich mehr berühren oder verletzen können, könnte ich eingehüllt bleiben in dieses Blau. Glück ist ein schwaches Wort.

Ich glitt auf diesen sicheren Flugbahnen, verzückt von der eigenen „Schwingenbewegung“.

Nichts musste mich rechtfertigen. Dass es mich gab und damit auch jenes Feuer der Freude in mir, war Rechtfertigung genug. Für immer.

Noch etwas Zweites geschah.

Plötzlich befand ich mich wieder auf meinem Felsen. Ich verließ ihn, als stiege ich vorsichtig eine Leiter hinab.

Mit jedem Schritt spürte ich eine seltsame Zerbrechlichkeit meines Körpers. Doch auch der Boden unter meinen Füßen schien jetzt von dieser Zerbrechlichkeit, er bestand wie aus Schichten von brüchigem Glas.

Alle Dinge um mich hatten ein intensives Leuchten gewonnen. Meine Sinne waren auf eine Weise geschärft, wie ich es nie erfahren hatte. Jeder Tropfen der in die Höhe schießenden Gischt war wie ein kleiner Planet, von einem intensiven Funkeln erfüllt. Jedes Körnchen Sand reflektierte die Sonne wie ein kleiner Kristall. Und die Wellen spielten ein Farbenspiel unendlicher Nuancen, vom Grün zum hellen Türkis, zum intensiven tief dunklen Blau.

Mein Zustand der Sorglosigkeit, Heiterkeit – oder soll ich weiter von Seligkeit sprechen? – war ungebrochen. Ich hatte es für Augenblicke klar begriffen: dass alles, was wir Leben nennen, ein Traum war. Ein Traum, der seine Spielregeln und festen Muster hatte. Und doch: Er war nicht wirklich, wie wir es dachten.

Ich trug meine kleine große Seligkeit mit mir wie einen Kanister. Seligkeit randvoll, zum Überschwappen.

Ich traf eine ältere Frau am Strand, in der schäumenden Brandung stehend, sie sammelte Muscheln in ihre Schürze, die sie mit einem Sieb aus den Wellen fischte, eine hoch rollende Woge warf sie unsanft aufs Hinterteil, sie rasselte sich auf im grünweißen Wasserbett, ich lächelte ihr zu, sie lächelte zurück, und ich liebte sie wie ein Kind.

Alles ist nur ein Traum, sagte ich in Gedanken zu ihr, sie nickte mir zu, wieder stand sie Muscheln sammelnd inmitten der Wellenberge, ich winkte ihr nochmals zu, als ich ging.

Zwei kleine Fischerjungen liefen mir entgegen, halb lachend halb verschämt die Hand ausgestreckt für ein paar Münzen, ich füllte ihre Hände mit schwarzen Lakritzrollen, die ich zufällig bei mir trug, gerechte Bezahlung für so viel Zauber und Lächeln.

Etwas in mir war aufgerissen.

Alle Liebesschleusen waren geöffnet. Ein Ozean schwappte dahinter hervor, beinahe bedrohlich in seiner Gewalt.

Jeden, den ich in dieser kommenden Stunde traf, liebte ich wie ein Kind.

Ich traf eine junge Mangoverkäuferin, wir kannten uns schon seit einigen Tagen, ich war mit ihrer Geschichte vertraut, einer Geschichte, die trostlos war, sie hatte vier Kinder und ihr Mann war gestorben, jetzt kaufte sie Mangos und andere Früchte billig ein auf dem Markt und verkaufte sie teuer an die Touristen, ich lächelte ihr zu, und sie dankte mit einem leuchtenden Blick. Ihr Blick fiel ins Matte zurück, verströmte die mir bekannte samtene Traurigkeit, und wieder sagte ich in Gedanken: Alles ist nur ein Traum. Du träumst einen schweren, einen dunkel-samtenen Traum, und doch: Es ist gleichfalls nichts als ein Traum.

Ich nahm drei Mangos und gab ihr das Geld, und ich liebte sie wie ein Kind.

Ich liebte das Kind, das ich selbst war.

Eine Zärtlichkeit durchfloss mich, als sei ich hilflos verliebt.

Alles war da, um meine Umarmung zu spüren – auch die Bäume, die nahen Sträucher am Weg, die meine „Gedankenarme“ berührten, das manchmal Ungestüme der ungewohnten Empfindung sogleich ins Behutsame abbremsend. In diesem Zärtlichkeitsstrom hatte Verletzendes keinen Platz.

Mit allem, so schien es, verband mich ein Netz wunderbar strömender „heiliger Energie“.

Dreizehn Jahre sind seit diesem Ereignis vergangen.

Es hat sich nie wiederholt, und ich habe es in der Intensität des Erlebten nicht bewahren können. Der Staub des Alltäglichen ist darüber gefallen. Das „Unheilige“ hat mich wieder ergriffen.

Und doch, in manchen Momenten ist es plötzlich in einem blasserem Abglanz erneut gegenwärtig, und ich weiß, dass etwas in mir verwandelt zurück blieb. Wenn Du das Wort erlaubst: eine Erfahrung von „Heiligkeit“, die etwas wie ein „Eins-Sein“ mit allen Dingen bedeutet. Im Erleben ist es nichts „Mystisch-Diffuses“, im Erleben ist es real. Statt von Heiligkeit könnte ich auch einfach von einem inneren „Heilsein“ sprechen. Es ist ein Feuer der Kraft, pulsierend in einem eigenen Licht, wie zugleich ein Ozean unsäglicher Zärtlichkeit, der Zustand einer „Weltverliebtheit“, der doch in jeder Beschreibung nur fragmentarisch bleibt.

Über all die vergangenen Jahre hin versuchte ich seit jener Erfahrung, Schriften und Dokumente zu finden, in denen Menschen etwas berichten in ähnlicher Art.

Es waren nicht die religiösen Schriften, in denen ich etwas von jener Erfahrung wiedererkannte. Religiöse Schriften erzählen Gleichnisse, sie stellen Gebote auf, die in der Mehrzahl Ermahnungen zum „Gutsein“ sind. Und: Sie beanspruchen die einzige Quelle der Wahrheit sein, ihre Prediger grenzen sie von den religiösen Schriften anderer ab.

Es war nicht, was ich suchte.

Meine Erfahrung kannte solche Begrenzungen nicht. Und jede Ermahnung zum Gutsein wäre überflüssig. Das „Gutsein“ war darin wie ein natürliches Atmen.

Doch nach und nach entdeckte ich schließlich Schriften mit Berichten, die wahr und authentisch klangen und die dem von mir Erlebten sehr nahe kamen, ja gelegentlich noch weit darüber hinausgingen. Manchmal war die

Erfahrung wie bei mir von einer Körperablösung begleitet. Doch dies war keine Bedingung. Und die Beschreibungen, so sehr sie sich in ihrem Kern ähnlich waren, hatten viele eigene Nuancen.

Ich berichte Dir bei Gelegenheit mehr davon.

*Mit herzlichem Gruß
Dein Clemens*

14.3.05

Clemens - Marja

Liebe Marja, liebe Schwester, heute, am Deinem Geburtstag, sind meine Gedanken beständig bei Dir.

Ich erwachte mit einem Bild: Der Wald, eine Viertelstunde von unserem Elternhaus entfernt, ich sah diesen Wald wie in einem roten Feuer, vielleicht nur das Feuer eines strahlenden Herbstlaubs, doch auch der dunkle Weiher, an dem wir oft zusammentrafen, funkelte in einem intensiven Rot.

Ich denke an unsere gemeinsamen Kinderjahre, an unsere fest verschworene „Freundschaftsclique“.

An Tanja, an René, der sich so jung das Leben genommen hat, an Arno, an Bujar, der Mitte zwanzig plötzlich aus unser aller Leben verschwand.

Ich fühle das Floß unter mir, das selbstgebaute, mit dem wir an einem Sommerferientag über den Weiher treiben, immer mit diesen zwei alten Spaten rudern, die wir in dem nahen verfallenen Schuppen gefunden hatten.

Schon als kleiner Junge hatte dieser dunkle Waldsee mich fasziniert.

Das große träumende Märchenauge.

Das in verborgener Tiefe blitzende Schloss.

Ich glaubte es fast noch bis zum Tag meiner Einschulung: dass er von schuppenschwänzigen Nixen bewohnt war.

Die beiden Schwäne, die an diesem Waldsee im Schilf ihr Quartier hatten, führten uns jährlich ihre neue Aufzucht von Jungen vor, meist vier oder fünf. Bis dann eines verschwand, und noch ein nächstes verschwand - und manchmal nur zwei zurückblieben. Dann hatte der Fuchs in der Nacht seine Beute gemacht.

Manchmal schwamm die Familie der Schwäne an unserer Seite. Ich sehe den Weiher belegt mit den Goldfliesen der Mittagsstunde. Das Schilf an den Rändern reglos, wie schlafend, in Verzauberungsstarre.

Oft sprangen wir vom Floß ins Wasser. Immer häufiger badeten wir nackt. Als es einmal so begonnen hatte, war es für uns völlig natürlich geworden.

Es war so natürlich wie es uns eine prickelnde Lust und Aufregung empfinden ließ.

Keiner von uns hätte ein Wort darüber an die Eltern verloren. Es war „geheim“. Auch alles was folgte. Es war das „Verbotene“. Wir aber fühlten die prickelnde Lust, die Aufregung, das Glück. Und damit war es ausreichend gerechtfertigt.

Einmal entdeckten wir im Schuppen einen blutenden Mann. Er bedrohte uns mit einem Revolver und verjagte uns. Zwei Tage später fanden wir ihn tot. Bujar und Arno nahmen ihm seine Brieftasche und sein Geld ab und begruben ihn mit den Spaten, einen halben Meter tief. Immer nach einigen Wochen öffneten wir das Grab, genau über seinem Kopf, und studierten die Spuren der Verwesung und wie sie sein Gesicht zunehmend entstellten.

Im Winter, wenn sich die erste feine Eisschicht über den Weiher gelegt hatte, warteten wir ungeduldig, bis sich eine dicke Decke bildete und wir darauf Schlittschuh laufen konnten. Jedes Mal war es dieselbe Versuchung, dieselbe Gefahr: Das Eis lockte, auch wenn es noch nicht fest und sicher gefroren war. Arno brach zweimal ein, einmal Tanja. Ein Wunder, dass es nur so selten geschah und es jedes Mal glimpflich verlief.

Ich erinnere mich an den Moment, Marja, wo ich Dich neben mir summen hörte.

Alle hatten Dich immer für taubstumm gehalten.

Wir alle hatten die wichtigsten Gesten der Taubstummensprache für Dich erlernt. - Aber du warst nur taub.

Dann begann unsere gemeinsame Arbeit. Mein Ehrgeiz war groß. Du solltest nicht nur wie wir alle lesen lernen, du solltest auch sprechen können.

Nach den Schularbeiten traktierte ich Dich manchmal noch für Stunden. Ich grübelte viel über eine Methode. Ich setzte mich vor den Spiegel und malte auf, wie ich die unterschiedlichen Laute formte, das wurde dann Deine erste Tafel zum Sprechenlernen. Ich hatte es mir durchaus mühsam vorgestellt. Doch es war um das Vielfache mühsamer.

Einmal trieb ich es bis an den Punkt, dass du weintest. Eigentlich hatte ich es immer nur mit Loben und Bestätigungen versucht. Ich habe ständig genickt und Dir dann doch ein Zeichen gegeben, es zu wiederholen. Einmal war es zuviel. Ich war sehr erschrocken. Denn es sollte ja alles zu Deiner Freude geschehen: dass man Dich auch ohne die Taubstummengesten versteht.

Liebe Marja, ich will Dir an dieser Stelle erstmals wieder etwas zu Bujar sagen.

Wie Du weißt, ist er siebenundzwanzigjährig aus unserem Leben verschwunden.

Mit zwölf Jahren hatte er seinen Vater erstochen und war kurz darauf in unsere Familie gekommen und unser Adoptivbruder geworden.

Wovon er zu sonst niemandem sprach: Er hatte als junger Mann ein Experiment beschlossen: Er wollte alle Gefühle nach und nach in sich abtöten. Bei allem was er tat, wollte er völlig emotionslos sein.

Warum er dies wollte? Er glaubte, so anderen überlegen zu sein. Er wollte seinen Weg gehen ohne „störende Emotionen“, einen Weg, der ihn sicherer zu Reichtum, Einfluss und Macht führen konnte.

Ich will Dir jetzt erstmals genauer sagen, was damals geschah, als er verschwand. Einen Tag davor hatten wir ein letztes intensives Gespräch.

Er konnte nicht bleiben. Er hatte sich ins Halbweltmilieu verstrickt. Eine feindliche Gang war ihm auf den Fersen. Gleichzeitig wurde er polizeilich gesucht. Er hatte zwei Morde begangen, in Notwehr wie er mir versicherte. Doch es gab gekaufte Zeugen, die bereit waren, gegen ihn auszusagen.

Er hatte sich gefälschte Papiere beschafft und plante eine neue Existenz in Kanada. Er wollte nirgends eine Spur hinterlassen, auch nicht für mich.

Der endgültige Abschied schmerzte mich. Immerhin waren wir über viele Jahre etwas wie Brüder gewesen, eng miteinander vertraut, auch wenn wir uns in vielem unterschieden und unsere Überzeugungen in andere Richtungen gingen.

So machte ich ihm einen Vorschlag und er willigte ein. Die Vereinbarung war: uns nach fünfundzwanzig Jahren wieder zu treffen - gleichgültig welche Wege unser Leben dann genommen hätten, gleichgültig ob wir die Er-

folgreichen und Siegreichen wären oder die vom Leben Getretenen.

Dieser Tag rückt näher: jetzt in sechs Monaten und fünf Tagen.

Übrigens: Arno entwickelte viel Ehrgeiz, Bujar nachzuspüren, auch wenn es ihm nie gelang, persönlich mit ihm Kontakt aufzunehmen. So soll Bujar in Kanada als Besitzer einer Reederei zum mehrfachen Milliardär geworden sein. Das eigentliche Geheimnis seines Lebens, so Arno, doch sei ein anderes.

Ich spüre es sicher: Bujar wird das Versprechen einhalten. Es war ein Ehrenwort unter jungen Männern.

Wir werden uns wiedersehen.

Nochmals: ich denke intensiv an Dich an diesem heutigen Tag.

*Sei herzlich umarmt
Dein Clemens*

Clemens

Jetzt, im Rückblick von über zehn Jahren, sage ich: Clemens war eine der bemerkenswertesten Persönlichkeiten, denen ich je begegnet bin.

Wir kannten uns schon als Jungen. Später trennten sich unsere Wege für einige längere Zeit.

In seinen letzten Lebensjahren liefen unsere Lebensschienen dann wieder aufeinander zu. Wieder waren wir in derselben Stadt zu Hause, nur zwanzig Fußminuten voneinander entfernt. In den letzten drei Jahren seines Lebens besuchten wir uns oft.

Clemens hatte Philosophie und Geschichte studiert, schon mit Anfang dreißig war er ein angesehener Dozent seiner Hochschule. Er war glücklich verheiratet und hatte eine Tochter. Er publizierte in Fachzeitschriften, eine glänzende Hochschulkarriere stand ihm offen.

Dann, siebenunddreißigjährig, traf ihn ein Schicksalsschlag, der auch mich schwer erschütterte, als ich davon erfuhr: Seine Frau und seine Tochter verunglückten tödlich bei einem Verkehrsunfall.

Clemens zog sich für ein Jahr von jeder Öffentlichkeitsarbeit zurück. Es war ein Jahr intensiver Trauerarbeit – ein Jahr, in dem sich offenbar eine tiefgreifende Verwandlung in ihm vollzog.

Sechs Jahre darauf traf ihn ein neuer Schicksalsschlag: ein Tumor. Er bekämpfte ihn mit den konventionellen Mitteln der Medizin, die aber keine Besserung brachten. Dann besann er sich, angeregt durch ein Buch, im Umgang mit seiner Krankheit auf einen anderen Weg. Ich kann es hier nur andeuten: Er mobilisierte durch eine Form der speziellen Gedankenarbeit und Meditation seine „inneren Heilenergien“. Mit Erfolg. Nach zwei Jah-

ren hatte er den Tumor völlig zum Verschwinden gebracht.

Seine Arbeit an der Hochschule hatte er während der Zeit der Erkrankung aufgeben müssen, und er kehrte anschließend auch nicht mehr dorthin zurück. Es genügte ihm, an der Volkshochschule zu unterrichten – zunächst in seinen Fächern Philosophie und Geschichte. Dann gab er Sprachkurse für Ausländer. Gewiss musste er mehr als früher mit seinen Kräften haushalten. Doch jeder Gedanke an eine Hochschulkarriere und jeder damit verbundene Ehrgeiz waren in ihm erloschen.

Durch seinen Sprachunterricht war er mit vielen Ausländern und Asylanten in Kontakt, und er entwickelte in einigen Fällen ein intensives soziales Engagement. Er begleitete ausländische Familien bei Behördenwegen, einigen gab er sogar in seinem Reihenhalfhaus, das eine gut ausgebaute Kellerwohnung hatte, für Tage, manchmal Wochen Quartier. Familien, die er zu Unrecht von der Abschiebung bedroht sah, vermittelte er an einen befreundeten Anwalt.

Nach fünf Jahren schlug der Tumor erneut zu. Immerhin, fast drei Jahre konnte Clemens sein Sterben noch hinauszögern. Doch diesmal verlor er den Kampf. Allerdings, er bekämpfte ihn, wie ich es als Beobachter zu sehen meinte, nicht mehr mit derselben Entschiedenheit.

Seit jener Erfahrung, die er bei seinem Aufenthalt in Indien beschreibt, beschäftigten ihn die Aufzeichnungen und Biografien von Menschen mit „spirituellen Erfahrungen“, die ähnlich wie seine eigene waren. Dies nahm mehr und mehr einen zentralen Platz in seinem Leben ein, die an den Universitäten gelehrte Philosophie verlor dabei für ihn schließlich jede Attraktion.

Zugleich blieb es ihm bis in die letzten Jahre wichtig, sich in das Leben „einzumischen“, so weit es seine Kräfte erlaubten, vor allem überall dort wo er ein Unrecht sah. Er wurde nie zum weltabgewandten Mystiker.

Leider ging er dabei schließlich auch ein hohes Risiko ein – als er drei Jugendliche einer Roma-Familie bei sich aufnahm. Ihre Eltern waren mit ihnen auf der Flucht aus dem Kosovo. Bevor sie Deutschland erreichten, wurden die Eltern mit einem Verhaftungsbefehl aus dem Zug geholt, man ließ sie nicht mehr zum Zug zurück, und von da an waren die Jugendlichen auf sich selbst gestellt. Sie verfügten über die Adresse eines Roma-Freundes der Eltern, der allerdings in jenem Haus nicht mehr wohnte, und so irrten sie ziellos durch die Stadt.

Clemens hatte reichlich Einblick in die Notunterkünfte für Asylanten erhalten, schnell fasste er den Entschluss, die drei Jugendlichen in sein Haus einzuquartieren. Diese, ein sechzehnjähriges und ein vierzehnjähriges Mädchen wie ein dreizehnjähriger Junge (mit der Sechzehnjährigen konnte er sich auf Englisch halbwegs verständigen), fassten rasch Vertrauen, in der Kellerwohnung war ausreichend Platz. Alle hofften, dass die Eltern bald nachfolgen würden.

Zunächst wusste Clemens von der Vorgeschichte, die diese Jugendlichen mitbrachten, nichts. Ihre Eltern und somit die ganze Familie waren in ein Blutrachedrama verwickelt. Es blieb ihnen keine Wahl, als den Kosovo auf dem schnellsten Weg zu verlassen.

Diese drei Jugendlichen schwebten unverändert in großer Gefahr. Als sich die Anzeichen häuften, dass sie auch hier in Deutschland ernsthaft bedroht waren, versuchte Clemens, sie in einem entfernten Asylantenheim in Süddeutschland unterzubringen. Doch sie kehrten nach wenigen Wochen von dort zurück, und alles spitzte sich

weiter dramatisch zu. Clemens besorgte ihnen nochmals eine andere Unterkunft, in der er sie sicherer glaubte. Und doch konnte er die zweimalige gewaltsame Konfrontation letztlich nicht vermeiden, beim zweiten Mal eine Konfrontation mit dramatischen Folgen.

Noch etwas anderes ereignete sich während jener Monate seiner engen Bekanntschaft mit jenen Roma-Geschwistern, etwas das Clemens nach dem Tod seiner Frau bereits für immer aus seinem Leben gestrichen hatte: dass er noch einmal in eine tiefe Liebe verfiel.

Er musste erkennen, dass das Alter ihm keineswegs den Schutz des „Abgeklärten“ bot. Es war eine Liebe, die ihn über Wochen hin durch alle Stadien von Entzücken, von Qual und Selbstzweifel und wieder Glück und Entzücken trieb. Es war Liebe in allen Facetten.

Und immer hatte er eine Verabredung und ein Datum im Blick: das Wiedersehen mit Bujar.

Bujar

Von einer zweiten bemerkenswerten Persönlichkeit möchte ich sprechen:

Bujar, Clemens Adoptivbruder.

Er gehörte zu unserer Freundesclique, die wir als Jungen mit seiner Schwester Marja und noch drei anderen Kindern aus der Nachbarschaft bildeten.

Bujar. Woher stammt ein solcher Name? Sein Vater war Serbe. Später schenkte ihm jemand ein Kinderbuch, dessen Held ein Zauberer mit eben diesem Namen war. Es faszinierte ihn so, dass seine Gedanken danach beständig ums Zaubern kreisten.

Mit seinem ersten Zauberkasten schloss er sich, zehnjährig, eine Woche lang in sein Zimmer ein; als er wieder unsere Gesellschaft suchte, absolvierte er ein perfektes Trick- und Zauberprogramm. Ich, neunjährig, saß stauend unter den Zuschauern, minutenlang stand mir der Mund offen. In diesem Moment hätte ich Stein und Bein geschworen, dass Bujar ein echter Magier war. An dieser Überzeugung hielt ich sicher noch zwei Jahre fest. Für Clemens und mich blieb lange dieser Nimbus um ihn: Er war nicht nur der ein Jahr Ältere, er war der Mächtige, der Begnadete.

Zwei Jahre später erstach er seinen Vater, der seit vier Jahren sein Alleinerzieher war. Dieser Mann hatte ihn zum wiederholten Male im Vollrausch brutal verprügelt. Bujar griff ein Küchenmesser und streckte ihn mit mehreren Messerstichen nieder.

Man schickte ihn daraufhin auf ein Internat.

Nach einem halben Jahr entschieden sich die Eltern von Clemens, Bujar zu adoptieren. Er hatte auch früher schon viele Wochen in der Familie verbracht, weil sein Vater beruflich häufig auf Reisen war.

Bujar hatte nach Abschluss der Schule ein Experiment beschlossen. Das Experiment war, alle Emotionen nach und nach in sich abzutöten. Nichts sollte bleiben als ein rationaler Beobachter.

Schon früh wussten wir, Clemens und ich, dass Bujar eine Wesensseite hatte, die uns befremdete, ja manchmal sogar ängstigte. Immer wenn wir den verfallenen Schuppen im Wald aufsuchten, hatte er sein Feuerzeug dabei. In den dämmrigen Ecken hockten Dutzende von Spinnen. Er hielt das brennende Feuerzeug unter sie, bis sie zu kleinen schwarzen Knoten verbrutzelt waren. Er tat es mit ruhiger Hand, ohne jede innere Rührung. Anderer-

seits bereitete es ihm Lust, die Spinnen mit Insekten zu füttern. Hatte er einen Käfer oder eine Raupe gefangen, hängte er diese in eines der Spinnennetze und sah mit Vergnügen, wie sie sich zappelnd immer mehr in den Netzen verfangen und die Spinnen sie schließlich einrollten.

Im Abenddämmer suchte er Bäume auf, in denen er zuvor schlafende Fledermäuse ausfindig gemacht hatte. Wenn sie ausflogen, verfolgte er sie mit einem Luftdruckgewehr, manchmal holte er an einem Abend mehrere vom Himmel.

Später briet er sie über unserer Feuerstelle, auf der wir häufig ein Lagerfeuer entzündeten, und fütterte Marjas Hund mit ihnen.

Ich erinnere mich an einen Abend, als er wieder zwei Tiere abgeschossen hatte und diese noch hilflos im Gras zappelten. Sie waren nicht mehr zu retten, schließlich gingen Clemens und ich zu ihnen und erschlugen sie mit einem Stein.

Etwas in Bujar war dunkel, zugleich strahlte er eine Kraft aus, die wiederum ihre Faszination hatte. Seit seiner Jugend kannte er seinen Weg und sein Ziel: zu den „Mächtigen“ dieser Welt zu gehören; niemandem dienen müssen, niemandem untertan sein. Es bedeutete: Er musste die eigentlichen Schalthebel der Macht ausfindig machen. Und einmal dort selbst seinen Platz einnehmen. Die besten Chancen dazu hatte der, der diesen Weg emotionslos und in kalter Zielstrebigkeit ging.

Auch in seinem Leben geschah ein Bruch.

Er schloss sein Studium der Volkswirtschaft ab, doch nicht um einen Beruf zu ergreifen. Mit vermehrtem Engagement setzte er fort, was er schon vor Jahren begonnen hatte: mit einem kleinen Kapital an der Börse zu

spekulieren. Ganze Tage verbrachte er zudem in Spielcasinos. Er meinte, ein bestimmtes System entdeckt zu haben, dass ihm auf Dauer immer einen Zuwachs an Geld garantierte. Doch die Erfolge blieben mäßig, jedenfalls entsprachen sie seinen Erwartungen nicht.

Durch eine Zufallsbekanntschaft stieg er ein ins Rotlichtmilieu. Er nahm den Platz eines nach einer Schlägerei ins Koma gefallenem Zuhälters ein. Hier endlich floss das Geld in der gewünschten Fülle. Er sah es für sich selbst als eine Zwischenstation, die nur dem Zweck diene, sein Kapital an der Börse und für die Casinos aufzubessern, wo weiterhin sein eigentliches Tätigkeitsfeld liegen sollte.

Er kannte die vielen Fallstricke seines neuen Gewerbes im Rotlichtmilieu nur unzureichend. Plötzlich sah er sich mit Anschuldigungen und Drohungen konfrontiert. Als ein Kämpfertyp, der er war, nahm er diese anfangs nicht ernst, dann kam es plötzlich zu einer lebensbedrohlichen Auseinandersetzung und Verfolgungsjagd. Er war der Schnellere, er schoss die zwei Anführer einer rivalisierenden Gang nieder. Doch damit stand sein Name auf einer schwarzen Liste, hier galten die Gesetze einer unbittlichen Abrechnung.

Auch die Flucht in eine andere Stadt hätte ihn aus diesem Sumpf, in den er geraten war, kaum gerettet. Er kannte die Finessen seiner potentiellen Verfolger, sie konnten an jedem Ort ihre Fangnetze auslegen. Und auch die Polizei fahndete inzwischen nach ihm.

Er konnte seiner Festnahme nur knapp entkommen. Immerhin war es in einem Milieu wie diesem relativ leicht, an gefälschte Papiere zu gelangen. Wie ich von Clemens nach Jahren erfuhr, hatte er sich so nach Kanada abgesetzt.

Zuvor hatte er mit Clemens jene Verabredung getroffen, von der schon berichtet wurde. Nach fünfundzwanzig Jahren sollte es ein Wiedersehen geben.

Der Tag dieser Wiederbegegnung rückte näher.

Der Faden zu Clemens war währenddessen nicht vollständig abgerissen, auch wenn es keine persönlichen Kontakte mehr gab.

Durch Arno, einem anderen Jungen unserer „Clique“, der früh im Bankgeschäft tätig wurde, erhielt Clemens nach den ersten elf Jahren einige Hinweise: Bujar hatte es zum Besitzer einer Reederei und zum mehrfachen Milliardär gebracht. Doch Reichtum und Besitz allein waren nicht sein Ziel, er wollte Einfluss und Macht.

Den Weg in die Politik zog er offenbar nie ernsthaft in Betracht. Er glaubte, dass Politiker weitgehend Marionetten seien und dass er die eigentlichen Schalthebel der Macht an anderer Stelle suchen musste.

Waren es kleine Eliten, die hinter den Kulissen die Geschehnisse der Welt regierten?

Waren es milliardenschwere Wirtschaftsmagnaten?

Waren es möglicher Weise Geheimbünde?

All diese Dinge hatte er bereits als Jugendlicher mit Clemens, doch vor allem mit Arno diskutiert, nachdem dieser ein Buch über Geheimgesellschaften, speziell die „Illuminaten“, in die Hand bekommen hatte. Arno war nach dieser Lektüre fest überzeugt, dass es hinter den Kulissen eine kleine Elite gab, die die Fäden der Macht heimlich in ihren Händen hielt – die „Illuminaten“, und dieser Überzeugung blieb er treu.

Teilte auch Bujar diese Überzeugung und wurde es sein Bestreben, den Weg zu einer solchen Elite, den „im Geheimen Herrschenden“, zu finden und sich ihr anzuschließen?

Auch dessen war Arno sich sicher. Er verfolgte aus der Ferne weiterhin Bujars Spuren – jedenfalls einen Mann, den er als Bujar meinte ausfindig gemacht zu haben. Dieses Leben schien sich tatsächlich ganz den Ambitionen Bujars entsprechend zu entwickeln.

Ich nehme an dieser Stelle vorweg, dass die Rückkehr Bujars nach den vereinbarten fünfundzwanzig Jahren für ihn tödlich endete. Es geschah zwei Nächte, nachdem er Clemens getroffen hatte.

Es handelte sich offensichtlich um einen Mord. Trotz seiner zwei Leibwächter war er nicht zu verhindern. Bujar wusste unbestimmt, dass er sich in Gefahr befand. Doch konnte jeder Ort für ihn gefährlich werden. Er lebte seit Jahren in einer Welt, die nur Sieger oder Verlierer kennt, nur Zweckbündnisse und keine Freundschaften. Seine Zeit als Sieger war vorbei.

Clemens überlebte ihn nur wenige Monate.

Diese Geschichte wird im Wesentlichen die Geschichte meines Freundes Clemens sein.

Doch die seines Adoptivbruders Bujars gehört zu ihr, unverzichtbar, wie ich empfinde, auch wenn sie den Seitenzahlen nach nur einen vergleichsweise kleinen Raum einnehmen wird.

Ich will das Bild vervollständigen, indem ich noch einmal in die gemeinsamen Kindheitsjahre zurückkehre und der bereits erwähnten Schwester von Clemens wie den Kindern unserer Nachbarschaft, die unsere damalige „Freundesclique“ bildeten, ein paar weitere Seiten widme.

Fast alle, bis auf René, hatten auch in Clemens späterem Leben noch ihren Platz.

Marja, Arno, Tanja, René

Der von Clemens erwähnte Schuppen war in den Nachkriegsjahren ein Lagerschuppen für Briketts gewesen. Jetzt stand er leer. Er war verriegelt, doch es genügte ein Schraubenzieher, um die Riegelhalterung abzulösen. Arno besorgte ein neues Schloss. Mit dem neuen Schlüssel sahen wir uns stolz als alleinige und berechtigte Besitzer dieses Schuppens.

Jedes Jahr lagerten wir etwas Neues darin ab: alte Matratzen und kleinere Möbelstücke, die wir auf Unrathalden gesammelt hatten. Sogar ein Garderobentisch mit Garderobenspiegel zierte schließlich den noch immer nach Briketts und sonst muffig und schimmelig riechenden Raum.

Die Fenster waren zugenagelt. Doch durch die offene Tür fiel ausreichend Licht, und wenn wir sie schlossen, behelfen wir uns mit einer Taschenlampe oder zündeten Kerzen an.

Einmal gab es eine brenzlige Situation: Als wir uns der Schuppentür näherten, war das Schloss aufgebrochen. Auf einer unserer Matratzen lag stöhnend ein Mann. Er blutete. Sobald er uns wahrnahm, zückte er eine Pistole und legte auf uns an. Wenn wir „bis drei nicht verschwunden“ seien, werde er auf uns schießen. Und er zählte bis drei. Dann rief er uns nach: Wir sollten uns an dieser Stelle nie wieder blicken lassen.

Nach zwei Tagen wagten wir es doch: Arno, Bujar und ich öffneten leise die Tür, der Mann lag noch immer auf der Matratze und wir schlichen zu ihm. Er regte sich nicht mehr, er war tot.

Am Abendbrottisch hörte Arno von seinen Eltern, dass seit zwei Tagen ein Bankräuber gesucht wurde. Er hatte, als die Polizei anrückte, das Bankgebäude ohne Beute

verlassen. Er war in ein kurzes Feuergefecht mit der Polizei verwickelt, dann konnte er entkommen.

Wir berieten uns: Ob wir die Polizei verständigen sollten? - Doch man hätte dann auch unseren Schuppen entdeckt und ihn mit Sicherheit wieder verschlossen. Der alte Schuppen war unser Geheimnis, und er sollte es bleiben. Auch hatten Bujar und Arno dem Mann sein Geld abgenommen, nicht viel, doch nun war es unseres.

Keiner trauerte einem Bankräuber nach. So begruben wir ihn selbst. Doch es blieb ein seltsames Empfinden von Unheil an dieser Stelle. Von Zeit zu Zeit schaufelten wir die Erde fort und sahen uns den verwesenden Körper an, vor allem das Gesicht.

Jetzt, da wir das Begräbnis selbst durchgeführt hatten, mussten wir in jedem Fall darüber schweigen. Und wir hielten es durch.

Tanja pflanzte schließlich Margeritten auf den Grabplatz, dann auch einige Tulpen.

x x x x

Mit dem Schwanenpaar hatten wir richtige Freundschaft geschlossen.

Wir besuchten sie auch im Winter an ihrem Waldsee. Wir fütterten sie mit Wurstbrotten, mit Nüssen und Rosinen, Weihnachten auch mit Lebkuchen, und die Schwäne waren so zutraulich geworden, dass sie uns aus der Hand fraßen.

War es sehr kalt und alles zugeschneit, ging wenigstens jeden zweiten Tag einer zum Weiher. Die Schwäne watschelten uns schon entgegen, sie waren diese Fütterung so gewohnt, dass sie sich allein wahrscheinlich gar nicht mehr hätten ernähren können.

An sehr frostigen Tagen nahmen wir sie sogar in den Schuppen. Doch wenn sich die Tür vor ihnen schloss und sie im Dunkeln zurückblieben, hörten wir ihre kläglichen Schreie. So ließen wir die Tür schließlich offen – und blieben dann selbst in Angst zurück um unsere gesammelte Einrichtung.

Im Frühling warteten wir auf das Schlupfen der Jungen. Wir wussten, dass die Jungschwäne, die überlebt hatten, im Herbst von dem Elternpaar Abschied nahmen und dann verschwunden waren. Sie suchten sich neue Quartiere an anderen Seen.

Auch wenn das Schwanenpaar den Nistplatz wechselte, fanden wir schließlich immer das Nest. Einmal waren wir direkt dabei, als zwei Schwäne schlupften und dann wie graue Wollknäuel auf den Wellen trieben.

Die Füchse doch waren eine Gefahr. Nie blieben alle der vier oder fünf, manchmal auch sechs geschlüpften Schwäne am Leben. Wir bauten für die Schwanenfamilie schließlich ein Schutzgehege aus Brettern und festem Draht, doch sie nahmen es nicht an. Auch wenn wir sie mit Futter dort hineingelockt hatten, wollten sie anschließend wieder hinaus. Es war ihnen nicht klar zu machen, dass wir nur freundlich etwas zu ihrem Schutz tun wollten und dass dieses Gehege keineswegs ein Gefängnis für sie war.

Einmal nach einem Sommerurlaub waren nicht nur einige Jungschwäne, es war auch das Schwanenpaar selbst verschwunden. Wir sahen es nicht wieder. Und es kehrten auch keine neuen Schwäne an den Weiher zurück.

x x x x

Clemens erwähnte es schon:

Wir tummelten uns meist nackt im Wasser. Zunächst nur an einigen Nachmittagen, an denen wir Jungen unter uns waren.

Dann auch als Arnos Schwester, Tanja, dazu kam. Schließlich war auch die Schwester von Clemens, Marja, dabei. Alle schwammen wir nackt.

Immer häufiger trieben wir danach auch nackt auf unserem selbstgebauten Floß.

Es gab die kleine Peinlichkeit des Beginns. Doch die war schnell vergessen. Begann es Gewohnheit und natürlich zu werden, dann war die Belohnung eine prickelnde Lust.

Während zweier Sommer kam es häufiger auch zu kindlichen Sexspielen. Dafür zogen wir uns in den Schuppen zurück.

Wir saßen nebeneinander und berührten uns vorsichtig an allen Stellen, die unsere Neugier weckte. Vor allem Tanjas schlanker, geschmeidiger Körper verzauberte mich, schon wenn sich unsere nackten Schultern berührten, durchrann es mich heiß. Ich fuhr mit zitternden Fingern über ihre Brust, sie ließ es geschehen, und auch ich ließ geschehen, dass sie nach meinen Lenden tastete und sie streichelte und sanft auch alles berührte und streichelte, was unterhalb lag. Und auch ich tastete mich an ihrem Körper abwärts, in zitterndem Entzücken.

Nie versuchte einer von uns den direkten Geschlechtsverkehr. Doch taten wir alles, was mit dem Wort Petting beschrieben wird. Es war, so banal es in diesen Worten gesagt ist, immer aufs Neue aufregend und schön. Es zauberte in diese glühenden Sommertage einen eigenen Klang. Lehnte ich an einem der Mädchenkörper, so fühlte ich mich wie in eine helle tanzende Flamme versetzt.

Wir wussten, dass wir über das, was wir hier taten, vor unseren Eltern nicht reden konnten. Sex war in diesen

Jahren unserer Kindheit noch kein gängiges Thema. Man sprach einfach nicht darüber. Wir spürten unbestimmt, dass wir etwas „Verbotenes“ taten, doch keiner hatte dieses Verbot uns gegenüber klar ausgesprochen. So lag auch kein deutlicher Schatten von Schuld auf dem, was geschah. Und schon gar nicht brauchte es den Reiz des Verbotenen – der Reiz war da, übergroß.

Dann, im wieder folgenden Sommer, war alles vorbei. Das Jahr, das uns in die Pubertät schleuderte, raubte uns die alte Unbefangenheit. Die paradiesische Natürlichkeit des Nacktseins war uns auf einmal verloren gegangen. Sie ließ sich nicht wieder herstellen.

Etwas an René war mir aufgefallen. Die Körper der Mädchen interessierten ihn wenig. Mit einem Wort wie „homosexuell“ konnten wir damals noch wenig anfangen. Sex war ein Tabuthema, noch mehr war es die gleichgeschlechtliche Liebe. Damit freilich konnte sie auch nicht in die Kategorie des Sündhaften und Abnormen gehören. René bevorzugte den spielerischen Sex mit anderen Jungen. Das war damals bei Jungen in der Vorpubertät relativ weit verbreitet, es bedeutete nicht, dass diese Jungen homosexuell empfanden, es war lediglich eine noch unbefangene Suche nach Körperspaß.

René allerdings war homosexuell. Und er war es in einer Form der Abweichung, die schließlich einen tragischen Schatten über sein Leben warf.

Marja:

Über Clemens Schwester Marja ist schon gesagt worden, dass sie taub war und dass wir alle ihr zuliebe uns die wichtigsten Gesten der Taubstummensprache zu eigen machten. Es war uns wichtig, dass sie an allem teilnahm und alles mitbekam. Sie strahlte eine natürliche Heiterkeit aus, so dass wir alle sie mochten.

Clemens trainierte mit ihr mit bewundernswerter Ausdauer und Geduld. Er entdeckte, dass sie fähig war, Laute von sich zu geben, also nicht stumm war, und er setzte seinen ganzen Ehrgeiz in das Ziel, ihr ein verständliches Sprechen beizubringen. Er konnte es nicht korrigieren, indem er den Fehler benannte, er konnte nur immer wieder die Lippen verformen, wie sie es nachahmen sollte, es begann mit den Wörtern „ja“ und „nein“, dann schlossen sich Wörter an wie „bitte“ und „danke“, er übte die Namen der Gruppe mit ihr ein, zunächst ihren eigenen, dann seinen.

Ich gestehe, dass ich diesen Versuch anfangs nicht würdigen konnte. Was Wörter sein sollten, kam hervor als ein sonderbares Summen und Lallen, mal klang es schrill dann dumpf und vermurmelt, wusste man nicht, was sie sprechen sollte, blieb es absolut unverständlich.

Das änderte sich von Jahr zu Jahr. Immer häufiger kamen tatsächlich verständliche Wörter aus ihrem Mund, manchmal auch kleinere Sätze. Geradezu eine Meisterschaft entwickelte sie im Lippenlesen. Auf die Gesten der Taubstummensprache konnte man häufig ganz verzichten, sie las einfach von den Lippen ab, was man sprach.

Zwischen Clemens und ihr blieb während der ganzen Lebenszeit des Bruders eine enge Verbundenheit bestehen. Als sie heiratete und ihrem Mann in dessen Stadt folgte, sechshundert Kilometer von Clemens entfernt, entwickelte sich ein intensiver Schriftverkehr, zunächst in Form von Briefen, dann als Computer-Mails.

In Clemens Labtop befand sich eine eigene Rubrik für sie, schlicht überschrieben mit ihrem Namen. Diese Briefe geben viele Auskünfte über sein Leben, die ich teils kannte und doch in manchen Details nie erfahren hatte. Vor allem in sein letztes Lebensjahr erhielt ich so wertvolle ergänzende Einblicke.

Marja hat inzwischen vier Kinder, und sie leitet eine Tanzgruppe für Gehörlose. Gehörlos sein und tanzen – wie passt so etwas zusammen? Marja hat eine spezielle Art des Tanzes in einem Raum entwickelt, der über den Boden die starken Schwingungen unterschiedlicher Rhythmen mitteilen kann. Alle Tanzfiguren werden zudem wie beim Ballett vor einem großen Wandspiegel trainiert. Ihre Tanzvorstellungen, zu denen sie vierteljährlich einlädt, sind beliebt, und sie kann über Zulauf von neuen Interessenten nicht klagen.

Arno:

Arno war schon als Junge ein eifriger Leser, vor allem Sciencefiction interessierte ihn, dann waren es mehr und mehr Bücher mit Verschwörungstheorien, die ihn faszinierten. Später recherchierte er dazu auch regelmäßig im Internet und sammelte zu den unterschiedlichsten Themen immer neue Details. Überall sah er heimliche Manipulation und Verschwörung.

So glaubte er, dass die Mondlandung ein Fake sei, für eine staunende schamlos düpierte Welt in einem abgelegenen Wüstengebiet inszeniert. Wie konnte die in den Mondsand gesteckte amerikanische Fahne flattern? Wieso erkannte man am Nachthimmel keinen einzigen Stern? Auch für das Einstürzen der Twintowers im Jahr 2001 sah er die Verantwortlichen beim FBI, das Ziel war, einen Vorwand für einen Krieg gegen die „Achse des Bösen“ zu haben, wie Präsident Bush es formulierte, speziell für den Krieg in Afghanistan und gegen den Irak.

Doch auch geheim und verschwörerisch agierende Institutionen wie das FBI waren letztlich nur Handlanger. In diesem Weltbild existierte ein mehrstufiges Pyra-

midensystem, in dem nur ein kleiner Kreis von Auserwählten die Spitze besetzt hielt und alle maßgeblichen Entscheidungen traf, in Wirtschaft und Politik. Sie beherrschten die Medien, sie regierten mit an allen Konferenzen der Welt und gaben die Richtung vor. Eines ihrer einträglichsten Geschäfte war der Waffenhandel, so dass sie Interesse am Aufflammen immer neuer Kriege hatten.

Ihre grundsätzliche Intention war es, die Massen dumm und unmündig zu halten, denn nur eine solche Masse ließ sich steuern und in Sklavendiensten halten. Jedes Mündigwerden der Menschen gefährdete ihre Positionen der Macht.

An der Spitze der Pyramide stand für Arno der Orden der Illuminaten.

Adam Weishaupt, ein Bayer, hatte den Orden 1776 gegründet, zunächst unter anderem Namen, es lag ihm vor allem daran, eine Speerspitze gegen die an der Universität Ingolstadt dominierenden Jesuiten zu schaffen. Im Weiteren war sein Anliegen, den Orden der Rosenkreuzer und die Freimaurer zu bekämpfen. Der Name „Illuminatenorden“ entstand erst im Jahr 1778, der Orden wuchs nun auf 60 Mitglieder an und illustre Persönlichkeiten aus einflussreichen Fürstenhäusern und Literaten wurden angeworben.

Es folgten interne Krisen und schließlich ein Verbot. Damit begann jedoch die eigentliche Wirksamkeit, die nun ganz aus dem Verborgenen geschah – so wieder die Überzeugung von Arno. Keiner kann Zugang zu diesem Orden finden, der nicht von diesem auserwählt wird. Voraussetzung ist die Eigenschaft des kühl planenden Strategen, der sich von keinen Emotionen beirren lässt. Mitleid und Skrupel haben in einer solchen Position keinen Platz. Das oberste Ziel ist Einfluss und Macht.

Arno beschickte seinen Freundeskreis, zu dem er auch weiterhin Clemens und mich zählte, über das Internet etwa dreimal im Jahr mit seinen neuesten Rechercheergebnissen.

Auch in seinem Leben gab es eine harte Probe.

Seine Ehe, die mit einer stürmischen Verliebtheit begonnen hatte, endete in einer traurigen Entfremdung, immer häufiger zog sich die Ehefrau mit den beiden Töchtern zu ihren eigenen Eltern zurück.

Eines Tages teilte sie mit, dass sie die Scheidung wolle und nicht mehr zurückkehren werde. Die Töchter, inzwischen zehn und acht Jahre alt, doch hingen am Vater, und sie gaben klar zu verstehen, dass sie in diesem Fall lieber beim Vater wohnen würden.

Arno erfuhr erst nach Jahren, dass es diesen Wunsch seiner Töchter gab. Die Mutter, aufgebracht und verletzt, behauptete das Gegenteil und setzte alles in Bewegung, dass dem Vater der Kontakt mit den Töchtern völlig untersagt wurde. Sie erfand Geschichten, die ihren Mann in einem bedrohlichen Bild und als Gefährdung für die beiden Mädchen erschienen ließen. Wie hatte er die Töchter in diese emotionale Abhängigkeit von sich gebracht? Da konnte etwas nicht stimmen.

Der Vater stritt um sein Besuchsrecht, vergebens. Immer wieder suchte er den Kontakt. Er schrieb an die Töchter verzweifelte Briefe. Die Mutter fing sie ab und die Mädchen bekamen sie nie zu Gesicht. Sie antwortete mit fingierten Briefen, in denen sie mitteilte, dass die Töchter selbst den Kontakt mit dem Vater nicht wünschten. Und in gleicher Art informierte sie ihre Töchter: Der Vater habe kein Interesse an ihnen.

Erst nach sechs Jahren stellte eine Psychiaterin fest, dass die Mutter depressiv und psychisch krank war. Man

hätte ihr die erfundenen Geschichten nie glauben dürfen. Der Vater war rehabilitiert. Doch für ihn und die beiden Töchter gab es sechs verlorene Jahre.

Sie waren inzwischen Teenager. Sie hatten ihre Freundesclique und der Vater war ihnen entfremdet. Dass er sie liebte und das Interesse an ihnen nie verloren hatte, war ihnen schwer begreiflich zu machen – es bedeutete, dass die Mutter sie über Jahre belogen hatte. So verhielt es sich, doch diese Frau war krank. Und es so einzuordnen, überforderte die Töchter ebenfalls.

Erst mit den folgenden Jahren setzte ein langsamer Prozess der erneuten Annäherung ein. Arno schwieg oder er blieb einsilbig, wenn man ihn auf dieses Thema ansprach. Die jahrelange Trennung, die auf Verleumdungen beruhte und mit einem intriganten Verhalten einherging, hatte eine tiefe Wunde in ihm hinterlassen. Wer war hier schuldig? Eine Frau, die selbst in ihren Ängsten und Depressionen gefangen war?

Tanja:

Tanja, Arnos Schwester, war von ihren frühen Mädchentagen an von einem einzigen großen Traum erfüllt: Schauspielerin zu sein, gleichgültig ob auf der Bühne oder im Film.

Schon in der Schule organisierte sie eine eigene Theatergruppe und studierte Stücke ein, in denen sie jedes Mal die weibliche Hauptrolle spielte.

Ich gebe ihrer Lebensgeschichte etwas mehr Raum, denn wir Jungen – wenigstens Bujar, Clemens und ich – waren eine Zeit lang heftig in sie verliebt.

Sie war eine Mädchenschönheit – mit fein geschwungener Nase und feinen Lippen und rundlichem hübschen Kinn. Allerdings, die Nase wuchs noch einige Jahre wei-

ter und so auch das Kinn, das eine markante und damit leicht grobe Form annahm, auch die Nase war jetzt markant, etwas spitz und sie hatte den feinen Schwung verloren.

Tanja war damit noch immer eine durchaus attraktive Frau. Doch von einer Schönheit hätte keiner mehr gesprochen. Sie wechselte wöchentlich die Frisur und schminkte sich viel. Und immer war sie adrett und modisch gekleidet.

Sechsmal nahm sie Anlauf, einen Platz bei der Schauspielschule zu erhalten, in drei unterschiedlichen Städten, jedes Mal betrug die Schar der Bewerber mehr als das Zehnfache dessen, was die Schauspielschule an neuen Schülern aufnehmen konnte, beim sechsten Mal schaffte sie es. Man räumte ihr eine Chance als Charakterdarstellerin ein, ohne Zweifel war sie begabt, und sie arbeitete hart an sich, während sie nebenbei noch bis zur Erschöpfung jobbte, die Eltern konnten sie finanziell nicht unterstützen.

Sie bestand die Abschlussprüfung, sogar mit Bravour, doch das nächste Dilemma folgte: Von den vielen hundert Schauspielern, die die Schauspielschulen jährlich mit einem Diplom entließen, konnten nur wenige Dutzend auf eine Anstellung an einem Theater hoffen, darüber hinaus bestand kein Bedarf. Für die vielen waren die Chancen gleich Null. (Ein bis heute unverändert trauriger Umstand.)

Tanja erkämpfte sich hartnäckig kleine Rollen in abgelegenen Provinztheatern, sie erhielt eigenen Bühnenbeifall, sie hatte akzeptiert, dass ihre Karriere nur über bescheidene Anfänge mit kleinen Gagen beginnen konnte. Doch Jahr um Jahr verging, es blieb bei den kleinen Rollen, bei kleinen Gagen, eine Karriere wollte sich nicht einstellen.

Sie verfiel in Depressionen, sie trank. Das Trinken, schon während des Frühstücks, wurde zur Gewohnheit. Immer öfter fiel sie schon früh am Abend völlig berauscht ins Bett.

Nach zwei Jahren war sie abhängig, alkoholkrank. Und gerade jetzt traf sie eine alte Freundin wieder, die in einem renommierten Ensemble inzwischen fest Fuß gefasst hatte. Die Freundin war bereit, sich für sie einzusetzen, auch war eben eine geeignete Rolle in Sicht, und die ersten Proben verliefen versprechend. Dann „schlug“ der Alkohol zu: Zur nächsten Probe erschien Tanja lallend, dies erste Mal verzieh man es ihr, ein zweites Mal nicht mehr.

Sie musste zum Entzug in klinische Behandlung, sie durchlebte erneut eine Zeit tiefster Depressionen. Dann besann sie sich darauf, dass sie als Mädchen ihre Klassenkameraden zum Theaterspiel animiert hatte, sie konnte für Theatertexte Begeisterung wecken und eine ihrer Begabungen war zweifellos auch die Regie.

Sie hatte schon mehrmals vom Beruf der Theaterpädagogin gehört, doch er passte mit ihren eigenen Karrierewünschen nicht zusammen. Nun dachte sie erstmals ernsthaft darüber nach. Sie machte sich kundig über den zusätzlichen Ausbildungsweg, da sie bereits ihr Diplom als Schauspielerin hatte, waren nur zwei weitere Studienjahre in Pädagogik erforderlich. Sie rührte keine Flasche mehr an. Sie arbeitete wieder hart, diesmal mit finanzieller Unterstützung der Eltern. Bei den abschließenden Prüfungsarbeiten belegte sie einen der vordersten Plätze.

Sie hat ihre „Berufung“ inzwischen gefunden – eine Berufung, die ihr über Jahre zunächst unbekannt war. Sie ist eine Autorität im guten Sinn dieses Wortes: klar und bestimmt in der Ansage, doch dies immer mit offe-

nem Ohr und dann auch kompromissbereit. Sie treibt ihre schauspielernden Schüler zu beachtlichen Leistungen an und hat sich mit vielen gelungenen Aufführungen ein Renommee verschafft.

Keiner von uns hat sie geheiratet – wie wir es in unseren Jungenträumen uns doch häufig vorgestellt hatten. Sie heiratete schließlich den schon etwas älteren Rektor einer Schule, auch alle Geldsorgen waren so endgültig behoben.

René:

Es bleibt noch, über René zu sprechen.

Ich fühle Beklemmung dabei. Und es könnte leicht Missverständnisse auslösen, wenn ich über ihn als einen mir einmal nahe stehenden Freund schreibe. Doch es ist ein Leben, das mich in seiner Tragik berührte.

René studierte Medizin und wurde Arzt, zunächst im Krankenhaus, dann übernahm er mit siebenundzwanzig die Hausarztpraxis seines Vaters.

Mit neunundzwanzig reiste er nach Sri Lanka und beendete sein Leben mit einer Spritze, die ihn sanft einschlafen ließ.

Er hinterließ einen Abschiedsbrief.

René wusste bereits als Junge, dass er an Mädchen wenig Interesse hatte und Jungen liebte.

Es entwickelte sich allerdings keine normale Homosexualität daraus. Es blieb eine ausgeprägte Neigung gegenüber halbwüchsigen männlichen Jugendlichen.

Er unterzog sich mehreren Therapien, die jedoch nichts veränderten. Mehrmals versuchte er, einen Kontakt zu jungen Frauen aufzubauen, er traf sich zum Tanzen mit ihnen und lud sie ins Kino ein. Doch der Versuch einer ersten gemeinsamen Liebesnacht wurde jedes Mal

zum Desaster, größer als die Anziehung war der Abstoßeffekt dieses Weiblichen, Fremden, „nichts wollte sich bei ihm regen“.

Wir trafen noch dreimal zusammen, bevor er freiwillig aus dem Leben schied. Da man sich bei einem solchen Wiedersehen natürlicher Weise über Partnerschaften unterhält, wurde auch dies unser Thema.

Er verliebte sich in Jungen, gutaussehende Jungen, er spürte Herzrasen, er hatte Schmetterlinge im Bauch. Für ihn war es wirkliche Liebe, wie er beteuerte. Zugleich wusste er, dass er krank war.

Als wir uns das vorletzte Mal trafen, befand er sich gerade in einem Hoch. Er hatte erfahren, dass es in Thailand die sogenannten „Ladyboys“ gibt: Jungen, die fühlen, im „falschen Körper“ zu sein, wie sie selbst sagen, sie schminken sich und bevorzugen Frauenkleider, nach ihrem eigenen Wunsch wären sie lieber eine Frau und natürlich richtet sich auch ihr sexuelles Interesse auf das eigene männliche Geschlecht. Ihr Anteil an der heranwachsenden Bevölkerung wird auf fünfzehn Prozent geschätzt.

So war René nach Thailand gereist, und es wurde eine Entdeckung für ihn. René selbst war ein höchst attraktiver Mann, dunkelhaarig, mit stark entwickelten buschigen Brauen und hellblauen Augen, er hatte einen schlanken gut durchtrainierten Körper. Die Jungen, vor allem jene „Ladyboys“, umschwärmten ihn.

Offiziell war er das, was man einen „Sextouristen“ nennt, mit dem ganzen abfälligen Beiklang dieses Wortes. Doch erlebte er diese vier Reisewochen als einen einzigen großen Rausch, wie er mir sagte. So wie er durch seine weiße Haut und eben als junger Mann für diese homosexuellen Jungen attraktiv und irgendwie auch

„exotisch“ war, so verzauberten ihn diese thailändischen Jungengesichter.

Bei René beschränkten sich alle Kontakte, wie er mir erklärte, auf ein Körperstreicheln und Stimulieren, Jungen von „hinten zu nehmen“, wie es offenbar manche Sextouristen taten, war ihm fremd. Mehrmals erlebte er, dass Jungen ihn während des Körperstreichelns plötzlich heftig abzuküssen begannen. Das verwirrte ihn anfangs. Doch auch diese Jungen suchten mehr als bloßen Sex, sie wollten Zärtlichkeit und echte Zuneigung spüren.

Allerdings, er sah auch deutlich den Schatten, der mit diesem Sextourismus einherging: Da gab es diese in die Jahre gekommene Männer, dickbäuchig, versoffen und un gepflegt, die meinten, sich mit Geld alles kaufen zu können. Sie wollten nur Sex, und sie verlangten jede Art der von ihnen bevorzugten Sexualpraktiken, selbst wenn sie für den Jungen Schmerz oder Demütigung bedeutete. Man konnte sich nicht vorstellen, dass Jungen diesen Männern auf ihre Hotelzimmer folgten, ohne angewidert zu sein. Doch hatten sie wie die meisten von ihnen ihr Zuhause verlassen und sich für das Leben „auf dem Strich“ entschieden, blieb ihnen oft keine andere Wahl.

War René wirklich bewusst, dass er – wie immer er sich von diesen anderen Sextouristen unterschied – zur Gruppe der „Kinderschänder“ gehörte?

Er betonte mir gegenüber, dass er diese körperliche Anziehung nur gegenüber Jugendlichen spürte, nicht gegenüber Kindern, und immer musste auf der anderen Seite „etwas zurückfunken“. Auch er war für ein Schutzalter: für ihn war es der Zeitpunkt der schon eingetretenen Pubertät, ein Junge sollte sich über seine eigene andersartige sexuelle Orientierung inzwischen im Klaren sein. Eine solche Regelung hatte in Europa nur Österreich getroffen, das Schutzalter lag hier bei vierzehn, mit

einer solchen Altersgrenze wäre René, wie er sagte, völlig glücklich gewesen.

Inzwischen hatte er Plato gelesen, verwirrt und beglückt über dessen klares Bekenntnis zur Knabenliebe, die der Philosoph mit hoher Ehrfurcht beschrieb und sogar über alle anderen Formen der Liebe stellte. Offenbar durch das ganze Altertum hindurch war die Knabenliebe ein normaler Bestandteil der Gesellschaft gewesen. Und viele Berühmtheiten der Geschichte, wie Leonardo das Vinci und André Guide, hatten diese Form der Liebe gepflegt.

Und sie war noch immer etwas Unspektakuläres bei vielen Naturvölkern. Ein körperlicher Kontakt zwischen jungen Männern und heranwachsenden Jungen galt dort als etwas völlig Natürliches. Es gab sogar Liebeslieder, die die Liebe zwischen einem Mann und einem Jungen besangen.

War René krank?

Er wollte es inzwischen so nicht mehr sehen.

Von seiner Thailandreise nach Deutschland zurückgekehrt erkannte René, dass es überall „Ladyboys“ gab, es war kein spezifisch thailändisches Phänomen, dort hatte man es nur klar erkannt und benannt. Natürlich schminkten diese Jungen sich hier nicht, doch René genügte ein kurzer Blick, er bemerkte dieses kleine Augenglänzen der sich erweiternden Pupillen, und er war sicher, sich in diesem Punkt nie zu täuschen.

So ließ er sich in Deutschland auf den Kontakt mit einem vierzehnjährigen Jungen ein. Der Junge besuchte ihn zweimal wöchentlich über die Zeit eines halben Jahres. Immer mehr wurde es über den Sex hinaus ein heftiger Schmusekontakt. Als der Vater misstrauisch wurde und dem Jungen folgte und ihn schließlich zur Rede stell-

te, waren die heimlichen Zusammenkünfte aufgefliegen. Der Vater schaltete umgehend die Kriminalpolizei ein.

René war des einundfünfzigfachen Missbrauchs angeklagt, denn so oft hatte der Junge ihn in seiner Wohnung besucht.

Dass der Junge wie ein Mädchen fühlte und selbst eine heftige Liebe empfand, bedeutete keine Entlastung. Das Gesetz sah eine mindestens zweijährige Haftstrafe vor, kein noch so guter Anwalt hätte René davor bewahren können. Der Fall ging auch durch die Presse. René wusste, dass ihm zeitlebens der Makel des Kinderschänders anhängen würde. Würde er je weiter als Arzt praktizieren dürfen?

Als ich ihn das letzte Mal traf, war sein Verfahren bereits anhängig. Er war auf eine Art locker und gleichmütig, dass ich sicher bin, er hatte zu diesem Zeitpunkt seinen Plan schon gefasst. Als Arzt hatte er leichten Zugang zu den Medikamenten, die ihn schmerzlos einschlafen ließen.

Ich telefonierte später, Wochen nachdem ich von den Eltern per Post die Todesanzeige erhalten hatte, noch einmal mit seiner Mutter. Er hatte in Frieden mit seinem Leben abgeschlossen.

Er wusste, dass die Art, wie er Liebe fühlte, in dieser Gesellschaft niemandem verständlich zu machen war. In dieser Gesellschaft war sein Bild das des Gewalttäters. Sein eigenes Bild war ein anderes. Eben weil er Jungen liebte, wollte er ihren Schutz. Wenn es nicht wirklich beiderseitige Anziehung und Liebe war, so blieb diese Art des Kontakts für den Mann ein absolutes Tabu. Und natürlich war jeder gewaltsame Übergriff ein Verbrechen.

René verabschiedete sich von dieser Gesellschaft ohne Anklage. Er gehörte ihr, so wusste er, nicht zu, es gab keinen Weg der Heilung für ihn, so ging er.

Lucia:

Clemens hatte noch eine zweite Schwester, zehn Jahre jünger als er. So spielte sie für unsere damalige „Freundesclique“ noch keine Rolle.

Doch nahm sie später in seinem Leben wie seine taube Schwester Marja einen zentralen Platz ein.

Lucia war mit einer bezaubernden Stimme beschenkt. Schon im jungen Schulmädchenalter lud man sie bei Geburtstagen zu einem kleinen Gesangsvortrag ein. Mit elf erhielt sie ihren ersten Gesangsunterricht. Die Gesangslehrerin sah ein ungewöhnliches Talent in ihr, das die Chance zu einer großen Karriere hatte.

Dann geschah etwas Trauriges: Für eine öffentliche Weihnachtsfeier, sie war inzwischen vierzehn, hatte sie einen längeren Solopart übernommen, das Publikum, das Erstaunliches über dieses junge Mädchen gehört hatte, saß mit großen Erwartungen im Raum versammelt, doch Lucia versagte plötzlich die Stimme. Es ist ein Phänomen, dass auch gestandene Sänger kennen, sie schweigen dann über einige Takte hinweg und finden mit Erfahrung und Trick die Stimme schließlich doch wieder.

Für Lucia war es ein Schock. Sie konnte nicht singen. Und sie fand auch nach vielen Takten die Stimme nicht wieder. Eine der Chorsängerinnen sprang schließlich für sie ein, die Weihnachtsfeier war somit noch halbwegs gerettet, doch für Lucia bedeutete es ein Desaster – ein Schrecken und Schmerz, der sich tief in ihre Seele grub und den sie nie mehr ganz überwinden sollte.

Sie sang im kleineren Freundes- und Bekanntenkreis, ihre Stimme entfaltete wieder ihren vollen Zauber und Glanz und alle Lauschenden waren entzückt. Doch einen öffentlichen Auftritt vor großem Publikum wollte sie nicht mehr wagen.

Sie spürte diese „Kralle der Angst“ an ihrer Kehle, diese „Kralle“ hatte ihr die Stimme einmal völlig genommen, und diese Kralle ließ sie nicht mehr los. Als man sie doch wieder für einen größeren Auftritt gewinnen wollte, steigerte es sich bis zu Panikattacken. Selbst bei Familienfeiern wollte sie immer seltener singen, ihre Gesangsausbildung brach sie ab, sie wusste, eine Karriere als Sängerin würde ihr niemals möglich sein.

Eine Stimme wie ihre war ein Geschenk, und sie konnte es nicht nutzen. Nach einer Zeit der Trauer und Verstörung nahm sie ihr Leben wieder an – das nun doch nur eines der vielen anderen war, die ein solches Geschenk nicht erhalten hatten.

Lucia hatte ein zweites Geschenk: ein wunderbar ausgeglichenes und heiteres Naturell, ohne Ehrgeiz, ohne Eitelkeit. Die Zeit des Singens war von Ehrgeiz gewiss nicht frei, doch es überwog die Freude, sich in Tönen auszudrücken und dabei die Menschen zu berühren und einen Augenblick glücklich zu machen.

Und sie besaß ein drittes Geschenk: Schönheit. Wo immer sie auftauchte, drehten sich ihr die Köpfe junger und auch älterer Männer zu und verharnten einen Moment, die schon älteren mit leisem resignierendem Lächeln. Allerdings, so viel Schönheit hatte auch eine Kehrseite, wie sie erleben musste. Es bedeutete immer wieder, junge sie umwerbende Männer abzuweisen, die schwer an dieser Abweisung litten. Nichts war schrecklich für sie, wie anderen Menschen Schmerzen zu bereiten, und die Trauer und den manchmal auch schweren Liebeskummer der Männer litt sie jedes Mal mit. Doch für das intime Zusammensein traf sie sehr bewusst ihre eigene Wahl, und niemals wäre sie zwei Beziehungen zur glei-

chen Zeit eingegangen. Treue war ihr wichtig, und wieder galt, dass sie niemanden verletzen wollte.

Mit Anfang zwanzig hatte sie in einem kleinen Freundeskreis nochmals einen Gesangsauftritt. Eine Freundin überredete sie daraufhin, einen Psychiater aufzusuchen und den Grund ihrer panischen Ängste ausfindig zu machen.

Da geschah etwas Seltsames. Der Psychiater führte sie einige Sitzungen lang durch Traumreisen, immer auf der Suche nach der Quelle ihrer Angst, Lucia war gut in Trance zu versetzen, bei der fünften Sitzung „entglitt“ sie ihm und beschrieb flüsternd, dass sie sich in einer „anderen Zeit“ befinde. Alles empfand sie, anders als die Traumreisen zuvor, als völlig real. Sie sah sich im Paris des neunzehnten Jahrhunderts und war eine junge gefeierte Sängerin. Eine schon ältere Sängerin, eine über Jahrzehnte gefeierte Diva, sah sie zunehmend als Rivalin, und sie veranlasste, Lucia ein Getränk zu verabreichen, die ihre Stimmbänder für immer zerstören sollte. Nach einer längeren nächtlichen Premierefeier geschah es: Lucias Getränk war ein Gift beigemischt, es zerstörte nicht nur ihre Stimme, es beendete nach einer Woche qualvoller Schmerzen auch ihr Leben.

Lucia berichtete noch, dass der Plan zu ihrer Vergiftung schließlich verraten wurde, die Diva war von diesem Moment an geächtet und musste den Rest ihres Lebens in einem Kerker verbringen. Woher Lucia davon wusste, konnte sie nicht sagen, es befand sich als Geschichte „einfach in ihrem Kopf“.

Für Lucia war dies eine einschneidende Erfahrung. Der Psychiater hielt nichts davon, in solchen Bildern, auch wenn sie wie reale Erinnerungen erschienen, eine frühere Inkarnation zu sehen. Auch Lucia blieb skeptisch. Doch sie fing an, ihr Traumleben zu beobachten. Sie fand

heraus, dass sie im Traum „aufwachen“ konnte und sich dann völlig bewusst war, dass sie in diesem Moment träumte.

Dieses luzide Träumen trainierte sie. Immer häufiger war es ihr möglich, in das Traumgeschehen selbst einzugreifen und es nach ihren Wünschen zu lenken. In diesen Träumen konnte sie wieder wunderbar singen, völlig befreit von Angst, und das Fliegen, auch über ganze Gebirgszüge und Kontinente, war eine Selbstverständlichkeit.

Dann aber kehrte jene „andere Art von Traum“ zurück: Träume, die sie in eine andere Zeit versetzten und die sie wie eine Zeitreise empfand, in der sie doch selbst immer den zentralen Platz einnahm. Diese Träume hatten ihren festgelegten Verlauf, das korrigierende Eingreifen war hier nicht möglich und alles erschien real, wie jene Existenz einer jungen Sängerin in Paris ihr real erschienen war.

Frühere Leben? Gab es das: Reinkarnationen?

Sie hielt diese „Zeitreise-Träume“ in kurzen Notizen fest. Mehrmals jährlich tauchte sie in eine solche Zeitreise ein, und immer war sie über Tage von diesen Bildern erfüllt, manchmal tief angerührt und erschüttert. Sie meinte sogar, Menschen aus ihrem gegenwärtigen Leben in diesen anderen Zeiten wiederzuerkennen – freilich in anderen Körpern und mit anderem Aussehen, doch es schien ein intuitives Wissen zu geben: dies war dieselbe Identität.

Nach Jahren fasste sie erstmals den Entschluss, einige der Schauplätze, die ihr diese Zeitreisen gezeigt hatten, aufzusuchen und zu erforschen, wie sehr das Geträumte und Gesehene mit der Realität übereinstimmte. Dies wurde bald mehr und mehr ein aufregendes Abenteuer. Die Übereinstimmungen waren oft frappierend, immer-

hin handelte es sich um Schauplätze, die sie in diesem Leben zuvor nie gesehen hatte. Manchmal traf sie nur auf Ruinen der alten Gebäude und kümmerliche Reste, doch es genügte etwa, dass sie in allen Details ein Fenster wiedererkannte, hinter dem sie während eines solchen „Zeitreise-Traums“ als Nonne gesessen hatte.

Sie begann einen regen Gedankenaustausch mit Clemens über diese Erfahrungen. Der ermutigte sie, diese geträumten Zeitreisen detailliert aufzuschreiben – und sie dann den Erfahrungen ihrer Reisen gegenüberzustellen. Dies tat sie. Diese detailliert geschilderten „Zeitreisen“, die sie ihm regelmäßig zuschickte, fanden in Clemens Laptop, wie der Schriftwechsel mit Marja, eine eigene Rubrik.

Er selbst hielt es für immer wahrscheinlicher, dass sie eigene frühere Leben damit beschrieb.

Ihm selbst gelangen solche „Zeitreise-Träume“ allerdings nicht, obwohl er gleichfalls seine Träume wach zu beobachten begann. Er hätte es sehr gewünscht -: einen Blick in die eigene Vergangenheit – wenn es sie in dieser Form gab – zu werfen, doch dieser Blick blieb ihm leider verwehrt. Er übte sich weiter im luziden Traum, also im Wach-Träumen und im selbst gesteuerten Traum.

Es veranlasste ihn, über das Thema Traum gelegentlich zu schreiben. Es ist äußerst vielschichtig und unser Wort „Traum“ offenbar nur ein Sammelbegriff für viele teils ähnliche und doch wieder sehr unterschiedliche Phänomene.

Für die ihm von Lucia zugeschickten Zeitreiseberichte bedankte Clemens sich mit den poetischen Texten eines schwedischen weithin unbekanntem Dichters, die er Stück für Stück zu übersetzen begann.

Diese Texte, die er in Stockholm in einem Antiquariat gefunden hatte, kamen seinem eigenen Lebensgefühl seit jener außergewöhnlichen Erfahrung, die er während seiner Indienreise gemacht hatte, besonders nahe. Er selbst sprach das Schwedische gut und liebte Schweden. Bevor er seine spätere Frau kennen lernte, war er über sechs Jahre mit einer jungen Schwedin liiert und hatte mit ihr oft Reisen in die nördlichen Regionen unternommen, bis in die Breitengrade der Mitternachtssonne.

x x x x

Ich werde jetzt Clemens wieder selbst sprechen lassen – mit den Texten, die er in seinem Laptop zurückließ: seiner Korrespondenz mit seinen beiden Schwestern Marja und Lucia.

Mit Lucia telefonierte er regelmäßig. Dabei tauschten sie die alltäglichen Ereignisse aus, in ihren Mails findet sich somit fast nichts davon.

Um so mehr in den zahlreichen Briefen an die gehörlose Schwester Marja. Wobei es von diesen Briefen oft zwei Versionen gab – eine zweite, in denen manches gekürzt war. So offen und intim die Aussprache zwischen beiden auch war, er entschied sich doch, manche Details wieder zu streichen, wenn er diese Mails auf den Weg zur Schwester schickte. Dies betrifft vor allem die schon erwähnte heftige Liebe, die noch einmal in sein Leben getreten war.

Seine Schwester Marja nahm, wie ihre Antwortbriefe zeigen, am Leben des geliebten Bruders regen Anteil. Wie Lucia war sie ein Wesen voll Empathie, alles lebte und litt sie mit. Philosophische Gedanken, Spirituelles und Poesie standen zunächst weniger im Mittelpunkt ih-

res Interesses. Das änderte sich aber, als Clemens sie zunehmend an seinen eigenen Buchentdeckungen teilnehmen ließ, zunächst indem er selbst fasziniert darüber berichtete. Schließlich schickte er ihr die Bücher auch zu, doch immer erst wenn sie darum bat.

Clemens lag alles Missionieren fern. Doch einer Schwester gegenüber, die einem so nahe steht, darf man jede Anstrengung unternehmen, das neu Entdeckte zu teilen, in dem man Wert und Schönheit erkannt hat, vor allem doch Sinn.

x x x x

Dem Autor dieses Buches ist bewusst, dass ein Prosa-leser nicht automatisch auch eine Vorliebe für Lyrik hat.

*Diese Texte sind immer wieder von Passagen stimmungs- und gedankenvoller Lyrik durchsetzt. Der Leser kann sie gern überspringen, wenn sie für ihn den Lese-
fluss der eigentlichen Erzählung stören.*

Die „Zeitreise-Träume“ der Schwester Lucia schildern oft höchst dramatische Ereignisse und häufig sind sie von einer Liebesgeschichte bestimmt. Auch sie gehören nicht unentbehrlich zur Handlung. Doch man mag ihre Rechtfertigung darin sehen, dass sie ein gewaltiges Zeitpanorama entfalten. Schließlich sind sie Teil einer Erzählung, die die Worte „Zeit“ und „magisch“ in ihrem Titel trägt.

Jeder kennt sie: die „magischen Momente“. Plötzlich berühren sie uns, oft unerwartet, einfach im „Strom der Zeit“. Doch dieser Strom selbst ist voller Rätsel, voller Magie. Heimlich wissen wir es und machen es uns doch selten bewusst.

19.3.2006

Clemens - Marja

Liebe Marja! Ich schrieb Dir schon häufiger von meinem sozialen Engagement für Ausländerfamilien. Dies ergibt sich meist ganz natürlich durch meinen ständigen Kontakt mit Ausländern, die in meinen Deutschunterricht kommen. So entstehen schnell persönliche Kontakte auch zu deren Familien. Ich sehe nichts darin, was großartig zu loben wäre. Natürlich kann es leicht vereinnahmend werden, und man muss seine Grenzen kennen. Doch oft bekommt man etwas zurück - etwa einen ganzen Tag, den man sinnvoll gelebt hat, einfach weil man im richtigen Moment am richtigen Platz stand, um helfen zu können.

Doch es gibt auch die Tage mit bitteren Erfahrungen, Tage der Frustration und Ratlosigkeit, die schmerzen.

Vor zwei Tagen war ich bei einer Gerichtsverhandlung anwesend. Angeklagt waren zwei Brüder aus Afghanistan, der eine achtzehn, der andere fünfzehn. Sie hatten mit Kokain und anderem Rauschgift gehandelt, außerdem hatten sie drei Raubüberfälle begangen, zweimal an einer Tankstelle, einmal auf dem Bahnsteig einer U-Bahn. Eine Person wurde leicht, eine andere ernsthaft verletzt, ob eher durch einen unglücklichen Sturz oder ausgeübte Gewalt konnte nicht geklärt werden, die geraubten Beträge waren jedes Mal gering.

Das Urteil lautete: Für den Älteren ein Jahr Haft ohne Bewährung, dann die Abschiebung. Der jüngere Bruder wurde in ein geschlossenes Heim geschickt. Die Ansage des Richters war klar: „Für kriminelle Ausländer kann es in unserem Land keine Duldung geben, sie müssen zurück.“

Ich hatte die beiden Angeklagten vor vier Monaten persönlich kennen gelernt und sie hin und wieder getroffen, ohne etwas von ihren kriminellen Aktivitäten zu wissen. Auch ich betrachte kriminelle Gewalt als schweres Delikt. Und doch begann ich während der Gerichtsverhandlung ihre Geschichte mit ihren Augen zu sehen:

Sie hatten sich mit Hilfe von Schleppern unter den gefährlichsten Umständen nach Europa und schließlich nach Deutschland durchgeschlagen. In ihren Köpfen war es das „gelobte Land“. Sie hatten ihre Heimat verlassen, weil Vater und Mutter in Afghanistan keine Arbeit hatten und die ganze Familie, zu der auch drei weitere kleine Geschwister gehörten, in bitterer Armut lebte.

Die zwei Brüder wollten, sobald sie das „gelobte Land“ erreicht hätten, Geld an ihre Familie schicken. Zunächst aber mussten sie sich eine große Summe bei Freunden und Angehörigen zusammenborgen, um die Flucht zu bezahlen. Als sie es endlich ins „gelobte Land“ geschafft hatten, kam schnell die Ernüchterung: Sie fanden auch hier keine Arbeit. Sie hausten in einem Flüchtlingsheim und warteten auf die Bearbeitung ihres Asylanspruchs, inzwischen ein Dreivierteljahr. Neun Monate des untätigen Herumsitzens und Wartens. Arbeiten und Geldverdienen war ihnen verboten.

Einmal hatten sie für eine Woche auf einer Baustelle geschuftet, Schwerstarbeit und natürlich schwarz. Es gab eine Razzia, nach einer Nacht auf der Polizeistation ließ man sie wieder laufen. Als sie zur Baustelle zurückkehrten und ihr Geld forderten, lachte man sie aus. Sie bekamen nichts.

Heute wollte ich den Älteren von ihnen im Gefängnis besuchen. Da erfuhr ich, er hatte sich in seiner Zelle erhängt.

Er hatte, so fühlte er es, nach der teuer bezahlten Flucht versagt: Er konnte seiner Familie kein Geld schicken, nicht einmal den Schuldenberg konnte er reduzieren. Was ihn am meisten quälte, war diese Scham, wenn er mit leeren Händen zu seiner Familie zurückkehren musste.

Er hätte jede Arbeit gemacht: Straßenfegen, in einer Fabrik am Band stehen, Toilettenreinigen.

Er hatte keine Chance.

Tag und Nacht hämmerte in seinem Kopf der Gedanke, dass seine Familie Geld brauchte. Er stieß auf zwei ältere afghanische Männer, die bereits aus Deutschland ausgewiesen und dann untergetaucht waren. Die wussten, wie er das „schnelle Geld“ machen konnte. Dieser Verführung konnten die zwei Brüder nicht widerstehen.

Beide hatten sie, als ich sie kennen lernte, ein offenes Gesicht mit einem durchaus sympathischen Lachen, gemischt mit einer gewissen Bauernschläue. Ich stelle mir vor, ich hätte mich intensiver um sie gekümmert. Leider konnte ich ihnen in meinem Haus kein Quartier anbieten. Die Kellerräume waren bereits besetzt.

Von dem jüngeren der beiden Brüder erfuhr ich inzwischen, er sei aus dem ihm zugewiesenen Heim gleich am zweiten Tag wieder ausgerissen. Er weiß, dass für ihn kein Erwachsenenstrafrecht gilt, vermutlich wird er weiterhin alles tun, um irgendwie an Geld zu gelangen. Sein Risiko ist gering, man wird ihn nur wieder ins Heim schicken.

Traurige Welt.

Es ist klar, dass wir kriminelle Taten in unserer Gesellschaft nicht dulden können, gleichgültig durch wen sie geschehen. Doch oft sind es erst die verzweifelte Umstände, die aus Asylsuchenden Kriminelle machen.

Viele von ihnen haben in ihrer Heimat Krieg und Verrohung und unerträgliches Elend erlebt.

Sie kommen in zu großer Zahl, als dass man jedem ausreichend Hilfe bieten könnte. Vor allem Kinder und Jugendliche tragen oft schwere Traumata mit sich.

Traurige Welt. Manchmal könnte man in Schrecken und Mitleid erstarren und resignieren.

Doch eben dies sollte nicht geschehen.

22.7.2006

Ich teilte Dir bereits mit: Ich habe zurzeit drei jugendliche Ausländer in mein Haus aufgenommen, Kinder aus einer Roma-Familie. Sie warten auf ihre Eltern, von denen sie während ihrer Flucht aus dem Kosovo getrennt wurden.

Die Umstände sind sehr verwirrend. Eigentlich unglaublich, dass Dinge wie diese geschehen können!

Meine erste Begegnung mit ihnen ging mit einem kleinen Drama einher: Ich sah drei schwarzhaarige Jugendliche die Straße entlang rennen, während zwei Frauen in weißen Schürzen sie schreiend verfolgten, das jüngere der beiden Mädchen fiel hin, sofort griffen die Frauen sie hart bei den Armen und richteten sie wieder auf, sie durchsuchten ihren Mantel und zogen drei grüne Gurken und ebenso viele Bananen hervor.

Die eine der Frauen griff ein Handy und sagte, sie werde die Polizei rufen.

Ich sah, dass die beiden anderen Jugendlichen jetzt mit langsamen Schritten umkehrten, sie wollten die andere, die Schwester, nicht im Stich lassen. Die Frauen winkten sie ganz heran, und sofort begann die eine, auch die Jackentasche des Jungen zu untersuchen. Sie enthielt einige Äpfel, Apfelsinen und Moorrüben.

Mundraub. Eigentlich nicht strafbar. Doch die zwei Verkäuferinnen waren aufgebracht. Das geraubte Obst und Gemüse stammte von der Auslegeware vor ihrem Schaufenster, das ist Vertrauenssache, man kann eine solche Ware nicht ständig im Auge behalten, und die drei Jugendlichen hatten dieses Vertrauen ausgenutzt.

Vielleicht hätte alles von selbst glimpflich ausgehen können, doch die Älteste war nicht bereit, sich durchsuchen zu lassen, stattdessen schlug sie, nun selbst aggressiv, der einen Verkäuferin das Handy aus der Hand.

Schnell war mir klar, dass es sich um junge Ausländer handelte. Mundraub, auch wenn er nicht strafbar ist, unterstütze ich nicht, und auch jungen raubenden Ausländern gebe ich hier keinen Bonus. Trotzdem mischte ich mich jetzt ein, fragte nach dem Preis der gestohlenen Ware und drückte sie der immer noch aufgebrachten Verkäuferin in die Hand.

Ich spürte: Diese drei Jugendlichen waren keine gewöhnlichen Straßenräuber.

Das Handy war seitlich ins Gras gefallen und offenbar unbeschädigt geblieben, die zwei Verkäuferinnen händigten die nun bezahlte Ware aus und zogen sich wieder in den Laden zurück.

Dann war ich mit den dreien allein. Die Älteste sprach ein gebrochenes dürftiges Englisch, doch es genügte, um sich im Wesentlichen zu verständigen. Ich begriff, dass sie seit zwei Tagen fast nichts mehr gegessen hatten und nachts im Park schliefen, die meiste Zeit befanden sie sich am Hauptbahnhof, um auf ihre Eltern zu warten, die man unterwegs aus dem Zug geholt hatte.

Fünfzig Meter entfernt befand sich ein kleiner Stadtpark und gleich davor eine Parkbank. Dort winkte ich sie hin, um ihre Geschichte ganz zu erfahren.

Sie gehören, wie ich schon sagte, zu einer Roma-Familie, die beiden Mädchen sind sechzehn und vierzehn Jahre alt, der Junge dreizehn.

Sie waren vor drei Tagen mit ihren Eltern aus dem Kosovo ausgereist, auf dem Weg nach Deutschland haben sie dann ihre Eltern verloren.

Wie verliert man seine Eltern? An der serbisch-ungarischen Grenze haben Beamte ihre Eltern aus dem Zug gewinkt, der Zug hielt knapp zehn Minuten, plötzlich setzte er sich wieder in Bewegung, ohne dass die Eltern zurückgekehrt waren. Die Geschwister durchsuchten mehrmals den ganzen Zug. Ihre Eltern waren nicht wieder eingestiegen.

Sie hatten eine Adresse bei sich, die verabredungsgemäß ihre erste Anlaufsstation in Deutschland sein sollte: die Wohnung eines Freunds ihres Vaters, gleichfalls ein Roma. In der Stadt angekommen fragten sie sich zu dieser Straße durch, als sie die Adresse endlich erreicht hatten, zeigte an der Tür kein Schild den Namen jenes Roma-Freundes an. Eine Nachbarin öffnete schließlich, sie sagte, der Mann sei schon seit längerem fortgezogen, wohin wusste sie nicht.

Das einzige Handy der Familie besaß der Vater. Ich bat um die Nummer. Doch die Geschwister kannten nur etwa die Hälfte der Zahlen, es hatte für sie auch noch nie einen Anlass gegeben, den Vater anzurufen.

Während der letzten drei Tage standen sie nun bei jedem aus dem Balkan eintreffenden Zug auf dem Hauptbahnhof, immer in der Hoffnung, die Eltern aussteigen zu sehen. Nachts lösten sie sich ab, zwei schliefen, irgendwo in den Sträuchern eines nahen Parks, einer blieb auf dem Bahnhof, dann übernahm ein anderer diesen Posten.

Ins Asylantenheim wollten sie zunächst nicht. Wie sollten die Eltern sie dort finden?

Doch hier auf der Straße bleiben konnten sie nicht. Und die Eltern würden, sollten sie schließlich eintreffen und den Roma-Freund des Vaters gleichfalls vergeblich gesucht haben, naheliegender Weise in den Asylantenheimen der Stadt nachfragen.

Darüber hinaus: Ein Antrag auf Asyl hat bei Minderjährigen gute Erfolgsaussichten, sie können ihn selber stellen. Es verhält sich weit kritischer mit Erwachsenen, die aus dem Balkan kommen und die man häufig wieder abschiebt.

Ich brachte sie in ein nahe gelegenes Asylantenheim. Natürlich war es, wie ich immer sofort erfahre, schon überbelegt. Man steckte sie schließlich in ein Doppelzimmerappartement, wo bereits ein rumänisches Ehepaar mit ihrem Großvater und einem Säugling wohnte.

Immerhin, ich ging mit der Gewissheit, dass die drei dort wenigstens nicht hungern mussten und auch ein warmes Bett hatten.

Nach zwei Tagen kam ich sie wieder besuchen - zufällig in einem gerade äußerst kritischen Moment. Sie waren mit der rumänischen Familie und dann auch mit einer dort zuständigen Amtsperson in einen heftigen Streit geraten. Angeblich hatten sie den rumänischen Großvater beklaut. Sie behaupteten das Gegenteil.

Ich hatte schon vorher mit dem Gedanken gespielt, sie in mein Haus zu nehmen, also machte ich mein Angebot.

Die ältere Schwester übersetzte, die Geschwister tauschten Blicke, sofort folgte ein Nicken. Als sie die ausgebaute Kellerwohnung kennen lernten, mit eigener Küche, Bad und WC und funktionierendem Farbfernseher, fielen sie mir fast um den Hals.

Sie wohnen jetzt also bei mir.

Die Behörden bemühen sich, bisher noch vergebens, um Kontakt zu den Eltern.

Irgendwie spüre ich, es gibt hier eine äußerst verwickelte Geschichte, über die die Geschwister bisher nicht reden. Vielleicht werde ich Dir bald weiteres darüber berichten.

*Mit herzlichen Gruß
Dein Clemens*

24.3.2006

Lucia – Clemens

Lieber Clemens!

Ich habe Dir erneut einen meiner Träume aufgeschrieben, die ich „Zeitreise-Träume“ nenne.

Diesmal erlebte ich mich als die Tochter eines Alchemisten und wurde später zur „Hexe“, die man auf dem Scheiterhaufen verbrannte.

Allerdings: Ich war nicht ganz unschuldig an diesem Tod. Ich hätte als weiße Hexe und Heilerin arbeiten können. Doch mich verführte der Wunsch nach Reichtum und Macht.

Wenn ich erwache, habe ich die Bilder und Abläufe klar im Kopf – wie eine normale Erinnerung. Natürlich kann sie auch wieder verblassen. Doch von den flüchtigen Bildern eines üblichen Traums, wie ich sie selbstverständlich ebenfalls kenne, unterscheiden sich diese „Zeitreise-Träume“ fundamental. Sie sind ganz plastisch, wie völlig real. Ich agiere darin und treffe meine Entscheidungen. Ich treffe sie so frei oder unter eingeschränkten Bedingungen, wie ich sie auch im Leben treffe. Es ist ein Phänomen, das mich immer wieder selbst überrascht. Und nicht alle dieser „Zeitreise-Träume“ bringen mir beglückende Erfahrungen. Manchmal ist es das Gegenteil, ich stehe

in einem Leben, das mich hart und schonungslos fordert, ein Leben, das traurig und finster ist. Und dennoch: Ich möchte diese „Zeitreise-Träume“ nicht missen.

Wie Du es mir empfohlen hast, ordne ich sie nun chronologisch und versehe sie mit einer Überschrift.

Mit lieben Grüßen
Deine Lucia

Die Tochter des Alchemisten

Habe ich eine Mutter? – Gewiss, auch ich muss eine Mutter gehabt haben, wie jeder. Doch ich kenne sie nicht.

Ich lebe mit meinem Vater zusammen, in einem kleinen Haus am Saum eines Waldes, etwas abseits vom Dorf. Ist meine Mutter tot? Frage ich Vater nach ihr, so winkt er ab. Sie ist fortgezogen, und er nennt mir ein Land mit einem schwer aussprechbaren Namen, der seltsam geheimnisvoll klingt.

Einmal in der Woche brechen wir beide zum Markt auf. Während des Hinwegs darf ich in seinen breiten Schubkarren steigen, für den Rückweg verstaut er die gekauften Lebensmittel darin. Vater wirft immer neu blinkende Münzen auf die Tische der Händler, sie gehen ihm nie aus. Und immer haben wir satt zu essen. Vater kocht für mich, als ich auch selbst kochen kann, wechseln wir uns mit dem Kochen jeden Tag ab.

Vater spricht wenig, er ist immer freundlich und sanft, doch er nimmt mich nie in den Arm. Ich spüre, dass er immerzu Gedanken in seinem Kopf bewegt, und es ist wohl besser, ihn nicht dabei zu stören.

Manchmal lädt er mich in den Schubkarren und wir fahren in den Wald. Dort sammelt er Borkenstücke, er sucht nach bestimmten Sorten von Beeren, Pilzen und Wurzeln. Dann kann er tagelang in einen Kellerraum unterhalb unseres Hauses

verschwinden und schließt sich ein. Die Kellerfenster, die zu ebener Erde liegen, sind mit Brettern abgedeckt.

Bisher habe ich nur einmal einen Blick in diesen Kellerraum geworfen, Vater hatte die Tür nicht verschlossen. Im matten Licht der Ölfunzeln sehe ich Regale voll kleiner blinkender Fläschchen, auf einem Tisch liegen zwei Glaskolben und Eisenwerkzeuge, außerdem befinden sich dort eine Handwaage und kleine Häufchen von feinem Pulver und mehrere silbern und kupfern schimmernde Schalen. An der Wand vor dem Tisch ist ein riesiges Bild befestigt, auf dem ich die Sonne und die Mondsichel erkenne, um sie zahlreiche Sterne.

Einmal höre ich eine ohrenbetäubende Detonation. Vater kommt mit rußgeschwärztem Gesicht hinauf in die Wohnung gelaufen und taucht seinen Kopf in einen Eimer voll Wasser. Sein linkes Auge ist von diesem Tag an blind. Nie spricht er über das, was er dort unten im Keller tut.

Manchmal haben wir Besuch. Vater schickt mich dann vor das Haus zu meinen Kaninchen. Die Menschen, die kommen, sprechen geheimnisvoll. Ich bin neugierig, ich versuche am Fenster zu lauschen. Doch die wenigen Wortfetzen, die ich erhaschen kann, ergeben für mich keinen Sinn.

Ich habe mein eigenes Leben. Das gehört vor allem meinen Kaninchen. Mein Vater hat mir, als ich klein war, zwei geschenkt, ein Männchen und ein Weibchen, nach wenigen Jahren sind es schon mehr als zwanzig. Für jedes einzelne habe ich Namen und ich bin mir sicher, dass sie darauf hören. Nie wird eines geschlachtet. Das würde ich auch nicht zulassen. Tagsüber grasen sie auf der großen Wiese vor unserem Haus, nachts bringe ich sie in mein Zimmer und abwechselnd nehme ich auch immer drei oder vier zu mir ins Bett.

Sie sind nicht stubenrein. Jeden Morgen muss ich meine Schlafdecken zum nahen Brunnen bringen und sie reinigen. Ich habe auch noch die Schlafdecken von Mutter, so kann ich je-

den Tag wechseln. Eines Tages fühle ich ein Fieber, ich lege mich früh zu Bett und schlafe ein, ohne die Kaninchen in mein Zimmer zu holen. Am nächsten Morgen mache ich eine schreckliche Entdeckung. Die Kaninchen kauern ängstlich an der Wand des Hauses, es fehlen fünf oder sechs, durch das Gras ziehen sich Blutspuren, und dann finde ich zwei tote Tiere, die man von Innen ausgeweidet hat.

Ein Marder oder auch seine ganze Familie oder ein Fuchs und seine Familie. Ich vergieße bittere Tränen. Stundenlang streichele ich meine Kaninchen, um sie zu beruhigen. Ich werde sie nie mehr nachts im Freien sich selbst überlassen.

Doch sie vermehren sich weiter, es werden zu viele, schließlich sind es fast vierzig, ich kann sie nicht alle nachts in mein Zimmer holen. Vater besorgt mit mir bei einem Bauern Holzbretter, Pflöcke und Bast, und er hilft mir, vor dem Haus einen großen Käfig zu bauen; dann noch einen zweiten und dritten. Die Kaninchen mögen die Käfige nicht. Doch ist erkläre ihnen, er ist zu ihrem eigenen Schutz.

Ich bin vielleicht zwölf. Vater schickt mich nun regelmäßig zu einem Dorfschullehrer. Auch fahre ich inzwischen manchmal selbständig zum Markt. Ich merke, dass die Menschen mit großem Respekt von meinem Vater sprechen. Einer erzählt mir, mein Vater könne „das Wetter machen“. Einmal, in einer Zeit großer Dürre, sind die Bauern zu ihm gegangen und haben um Hilfe gefragt. Schon am nächsten Tag fing es an zu regnen, es goss mehrere Tage lang wie aus Kübeln.

Ein anderer erzählt mir, er habe ihm und seiner Familie die Zukunft vorausgesagt, und es ist alles genau so eingetreten. Einmal gab es eine Seuche in vielen Ställen, die Tiere fielen um und krümmten sich hilflos am Boden. Mein Vater kam und hat in allen Ställen ein besonderes Wasser verspritzt, das Wasser wurde auch mit dem Futter vermengt, nach und nach wurden die Tiere wieder gesund.

Ich frage Vater nach diesen Geschichten, doch er macht nur eine lässige Handbewegung. Wenn ich es später selbst einmal lernen will, so sagt er mir, wird er mir alles erklären und zeigen. Jetzt ist es zu früh. Da gelingt es mir ein zweites Mal, den Kellerraum zu betreten. Auf dem Tisch mit den beiden Glaskolben finde ich ein aufgeschlagenes Buch, es ist in einer fremden Sprache geschrieben, und es hat viele groß gedruckte geheimnisvolle Schriftzeichen.

Ich entdecke noch etwas anderes. Es ist eine Schachtel voller Münzen, und daneben steht ein schweres Gerät mit einem langen Hebel, an der Wand lehnen flache Metallplatten. Es ist rätselhaft, doch plötzlich begreife ich: Vater prägt seine Münzen offenbar selbst. Das erklärt, warum er sie immer vorrätig hat.

Einmal bleibt Vater mehrere Tage lang fort. Ich spüre eine große Unruhe in ihm, als er zurückkehrt.

Nochmals wenige Tage später geschieht es: Ein Tross bewaffneter Reiter steht vor unserem Haus, sie schlagen die Tür ein, ich höre es poltern und klirren. Jetzt sind sie offenbar auch in den Kellerraum eingedrungen, ich vernehme ein rohes Lachen, wieder scheppert und klirrt es. Ich verberge mich rasch hinter einem großen Strauch. Als man Vater aus dem Haus führt, sind ihm die Hände auf dem Rücken gefesselt, man zieht ihn auf eines der Pferde.

Bevor die bewaffneten Männer gehen, werfen sie eine brennende Fackel ins Haus. Das steht nach kurzer Zeit hell in Flammen. Das Feuer greift auch über auf die Kaninchenställe, nur aus einem Stall kann ich die Tiere noch retten, in den zwei anderen Ställen verbrennen sie qualvoll. Die Männer reiten davon, wieder mit rohem Lachen, ich weiß nicht, wohin sie meinen Vater bringen werden.

Ich werde ihn niemals wiedersehen.

Ich nehme die verbliebenen Kaninchen in den Schubkarren und verkaufe sie auf dem Markt. Mir ist so elend, dass ich meinem Leben ein Ende setzen möchte. Ich wandere der Sonne nach, und am Abend treffe ich eine freundliche Bäuerin, die mir ein Nachtlager in ihrer Scheune anbietet. Ich kann sogar dafür zahlen. Doch sie möchte kein Geld.

Sie fragt mich am folgenden Tag, ob ich bei ihr arbeiten möchte, sie sucht eine Magd. Ich stimme rasch zu. Ich lerne das Melken, ich schleppe die Futtertröge zu den Tiergattern, ich miste den Stall aus.

Es ist eine harte Arbeit. Sie beginnt mit Aufgang der Sonne, und erst spät am Abend ist sie beendet. Meine Hände und Füße sind wund von Blasen, mein Rücken schmerzt, doch die Arbeit auf dem Hof duldet keine Pause, vor allem die Tiere müssen regelmäßig versorgt sein. Ich bin von eher zarter Statur, eines Tages breche ich zusammen, Das erbost die Bäuerin, und sie treibt mich rasch wieder zur Arbeit. Auch der schon ältere Knecht, der gleichfalls auf dem Hof lebt, bricht von Zeit zu Zeit zusammen, mit ihm ist sie noch härter und mitleidloser.

Nur an den Sonntagen habe ich ein paar Stunden frei. Am Vormittag nimmt sie mich und den Knecht in die Kirche. Am Nachmittag darf ich mich mit anderen jungen Leuten auf einem Tanzboden im Dorf vergnügen.

Ich verliebe mich in einen jungen Mann, dessen Vater im Dorf Schneider ist. Ich spüre, dass er mich gleichfalls liebt, auch wenn wir nie darüber sprechen. Da erfahre ich, dass die fromme Familie für ihn ein Leben als Mönch vorgesehen hat und er schon einem Kloster zugeteilt ist. Er wird also nie mein Mann sein können. Es bricht mir das Herz, doch gegen die Willen der Eltern kann ich nichts ausrichten, und auch der Sohn selbst fügt sich kampflös in dieses Schicksal.

Er hat einen Bruder, er ist gleichfalls ein gut aussehender stattlicher junger Mann, doch in seinem Wesen ist er grob, er

betrinkt sich oft und schlägt sich mit den anderen Burschen. Trotzdem, er wirbt um mich und sein Vater bietet mir eine Schneiderlehre an.

Mir ist alles recht, was mich von der ungeliebten harten Arbeit auf dem Bauernhof erlöst, und ich heirate ihn. Die Arbeit in der Schneiderwerkstatt macht mir Freude, doch meine Ehe empfinde ich zunehmend als ein Unglück. Immer häufiger kommt mein Mann betrunken nach Haus, mache ich ihm die leisesten Vorhaltungen, so schlägt er mich.

Er schlägt mich immer häufiger und auch hart. Ich suche Unterstützung bei meinen Schwiegereltern, doch die glauben mir nicht, er nennt meine Anschuldigungen Lügen, und möglicher Weise hat er tatsächlich schon am nächsten Morgen vergessen, was er im Suff getan hat.

Das Kloster meines damals Geliebten, seines Bruders, liegt einen halben Tag Fußmarsch entfernt, an allen Feiertagen laufe ich dort hin und suche vom nahen Wald aus mit den Augen sehnsüchtig die Klosterfenster ab. Doch nie erscheint sein Gesicht.

Auf dem Rückweg treffe ich einmal auf eine alte Frau, die Kräuter sammelt. Wir kommen ins Gespräch, und sie lädt mich in ihre Hütte ein. Von meinem Ehemann sage ich nichts, sie gibt mir in ihrer Hütte Quartier, zunächst nur für ein paar Tage, dann werden mehrere Jahre daraus.

Ich habe auf ihrem Tisch ein Buch gefunden, das mich sofort an das meines Vaters erinnert. Es hat die gleichen sonderbaren Zeichnungen, die gleichen geheimnisvollen Schriftzeichen. Es ist ein „Zauberbuch“, wie sie mir erklärt, vor allem die Alchemisten arbeiten damit, doch auch sie nutzt es manchmal, um einen Zauber auszusprechen und etwas im Guten oder im Bösen zu beeinflussen.

Sie wandert von Dorf zu Dorf und kümmert sich um erkrankte Tiere und manchmal auch um kranke Menschen. Ich beglei-

tete sie jedes Mal. Sie erklärt mir die Kräuter, die sie auf ihren Wegen fortwährend pflückt, und wie man Salben oder Tinkturen daraus zubereitet.

Mich aber fasziniert vor allem das „Zauberbuch“. Es ist in dieser unverständlichen Sprache geschrieben, Latein. Doch die Kräuterfrau besitzt noch ein zweites Buch - ein Buch, das viele der lateinischen Wörter erklärt, und in mühsamer Arbeit gelingt es mir nach und nach, die Texte zu übersetzen.

Es handelt sich um magische Rituale. Sie versprechen, Unglaubliches zu bewirken, Häufig werden unsichtbare Geister beschworen. Die Kräuterfrau warnt mich: Man kann auch Böses damit tun und Menschen Schaden zufügen, doch man verkauft seine Seele dann an die dunklen Gestalten der Hölle. Nicht wenige, die dieser Versuchung erlegen sind, hat man als Hexen verbrannt.

Hat man auch meinen Vater als Hexer und dunklen Magier verbrannt? Doch er war nicht dunkel. Und ich erinnere mich an das wenige, über das er doch gesprochen hat: In seiner Werkstatt ging es um die Kunst, Substanzen zu verwandeln, gröbere in feinere Substanzen, und sie so zu veredeln. Die höchste Kunst war die Veredelung in Gold. Wem diese Verwandlungen gelangen, der veränderte nicht nur die Substanzen sondern auch die eigene Seele.

Eines Morgens finde ich das Kräuterweiblein tot in ihrer Schlafecke. Ich verlasse die kleine Hütte, nur das Buch mit den magischen Zeichen und Texten bei mir, gut verborgen unter meiner Jacke.

Sie hatte sich gewünscht, ich würde einmal ihre Arbeit als Kräuterfrau fortführen. Doch ich fühle mich nicht geeignet dafür. Und in meinem Kopf haben sich andere Pläne gebildet.

Ich weiß von einem kleinen Schloss, wieder etwa einen halb Tag Fußmarsch entfernt, es residiert dort ein wohlhabender älterer Graf, dem viele Ländereien gehören. Ich bewerbe mich

als Magd in der Küche, und wenn die festlichen Speisen aufgetragen werden, verstehe ich es, die Aufmerksamkeit des Grafen auf mich zu ziehen. Er hat eine kranke Frau und keine leiblichen Nachkommen. Immer klarer bildet sich in meinem Kopf das Ziel heraus.

In meiner abendlichen Kammer übe ich meine magischen Rituale. Ich will jetzt nur eins: dass ich die Frau dieses Grafen werde. Er ist schon alt, ich werde ihn niemals lieben. Doch er hat ein großes Vermögen, ich werde nie wieder arm sein wie damals als Bauernmagd. Und er hat Macht. Auch an dieser Macht werde ich teilhaben und sie mit seinem Tod einmal ganz besitzen.

Alles erfüllt sich – mit einer Geschwindigkeit, die mich selbst in Schrecken versetzt. Die Frau des Grafen stirbt, der Graf reitet mit mir aus, dies geschieht immer häufiger, schließlich bietet er mir die Ehe an. Um jedem Einspruch der Hofleute vorzubeugen, wird ein falscher Stammbaum für mich geschaffen, in dem ich Nachfahre einer Fürstenfamilie bin.

Ich bin Gräfin, ich bin reich, ich habe Macht. Haben mir meine Rituale dazu verholfen? Ich habe einen Trennungs- und Todeszauber eingesetzt - und immer wieder einen „Bindungszauber“, der den Grafen fest an meine Seite ziehen sollte.

Habe ich seine Frau umgebracht? Sie hustete Blut aus der Lunge. Sie wäre wahrscheinlich in jedem Fall bald gestorben. Habe ich die Blicke des Grafen verhext? Ich bin immer noch jung, ich habe ein hübsches glattes Gesicht. Warum sollte er sich nicht ganz natürlich in mich verliebt haben?

Doch das Buch mit den Ritualen lässt mich nicht mehr los. Ich habe mir im Schlosskeller geheim einen Raum eingerichtet, in dem ich das Üben fortsetze und neue Rituale praktiziere und weitere Wünsche zur Erfüllung bringen will.

Ich kann den alten Grafen nicht lieben, und seine Nähe bereitet mir mehr und mehr Widerwillen. Ein junger Bediensteter

am Hof macht mir schöne Augen, ich verliebe mich und bald sind wir beide heimlich ein Paar. Manchmal spüre ich, dass der Graf Verdacht zu schöpfen beginnt. Soll ich ihn mit meinen Ritualen aus dem Weg räumen?

Ich habe eine Feindin am Hof: die Schwester des Grafen. Sie beobachtet mich mit wachsendem Misstrauen. Ich weiß nicht, dass sie meinen geheimen Kellerraum, der überall mit magischen Zeichen geschmückt ist, inzwischen entdeckt hat. Sie besitzt einen zweiten Schlüssel. Mehrmals versteckt sie zwei junge Pagen in einer Kiste in diesem Raum, die alles mit-hören und ihr alles berichten.

Ich erfahre es zuerst von meinem geheimen Liebhaber: dass man mich am Hof für eine Hexe hält. Auch er geht seit diesem Tag auf Distanz zu mir. Dann kommt es zur offenen Anklage. Man wirft es mir Punkt für Punkt vor: die Gräfin mit einem Todeszauber belegt und dann den Grafen verhext zu haben und nun auch seinen Tod anzustreben, schon zweimal hat er eine Herzattacke erlitten.

Und es bleibt nicht dabei. Als entlarvte Hexe erklärt man mich auch für schuldig an den Missernten dieses Jahres und für eine Tierseuche auf den Ländereien des Schlosses. Ich beteuere, mit diesen Dingen nichts zu tun zu haben und auch sonst unschuldig zu sein, doch es hilft mir nichts. Die Pagen haben gegen mich ausgesagt.

Den Kellerraum darf ich nicht mehr betreten, ich werde in den Kerker geführt. Ich begreife, mein Spiel ist verloren. War es jemals tatsächlich Magie? Doch ich war berauscht vom Wunsch nach Reichtum und Macht. Man wird mich als Hexe verbrennen.

In einem rauen Gewand stehe ich, an einen Pfahl gebunden, auf dem Scheiterhaufen. Viele Schaulustige haben sich eingefunden. Sie kümmern mich nicht mehr, ich bin ganz nach Innen gekehrt.

Da züngeln die Flammen auf, sie erreichen meine Füße und sie fressen sich in sie ein mit grausam stechendem Schmerz. Doch meine Schreie erstickt der aufsteigende Qualm, ich begrüße diesen Qualm jetzt als Freund, denn er hat die Macht, mich zu ersticken und mich sterben zu lassen, ehe mein ganzer Körper in Flammen steht.

Ich atme ihn ein, mit tiefen Zügen. Tief, tief. Ich atme die Ohnmacht ein, die mich erlösen soll. Ich sehe, wie mein Körper zusammensackt, wie er stirbt. Da bin ich schon frei.

Die Flammen verzehren die Haut, das Fleisch, das in schwarzen Krusten um mein Gerippe hängt, dann fressen sie sich auch in die Knochen ein.

Die Leute stehen gebannt. Es ist für sie das gerechte Los einer Hexe, auf dem Scheiterhaufen zu sterben. Und doch: Manche leiden diesen schrecklichen Flammentod mit mir mit. Sie wissen nicht, dass ich längst fort bin, dass nur ein nutzlos gewordener Körper dort brennt und zu Asche zerfällt.

29.3.2006

Clemens – Lucia

Liebe Lucia!

Ich bedanke mich für Deine Post und die lebendige Schilderung.

Du weißt, ich werde auch an allen weiteren „Zeitreise-Träumen“ mit Interesse teilhaben.

Auch ich schreibe Dir diesmal etwas ausführlicher.

Ein glücklicher Zufall hat mich endlich auf die Spur geführt, die ich so lange vergeblich gesucht habe: zum schwedischen Dichter Arvid Dalborg.

Du weißt, wie sehr ich die poetischen Texte dieses Dichters schätze, die ich vor Jahren in einem schwedischen Antiquariat entdeckt hatte. Es war mir nie möglich, irgendwelche Details über diesen Mann zu erfahren. In dem Buch selbst gab es keine Hinweise.

Doch höre, was nun passiert ist:

Ich war zur Party eines früheren Kollegen meiner Hochschule eingeladen, eines Germanistikdozenten, mit dem ich früher viel gemeinsame Zeit in der Cafeteria verbracht habe. Du kennst meine Einstellung zu Partys, denen ja nicht gerade meine überschwängliche Neigung gehört, doch in diesem Fall war ich bereit, eine Ausnahme zu machen.

Zum ersten Mal lernte ich seine Frau kennen, eine Schwedin, die gleichfalls Literaturwissenschaften studiert hatte. Sobald ich das erfahren hatte, fragte ich sie gerade heraus, ob sie den schwedischen Dichter Arvid Dalborg kenne.

Sie dachte eine Weile nach, der Name kehrte irgendwie plötzlich in ihr Gedächtnis zurück. Sie sagte mir, sie hätte vor Jahren einen kurzen Artikel über ihn gelesen, es handelte sich um einen Nachruf in einer Literaturzeitschrift mit kleiner Auflage.

Es musste mehr als zwanzig Jahre zurückliegen. Mit dem Umzug nach Deutschland hätte sie zwei Ausgaben dieser Zeitschrift mitgenommen, dies allerdings nicht wegen des Artikels über Arvid Dalborg sondern wegen zweier Artikel über Strindberg, in denen ein Psychoanalytiker Strindberg kritisch beleuchtete und an ihm „Traumaforschung betrieb“. - Sie versprach mir, sie werde die zwei Exemplare durchsehen, ob eines von ihnen diesen Nachruf auf Dalborg enthalte und ihn dann fotokopieren und mir zuschicken.

Zwei Tage später lag der Artikel in meinem Briefkasten. Doch das wichtigere war: Sie hatte mir eine Telefonnummer aufgeschrieben – die mich möglicher Weise direkt zum schwedischen Verfasser dieses Nachrufes führen könne.

Gleich am Abend telefonierte ich und konzentrierte mich auf mein bestes Schwedisch. Den Verfasser des Artikels selbst erreichte ich nicht, er war bereits verstorben, doch seinen Sohn. Zu meinem Erstaunen sprach dieser Mann ein gut verständliches Deutsch und er war eine literarische Koryphäe. Er kannte Dalborgs Leben in vielen Details. Wir wechselten mehrmals gemeinsam ins Deutsche und dann wieder ins Schwedische.

Es wurde ein Gespräch von fast zwei Stunden, das mich aufgewühlt zurückließ.

Es gab mir Einblick in ein Leben mit zwei schweren tragischen Brüchen, mit Jahren tiefer Resignation und voller Todesgedanken. Zweimal schwamm der Dichter aufs Meer hinaus, um seinem Leben ein Ende zu setzen.

Arvid Dalborg wurde 1928 geboren, sein Vater war Buchhändler und schon als Kind und als heranwachsender Junge saß er häufig mit im Laden und stöberte in den Bücherregalen, manchmal soll er drei Bücher an einem einzigen Tag gelesen haben. Ganz selbstverständlich wuchs er so in die Arbeit eines Buchhändlers hinein, als sein Vater nach einem Schlaganfall früh verstarb, übernahm er den Laden.

Mit Mitte zwanzig stellte er einen Mitarbeiter ein. Er hatte die Idee entwickelt, mit einem Bücherbus, einer fahrenden Bibliothek, die mehr abgelegenen Kleinstädte und Dörfer aufzusuchen, um der Verbreitung guter Literatur auch bei dieser Bevölkerung nachzuhelfen. Die Bücher konnten gekauft oder nur gelesen werden. Er tat dies

mit viel Erfolg und mit idealistischem Eifer, ein weiterer Geldverdienst spielte keine wichtige Rolle dabei.

Er tat sich schwer mit den Frauen. Eine frühe Jugendliebe verschwand sehr bald wieder aus einem Leben, er trauerte ihr nach, doch er spürte auch, dass es nichts wirklich war, was er suchte. In all den folgenden Jahren standen ihm seine hohen Ideale im Weg. Er wollte eine Frau, die sich im Bücherwissen und intellektuell in Augenhöhe mit ihm befand, zweitens sollte sie auch äußerlich einem hochgesteckten Schönheitsideal entsprechen. Er verzichtete auf alle kurzlebigen sexuellen Abenteuer, er war sicher, die Frau seiner Ideale werde eines Tags auftauchen.

Das geschah dann tatsächlich. Allerdings: Diese Frau war verlobt, sie war auch bereits von ihrem Verlobten schwanger und der Termin der Hochzeit schon festgelegt. Als er sich Hals über Kopf in sie verliebte, wusste er von alledem nichts. Er erfuhr es erst, als sie den von ihm so sehnlich erwarteten ersten Kuss verweigerte. Es stieß ihn in einen Abgrund tiefster Melancholie und Verzweiflung.

Er betäubte sich schließlich mit einigen Liebschaften, die er doch alle nach Kurzem enttäuscht wieder abbrach. In dieser Zeit schwamm er auch ein erstes Mal hinaus aufs Meer – in der Absicht, dort zu ertrinken. Dann war es ein scheinbar banaler Grund, der ihn zur Umkehr veranlasste: Er hatte vergessen, sich um die weitere Betreuung seines Hundes zu kümmern, ein Foxterrier, an dem er sehr hing.

Doch er hing zu dieser Zeit wohl auch noch zu sehr am Leben selbst. Also, er blieb.

Er stürzte sich wieder ins Lesen. Er hatte ein neues Thema für sich entdeckt: die Mystik. Er las Jakob Böhme, Meister Eckhart, Swedenborg, Spinoza, auch eine

Schwedin befand sich unter den Mystikern: Ruth Valleen. Vor allem interessierte ihn ein kanadischer Autor mit Namen Bucke und sein Buch „Kosmisches Bewusstsein“. Dieser Autor hatte es sich nach einer eigenen tiefgreifenden spirituellen Erfahrung zur Aufgabe gemacht, Menschen in der Geschichte zu suchen, die ähnliche Erlebnisse schilderten.

Nach einigen weiteren Jahren kam es wieder zu einer Begegnung mit der Frau seiner großen Liebe. Sie verheimlichte ihm nicht, dass sie in ihrer Ehe seit langem unglücklich sei und die Scheidung plante. Sein Herz schlug höher. Der Zeitpunkt schien gekommen, da er sie endlich für sich gewinnen konnte.

Der andere Mann, der gut vom Erbe seines Vaters lebte, weigerte sich, in die Scheidung einzuwilligen und er zog mit der Frau in eine andere Stadt. Dalborg und die Frau tauschten daraufhin regelmäßig Briefe aus, es wurden zunehmend feurige Liebesbriefe, als der Mann es entdeckte, fing er die Briefe Dalborgs ab und verbot seiner Frau jeden weiteren brieflichen Kontakt.

Dalborg suchte wieder Trost in seinen Büchern. Oft las er Nächte hindurch, meist bei Kerzenlicht. Einmal schlief er darüber ein, als er erwachte, stand sein Zimmer hell in Flammen. Das Löschen gab er bald auf, es war zwecklos, er bündelte seine Energie darauf, alle wichtigen Habseligkeiten, vor allem seine Bücher zu retten, die er durch das Fenster in den Garten warf. Als er sich endlich selbst ins Freie retten wollte, stürzte einige Dachbalken über ihm herab und begruben ihn.

Erst im Krankenhaus kam er wieder voll zu Bewusstsein, unter höllischen Schmerzen. Irgendwie hatte er es doch geschafft, sich unter den Trümmern hervor zu kämpfen und aus dem Haus zu gelangen. Die Schmerzen waren nur unter großen Mengen von Morphium zu ertra-

gen. Er spürte tiefe Brandspuren auch im Gesicht. Als er sich einen Spiegel geben ließ, sah er durch den Schlitz seiner brandverklebten Augen, dass Teile der Haut bis auf den Knochen zerstört waren. Sein Gesicht war schrecklich entstellt.

Wenige Tage später erreichte ihn ein Brief von der Frau seiner großen Liebe. Sie teilte ihm mit, dass sie die Scheidung gegen den Willen ihres Mannes nun doch durchgesetzt habe und ihn in den nächsten Tagen besuchen werde.

Er ließ sich wieder den Spiegel reichen. Ein Gespenst blickte von dort zurück. Fetzen schwarz gebrannter Haut, rohes schwarz verkohltes Fleisch, die Reste schief hängender Lippen. Keine ärztliche Kunst der damaligen Zeit würde dieses Gesicht wieder herstellen können.

Udenkbar dass er der Frau seiner großen Liebe diesen Anblick zumuten und ihr noch einmal begegnen konnte. Und überhaupt undenkbar, dass er sich mit diesem Gesicht noch einmal in menschlicher Gesellschaft normal würde bewegen können.

Er schrieb der geliebten Frau einen Abschiedsbrief, mit einem vorgeschobenen Grund, von seiner schweren Entstellung sollte sie nie erfahren. Den Buchladen überließ er seinem Mitarbeiter. Kunden würden diesen Laden nur mit Schreckensschreien wieder verlassen, wenn er dort auftauchte.

Er hatte vor Jahren selbst zu schreiben begonnen. Doch es war eine Tätigkeit, die ihn jedes Mal schnell in Verzweiflung trieb. Er hatte alle bekannten Bücher der Weltliteratur gelesen, manche mehrmals, er fühlte, dass er diesen Maßstäben nie gerecht werden würde. An drei Romanen hatte er sich versucht, die ihn beim erneuten

Lesen doch immer nur wieder enttäuschten, so dass er diese Manuskripte schließlich auf den Dachboden trug und dort liegen ließ. Auch diese verbrannten in jener Nacht des schrecklichen Feuers. Doch er sah es nicht einmal mit großer Betroffenheit.

Die Ärzte flickten sein Gesicht und den sonstigen Körper notdürftig wieder zusammen. Sie sprachen von einem Wunder, dass er bei so viel Hautverlust überlebt habe. Dalborg sah dieses Wunder nicht als Geschenk. Es wäre ihm lieber gewesen, er wäre unter den brennenden Trümmern begraben geblieben.

Monate später schwamm er ein zweites Mal aufs Meer hinaus. Er hatte Abschied von allen Salben und Pudern genommen, die die schweren Entstellungen doch nicht wirklich mildern konnten. Da strömten einige Gedichtzeilen durch seinen Kopf – Zeilen, die er einmal selber geschrieben hatte. Unerwartet spürte er plötzlich einen gewissen Zauber darin, und er merkte, dass er die meisten dieser Gedichte in seinem Kopf gut wieder herstellen konnte, anders als die vielen oft komplizierten Textgeflechte seiner Romane, die er längst für immer verloren sah.

Sollte er umkehren, um sie noch einmal zu Papier zu bringen? Er nahm schwimmend den Weg zu einer kleinen Insel. Dort verbrachte er mehrere Wochen.

Er muss während dieser Zeit eine neue, ihn tief berührende Erfahrung gemacht haben. War sie dem vergleichbar, was ein Autor wie Bucke „Kosmisches Bewusstsein“ nannte? Es existiert ein Brief, den er nie abschickte, wieder an die geliebte Frau, ein Brief, in dem er andeutend über eine solche Erfahrung spricht. Sie hat grundlegend etwas in ihm verwandelt.

Er war mit seinem Schicksal ausgesöhnt. Was ihm zuvor für sein Leben unentbehrlich und wichtig erschien,

hatte nur noch wenig Gewicht. Er hatte in seinem Inneren eine „kosmische Insel ewiger Schönheit“ entdeckt, wie er es nannte, er konnte sie in seinen nächtlichen Träumen aufsuchen, jedenfalls dann und wann, wenn ihm diese „Gnade“ gegeben war. Alles was ihm das irdische Leben bot, war in diesem Vergleich fade und schattenhaft.

Für die folgenden Jahre schloss er sich einem älteren Schäfer an, der diese Unterstützung gern annahm. Während der Sommerzeiten zog er nun über weite schwedische Wildwiesen und nächtigte unter freiem Himmel. Die Winter verbrachte er in einer einfachen Hütte und las.

Auch seine Gedichte schrieb er noch einmal nieder – manche ganz ohne Zeilenbrechungen, nur als „poetischen Text“. Und er fügte neue hinzu.

Er war fünfundvierzig, als er zum ersten Mal etwas veröffentlichte – in einem schmalen Buch, das nur in fünfzig Exemplaren gedruckt wurde.

Bald danach warf ihn eine schwere Lungenentzündung aufs Bett. Nur halb genesen schwamm er noch einmal zu jener Insel, auf der er drei Wochen in jener Einsamkeit verbracht hatte, die ihn so geheimnisvoll verwandelt hatte. Dort wurde Wochen später sein Leichnam gefunden.

Die fünfzig Exemplare seines Buches wurden wohl nie vollständig verkauft. In der öffentlichen Literaturszene fanden sie jedenfalls keine Resonanz. Es gibt keine Bezüge dieser Texte zum damaligen Zeitgeschehen, schon gar nicht etwas wie Sozialkritik.

Für eine Beachtung im offiziellen Literaturbetrieb mögen diese Texte zu „weltabgewandt“ erscheinen. Und manchmal ist es wie ein Nachklang romantischer Verstimmungen. Sie können so lakonisch sein, wie sie dann wieder von poetischen Bildern und ungewöhnlichen Wortschöpfungen „vor sich hin sprühen“. Sie fühlen sich

nur „richtig“ an, wenn man bereit ist, dieses „Weltabgewandte“, das Poetisch-Mystische darin zu teilen.

Die adäquate Übersetzung bedeutet oft eine harte Arbeit. Manchmal muss ich es abbrechen und auf den nächsten Tag hoffen, der mir endlich die richtige Lösung bringt. Und immer wieder zwingt es mich auch, selbst wortschöpferisch sein.

Hier wieder einige Exemplare.

*Es grüßt Dich herzlich
Dein Clemens*

Spår - Spuren

1

Glashorizonte des Abends.

Die Wege verzittern
im dunkel summenden Licht.

Heim fliegt ein Schmetterling.

Der Stein schwitzt aus
die Liebe eines Sommertags.

Glashorizonte der Zeit.
Dunkel brennt das Gras
in den Abendschatten.

x x x

Du weißt nicht.
Die Spuren, die vielzähligen,

die deine Schritte ritzen
in den Herzboden der andern, der vielen –

Die Zeichen, die ungedeuteten,
die halb gelesenen und gelesenen –

Was weißt du,
wer sie heimlich entziffert?

Manchmal nur eine Fingerkuppe,
die im Vorübergehn eine Herzsaite streifte –

Manchmal nur eine weiße Feder,
verloren im eiligen Flug:
Ein anderer hebt sie auf,
feiert sie als seinen Glücksboten.
Manchmal nur ein paar Silberfunken,
zurückgelassen auf samtenem Stein:
Jemand, mit Silber-schürfendem Blick,
sammelt sie ein, entzündet ein Feuer daraus –

Was weißt du davon.

2

Ein Schmetterling treibt heim.

Sein Flügelschlag –
 sanft an den Flügelschlag
der Wege-träumenden Winde gelehnt,
windreitend auf Windwellen
hin zu den Ozeanwellen,
vertausendfacht in den Echowirbeln
aerodynamischer Zaubergesetze –
an einer Küste eines fernen Kontinents

entfacht er einen Sturm.

Was weißt du davon?

x x x

Manchmal nur leise,
unendlich leise und fern –
doch überall pocht lebendig dein Herz,
Kreise treibend im Meer
der lebenden pochenden Herzwellen.

Scheinbar nur ungehört.
In einem anderen leisen,
unendlich leisen Wissen
nah und verwandt,
Herzschlag an Herzschlag gefügt
in immer pochender Gegenwart.

Hemlighet - Geheim

Menschen um dich –
in ihren Alltagskostümen,
in ihren Arbeitsjacken der hundert Flicker,
manche in grimmigen Felldhöhlen hausend,
manche in schon verschlissenenem Grau –

Jeder trägt ein Geheimnis in sich.
Du kannst es nicht kennen.
Sie selber kennen es nicht.

Tief drinnen, sich selber versteckt,
tragen sie, die Lebenskünstler,
das stille Geheimnis werdender Kunstwerke:
sie selbst.

Manche sind noch ihr erster grober Entwurf.
Manche an Händen und Füßen fein ziseliert.
Manche von Staub und Spänen
ihrer Arbeit bedeckt und entstellt.

Menschen in ihren Alltagskostümen –
in Wahrheit doch sind sie unsichtbar.

Es sind die heimlichen Bettlerkönige,
als billige Laufburschen getarnt.
Es sind die schrulligen Mägde,
Eimer schleppend zum Brunnen.
In einer Nacht doch fällt die Maske aus Lehm
und die Mondstrahlen mischen sich
mit den scheuen Strahlen der Schönheit.
Es sind die Bären mit knorriger Tatze
und zottigem Fell – für eine Atemsekunde
an einer leicht gerissenen Stelle
blitzt auf das gleißende Gold.

Auch du bist Bär.
Bist Laufbursche. Bist Magd.
Auch du trägst das Geheimnis in dir,
das inwendige, leise. Das Kunstwerk,
das werdende.
Das verschwiegene Gold.

Den sena kärlek – Die späte Liebe

Weit geworden sind meine Arme.

Mühelos legen sie sich
um eine Wolke, einsam treibend
auf blauer Himmelsgleisstrecke.
Ich drücke sie an mich,
durchwühle ihr Pelzhaar,
winke ihr nach an der Bergkuppe.

Vom Ufer aus feiere ich,
eine schwebende Lichtstunde lang,
meine Ehe mit einer Seerose.
Meine Froschkostüme täuschen sie nicht.
Rasch erkennt sie das Zepter
des verwunschenen Prinzen.

Meine Ehen sind kurz,
mit freundlichen Trauzeugen,
doch ohne Trauschein und Trauamt.
Allen genügen die kleinen
Finger- und Fußspuren meiner Liebe,
die ich zurücklasse, bleibend, gewiss.

Ich umarme die Tanne am Weg.
Netze die Lippen am Tannadeltau.
Ich spüre, eingerollt in die Nacht,
ihr schweres Atmen im Wintersturm.

Mühelos reicht mein Himmelsklimmzug der Nacht
hinauf an den Großen Wagen,
mein Kinderfahrzeug geträumter Allmacht.
Die Deichselaugen

leuchten auf Meere und Kontinente,
 auf schlafende graue Stadtlabyrinthe,
 leuchten gebieterisch,
 mit erhabenem Licht.
 Im leisen Donner der Räder, lächelnd,
 regiere ich Sterneninseln.

Noch kenne ich ihn –
 den glühenden Blick unterm Mädchenhaar.
 Weiß von dem rundfunkelnden Blitz,
 der rollt an mein Herz.
 Noch immer lodert die Wärme nach
 in der leicht entflammbaren Herzbackstube,
 duftend von Sehnsuchtsbrotten.

Doch anders ist nun das Dach
 der freundlichen engen Geborgenheit
 geöffnet zum Himmel darüber.
 Gut eingeübt in die Liebe
 ströme ich weiter hinaus,
 ströme hinaus in die Sehnsuchtsgärten
 der leisen Herznachbarschaften,
 tausendzählig, lausche dem Tautagesingen
 vergessener Himmel und Stimmen und Namen.

Stardust - Sternenstaub

Wir sind Sternenstaub.
 Meine Hand, die deine berührt,
 berührt sie mit Sternenstaubfingern.
 Mein Auge, den nächtlichen Himmel durchreisend
 durch Inseln von Sternenstaub,
 liest in seiner Sternenstaubherkunft.

Die Straßen, auf denen wir gehen,
sind Sternenstaub. Wir gehen mit
Sternenstaubfüßen auf schwarzem Asphalt
aus schwarz geronnenem Sternenlicht.
Wir wohnen in Häusern und unter Dächern
aus Sternenstaub.

Wir können nichts anderes sein
als Sternenfeuer und Sternenstaub,
wohnend, heimatlich für eine Zeit,
auf einer aus Sternen geborgten Erde.

Wir atmen Luft, wir denken Gedanken.
Doch in Wirklichkeit atmen
und denken wir Sternenstaub.
Sternenstaub, der sich selber denkt.
Der sich Namen gibt.
Tanzend in Tänzen der ungezählten
abenteuerfunkelnden Aufbrüche,
weltalterlang, wirbelnd in dunklen,
in hellen Tänzen der Lust.

Wir tanzen Leben und Tod
auf einer aus Sternen geborgten Erde.
Die Sternenstaubmeere holen sie heim,
bald,
dann sind wir selber schon lange gegangen.

Sooft wir doch gehen:
Alles Gehen kann nur
erneuter Aufbruch und Tanz sein,
Staubtanz, Botschaften sprühend,
Liebessilben und Liebesnamen,
in jedes Staubkorn fest eingebrannt,
von Anfang zu Anfang in Ewigkeit.

4.4.2006

Clemens - Marja

Ich will Dir wieder von „meinen“ Roma-Kindern berichten.

Doch zunächst zu den Eltern.

Die deutschen Behörden haben mit der Bahnstation an der serbisch-ungarischen Grenze Kontakt aufgenommen, wo man sie aus dem Zug geholt hat. Dort gab es einen Aktenvermerk, dass man sie auf Anweisung der Polizeibehörde in Priština, der Hauptstadt im Kosovo, wieder nach dort zurückgeschickt hat. Die Eltern hätten ungültige Papiere gehabt. Außerdem lag ein Haftbefehl gegen sie vor. Anfragen in Priština haben bestätigt, dass die Eltern sich dort in Untersuchungshaft befinden. Weitere Auskünfte wollte man bisher nicht erteilen.

Den Roma-Geschwistern sagte ich von einem Haftbefehl bisher nichts, nur von den ungültigen Papieren.

Haben die Eltern etwas begangen? Liegt ein kriminelles Delikt vor?

Die Geschwister sagten mir, dass es seit Monaten Streit gab im Dorf. Zuletzt habe man sie und die Eltern offen bedroht.

Man muss wissen, dass die Roma im Kosovo, wo die Kosovo-Albaner die tonangebende Mehrheit stellen, eine unterdrückte Minderheit sind. Sie haben kaum Zugang zum Arbeitsmarkt, viele erhalten nur wenige Jahre Schulunterricht. Von keiner Landesbehörde können sie sich Unterstützung versprechen, kein Gericht würde im Zweifelsfall zu ihren Gunsten entscheiden.

Das ist ein Nährboden für Streit und Gewalt. Die Eltern haben sich da möglicher Weise in etwas verwickelt. Ihre Abreise aus dem Kosovo war offenbar eine eilige Flucht. Ob man sie zu Recht in Untersuchungshaft hält?

Ich stelle mir ihre Situation während der letzten ein- einhalb Wochen grausam vor: Man trennt sie von ihren Kindern, und es ist dieser Welt offensichtlich egal.

Nun gibt es immerhin die Adresse des Gefängnisses in Priština, und die Kinder haben ihnen inzwischen lange Briefe geschrieben. Sie sind nicht bei dem Roma-Freund des Vaters untergekommen, wie es geplant war, doch sie haben ein anderes sicheres Quartier gefunden – das heißt: sie berichten über meine Kellerwohnung und mich.

Ich glaube nicht, dass sie mir schlechte Noten dabei erteilen.

Die Mädchen bewohnen zusammen ein Zimmer, das größere, der Junge das kleinere. Nach dem Frühstück gibt es jeden Vormittag drei Stunden Deutschunterricht. Die Behörden suchten bereits nach einem Schulplatz für sie. Nachdem ich für alle drei die Asylanträge eingereicht hatte, sind sie hier schulpflichtig. Doch ich habe den Leuten klar gemacht, dass sie ohne Grundkenntnisse der deutschen Sprache dort zurzeit nur sinnlos herumsitzen.

Ab zwölf Uhr wird gekocht. Ich lerne, was in ihrer Sprache ein bestimmtes Gemüse heißt, sie dürfen es nur putzen und kochen, wenn sie sich den deutschen Namen einprägen. Da bin ich streng. Dreimal war ich mit ihnen inzwischen im Supermarkt, sie haben genaue Vorstellungen, was sie möchten. Doch sie fragen jedes Mal freundlich nach, und oft spüre ich, dass sie unsicher sind, ob sie so einfach um alles bitten dürfen.

Für den Nachmittag, wenn ich außer Haus bin für meine Ausländerdeutschkurse, drücke ich ihnen noch viel deutsche Lektüre in die Hand, Kinder- und Jugendbücher mit großen Buchstaben und leicht verständlichem Text. Natürlich können sie auch Fernsehen oder Computerspiele spielen. Es sind schließlich noch Kinder, nein, halb

erwachsene Kinder. Und ich will es mir mit ihnen nicht verderben, indem ich ständig den Lehrer spiele. Und ein guter Lehrer weiß: Die Erfolge sind besser, wenn dem Lernen Belohnung und Spaß folgt.

Jetzt ist es Nacht, während ich dies für Dich schreibe, liebe Marja, und all die Bilder der vergangenen Tage und Wochen ziehen an mir vorbei.

Diese drei Roma-Geschwister haben vom Moment der ersten Begegnung an etwas seltsam in mir berührt. Sie strahlen etwas so Natürliches, Freundliches aus, dass man sie immer gern in der Nähe hat.

Sie fallen auf durch ihr angenehmes hübsches Erscheinungsbild, Arjona, die ältere Schwester, kann man ohne Zögern sogar eine Schönheit nennen.

Wenn Du sie Dir genauer vorstellen willst: Alle haben eine leicht dunkel getönte Haut und tiefschwarze Haare, vorn und an den Seiten etwas gelockt, Arjona, die ältere, und ihre Schwester Swea tragen die Haare schulterlang.

Ob ich mich in der gleichen Art so selbstverständlich in den Streit vor dem Obst- und Gemüseladen eingemischt und auch sonst für sie engagiert hätte, wenn diese jungen Menschen einen eher unattraktiven verwahrlosten Anblick geboten hätten?

Vielleicht ja. Vielleicht nein.

Es liegt in meinem Naturell, zu vermitteln und einzugreifen, wenn es sich um gesellschaftlich Schwache oder auch um Ausländer handelt.

Diesmal doch war es noch etwas anderes.

Vom ersten Moment an haben mich diese Gesichter angerührt und „verzaubert“ – vor allem Arjona.

Und jetzt habe ich diese jungen Leuten unter mir wohnen, und ich freue mich auf den Deutschunterricht am Morgen mit ihnen und auf die gemeinsamen Mahlzeiten.

Ich freue mich über die Geräusche, die ich von unten vernehme, über die laut und leise gesprochenen Worte.

Ich ermahne mich, nicht zu vergessen, dass sie nur für eine Zeit meine Gäste sind. Eines Tags werden ihre Eltern hier auftauchen und sie wieder abholen – so jedenfalls muss ich es hoffen, wenn ich ihnen selbst das Beste wünsche.

*Wie immer mit herzlichen Grüßen
Dein Clemens*

6.4.2006

Liebe Marja! Wir üben weiter täglich fleißig Deutsch. Und die drei werden von Tag zu Tag besser.

Die zuständige Behörde zahlt mir inzwischen für jeden einen kleinen Tagessatz, eben diese Ausgaben, die man auch im Asylantenheim hätte für sie aufbringen müssen.

Ich sage es gern noch einmal: Die drei haben eine unerwartete Helle und Freude in mein Leben gebracht.

Doch seit gestern weiß ich, dass über allem zugleich der Schatten einer dunklen Bedrohung liegt. Es ist eine reale Gefahr.

Ihre Geschichte:

Ich erwähnte bereits, dass die Roma im Kosovo seit langem eine unterdrückte Minderheit sind. Die meisten leben in Slums außerhalb der großen Städte, und auch von dort will man sie oft noch vertreiben.

Die Eltern der drei Roma-Geschwister hatten es immerhin so weit gebracht, dass sie in einer Kleinstadt im südlichen Kosovo Fuß fassen konnten und dort auch eine geregelte Arbeit hatten.

Der Flucht der Roma-Familie war etwas Schreckliches vorangegangen. Spät in der Nacht brannte das Haus zweier Familien von Kosovo-Albernern. Die Löscharbeiten kamen zu spät, das Haus brannte völlig nieder. Vom Feuer im Schlaf überrascht gelang es keinem, sich aus dem Haus zu retten, in den Flammen kamen zwei Mütter und ihre sechs Kinder und ihre zwei Großmütter ums Leben. Es blieben nur ihre verkohlten Leichen.

Die beiden Väter und ein Großvater überlebten, weil sie Karten spielend im Wirtshaus saßen.

Sie betäubten ihren rasenden Schmerz im Alkohol. Und alle die kamen, um sie zu trösten, betranken sich ebenfalls.

Auf einmal verbreitete sich das Gerücht, dass es sich um Brandstiftung handele. Und es war auch jemand gesehen worden, der sich nachts an das Haus herangeschlichen hatte: der Vater der Roma-Familie. Sogar ein Kanister mit Benzin wurde beim niedergebrannten Haus gefunden.

Die Geschwister sagen dazu: Der Vater hatte am Abend einen Handschuh verloren und ging ihn in der Dunkelheit suchen. Nie würde er eine Wahnsinnstat begehen wie die, nachts ein Haus anzuzünden.

Vorangegangenen war ein über Monate dauernder Streit, in den auch die Kinder der insgesamt drei Familien verwickelt waren. Man hatte den drei Roma-Kindern aufgelauert und sie mit toten Fröschen beworfen, dann begann eine Schlacht mit Stöcken und Steinen. Dem wieder ging eine Attacke der Roma-Kinder mit Brennesseln auf die Kinder der Kosovoalbaner-Familien voran, wobei die Roma-Kinder behaupteten, man habe sie eingekreist und ihnen den Weg verstellt, nur mit den Brennesseln hätten sie sich den Weg frei kämpfen können.

Doch es gab einen tiefer schwelenden Streit unter den Erwachsenen selbst. Die Schwester einer der albanischen Mütter hatte sich auf eine heimliche Liebschaft mit dem attraktiven Roma-Vater eingelassen; als es entdeckt wurde, behauptete sie, sie sei von dem Mann vergewaltigt worden. Es kam zur Anklage, und unter Tränen nahm sie die Anschuldigung schließlich zurück. Eine schmachvolle Niederlage für den Clan der Kosovo-Albaner, die den Roma-Vater nur zu gern im Gefängnis gesehen hätten.

Seitdem kam es immer wieder zu frei erfundenen Anschuldigen gegen den Mann, der sich jedes Mal gerichtlich zu wehren versuchte doch erkennen musste, dass auch die Richter parteiisch urteilten. Er wurde mehrmals zu Geldstrafen, einmal auch zu einigen Wochen Haft verurteilt. Auf beiden Seiten kochte der Hass.

Für den Brand, so sagen die Roma-Geschwister, gibt es eine leichte Erklärung. Die Mütter der albanischen Familien ließen jedes Mal nach der Zeit des Abendgebets für jedes Kind eine Kerze brennen. Eine einzige umstürzende Kerze konnte diesen ganzen verheerenden Brand verursacht haben.

Doch da gab es einen Zeugen und anderntags noch einen zweiten. Beide hatten der Roma-Vater um das Haus schleichen sehen, den Kanister unter dem Mantel versteckt. Und auch seine Frau war beteiligt: Sie verfolgte von ihrer Haustür aus, was geschah, und sie sollte ihn warnen, wenn sie jemand anderes auftauchen sah.

Vor den Fenstern der Roma-Familie versammelte sich eine wutschäumende Menschenmenge. Ein grauenhafter Augenblick. Man wollte Lynchjustiz üben. Ein mutiger Dorfpolizist griff ein, er wollte vor allem die Kinder schützen. Er trieb die Menge zurück.

Wenige Stunden später erschien ein Cousin. Er kam, um die Eltern zu warnen. Es liege ein Haftbefehl gegen

sie vor - wegen Brandstiftung und wegen mehrfachen Mordes. Man wollte sie noch in der Nacht von der Polizei abholen lassen.

Die Lage war äußerst bedrohlich geworden. Die Roma-Familie raffte ihre Habseligkeiten zusammen, und im ersten Dunkel der Nacht stiegen sie in den Viehtransporter des Cousins, der sie an eine entfernte Bahnstation fuhr.

Das Ziel stand rasch fest: Deutschland. In ihren Augen war es ein paradiesisch reiches Land, und bereits Tausende von Roma waren dorthin übersiedelt und ein Teil von ihnen, jene die hart arbeiteten, hatte in der Gesellschaft einen gesicherten Platz gefunden. Außerdem hatte der Vater dort einen persönlichen Freund, der ihnen fürs Erste Unterkunft geben konnte.

Jetzt weiß ich es: Über den Geschwistern lastet die bleierne Wolke der Blutrache.

Man sollte es in einem aufgeklärten Jahrhundert wie dem unsrigen für längst überwunden halten – doch noch immer gibt es im Balkan diese Gegenden, in denen das Gesetz der Blutrache gilt. Sie ist offiziell verboten, doch viele Familien betrachten es nach wie vor als eisernes Gesetz.

Sollte der Roma-Vater der Mörder zweier Ehefrauen und ihrer sechs Kinder sein, so schreit diese Tat nach Vergeltung. Es ist nicht eine Frage der freien Entscheidung. Im Blutrachedenken, so wie es feste Schienen in die Köpfe jener Männer gegraben hat, gibt es als Antwort nur dies: den Vergeltungsmord. Wer sich diesem Muster nicht fügt, gilt als feige und schwach, er verliert in der Gemeinschaft der anderen Männer seine Ehre und sein Gesicht.

Üblicher Weise bezieht diese Racheaktion die Kinder der anderen Seite nicht ein – es sei denn, unter den Opfern seien ebenfalls Kinder gewesen. Hier waren es sechs. Denkt man in jenen Kategorien der Blutrache, kann man die Kinder des Mörders nicht schonen. Und wer gilt als Kind? Sind Sechzehn- und Vierzehnjährige Kinder?

Sprechen die Geschwister von ihren Eltern, dann sehe ich Angst in ihren Gesichtern. Die Gefahr ist real. Ich sagte ihnen inzwischen, dass man sie im Gefängnis in Priština festhält – und dass sie dort unter Anklage stehen. Das ahnten sie schon.

Das Gefängnis in Priština: Vielleicht ist für die Eltern sogar ein Schutz vor ihren potentiellen Mördern. Doch auch in Gefängnissen geschehen Morde. Und man muss fürchten: Sie werden keinen fairen Prozess erhalten.

Seit ich von dieser Vorgeschichte weiß, treiben mich schwere Sorgen um.

Ich habe den Geschwistern eingeschärft, sich nicht allein auf die Straße zu begeben. Und wir müssen in Zukunft alles vermeiden, was eine Spur zu ihrem jetzigen Aufenthaltsort setzen könnte. Schon der Stempel auf einem Brief kann gefährlich sein. Ich schicke die Briefe der Geschwister jetzt zu Lucia und bitte sie, diese bei sich in den Kasten zu werfen.

Als Absender, so war es schon vor Tagen abgesprochen, haben die Geschwister bisher nur das Asylantenheim genannt, nicht meine Adresse. Eine Adresse ist unverzichtbar, schließlich sollen die Eltern ihnen antworten können. Doch sie muss nicht in diese Stadt führen. Ich habe Lucia zusätzlich gebeten, ein Postfach einzurichten. Dieses Postfach und damit eine ganz andere Stadt wird damit die Antwortadresse sein.

Die Geschwister wissen es selbst: Sollte jemand der Kosovoalbaner-Familien die Spur zu ihnen aufnehmen, könnte dies schnell die denkbar schwerste Bedrohung bedeuten. Sechs Kinder stehen auf der anderen Seite – auf der der Toten.

Nachmittags, wenn ich meine Ausländergruppen in der Volkshochschule unterrichte, manchmal bis weit in den Abend hinein, kann ich kein Auge auf sie werfen. Sie sind dann allein. Sie sehen Filme in deutscher Sprache - eine Art Fortsetzung ihres Deutschunterrichts und ich habe einige Brettspiele für sie bereit gestellt. Sie haben das strikte Verbot, irgendjemandem die Tür zu öffnen oder ein Telefonat anzunehmen.

Mit dem Asylantenheim und der Ausländerbehörde ist abgesprochen, dass niemand ihren Aufenthaltsort erfährt. Sollten die Eltern gegen jede Erwartung doch wieder freikommen, so müssen sie sich persönlich ausweisen und die Kinder werden ihnen auf einer polizeilichen Dienststelle übergeben.

Manchmal, wenn ich nachts wach liege, dann merke ich, dass ich unruhig hinaus auf die Straße lausche. Zum ersten Mal in meinem Leben denke ich darüber nach, dass eine Gaspistole ein guter Schutz sein könnte.

Es ist eine seltsame Welt. Das Zeitalter der Aufklärung ist durch dieses Europa gegangen. Und immer noch haften in den Köpfen die alten Strukturen, in denen Taten des Bluts mit neuen Taten des Bluts vergolten werden müssen, in tödlicher Konsequenz.

*Mit herzlichen Grüßen
Dein Clemens*

8.4.2006

Lucia - Clemens

Lieber Clemens!

Danke für die übersetzten Texte von Dalborg. Ich sage es gerne wieder: Auch mich berühren diese poetischen Texte auf eine ganz eigene Art.

Ich spüre, dass es mir selbst gut tut, die geträumten Geschichten, die ich so plastisch und völlig real erlebe, in eine lesbare Form zu bringen.

Ich fertige nach dem Erwachen üblicher Weise nur ein paar kurze Skizzen an. Es geschieht in der Vorstellung, dass dies alles ohnehin in meinem Kopf lebendig bleiben wird. Doch plötzlich erkenne ich Sprünge und fehlende Übergänge. Dann zwingt mich die Niederschrift, den geträumten Details nochmals nachzuforschen. Es ist wie mit einer Reise. Plötzlich tauchen Dinge auf, die weniger beachtet blieben und die bereits in ein gewisses Vergessen gesunken sind. Ich muss sie nicht erfinden, sie sind da. Doch ohne die nochmalige innere Recherche gingen sie möglicher Weise verloren.

Diesmal hatte es mich ins ferne Indien verschlagen – und wieder lief mein Leben auf das Drama einer Verbrennung zu.

Deine Lucia

Witwenverbrennung

Armut.

Es ist Armut, wie ich sie noch nie gekannt habe.

Wir leben in einer winzigen Hütte aus Bambuszweigen und Bambusblättern. Auch der Boden ist mit Bambusmatten bedeckt. Ich habe sechs Geschwister, drei ältere Brüder, drei jüngere Schwestern. Vater trägt nur ein Lendentuch, so tun es

auch meine drei Brüder, die Mutter und wir Mädchen tragen einen Sari, es sind ausgefranste löchrige Stoffe, die schon unsere Großeltern getragen haben. Unser einziger Besitz sind zwei Ziegen.

Die größte Zeit des Jahres ist es tropisch warm, dann sitzen wir oft draußen im Schatten der Hütte. Kälte kennen wir nicht. Doch es gibt die regelmäßig wiederkehrenden Zeiten des Monsuns. Dann schüttet es buchstäblich wie aus Kübeln, manchmal über Tage hinweg, unter dem Gewicht des Regens bricht die Hütte zusammen, dann bleibt uns nichts, als im Regen zu sitzen. Vater richtet die Hütte jedes Mal wieder auf, mit dem nächsten lang dauernden Monsunregens bricht sie aufs Neue zusammen.

Vater und Mutter verdienen ihr Geld als Wasserträger. Von einem entfernten Brunnen muss das Wasser in das Dorf und in andere Dörfer gebracht werden. Auch wir Kinder werden früh an dieser Arbeit beteiligt. Als ich das erste Mal probeweise Mutters vollen Holzbottich auf die Schulter hebe, breche ich nach wenigen Schritten zusammen. Doch nach wenigen Monaten trage ich dieselbe Last. Vater schleppt von diesen Bottichen jede Mal zwei.

Wir holen die Bottiche vor den Türen der Leute ab und stellen sie auf dem Rückweg gefüllt wieder hin. Dafür dürfen wir dann aus einem Schälchen eine Hand voll Reis mit nach Haus nehmen und manchmal liegt auch ein Ei dabei. Nie zeigt sich uns einer der anderen Hausbewohner, niemand von ihnen spricht mit uns.

Vater erklärt uns, dass wir der untersten Kaste angehören. Für die anderen Leute sind wir die „Unberührbaren“. Es ist ein Glück, dass wir überhaupt für sie arbeiten dürfen. Vater und Mutter sammeln während des Weges außerdem Holz, damit wir am Abend den Reis kochen können. Er wird dann gemischt mit Ziegenmilch und manchmal auch einem oder zwei Eiern.

Nachts hören wir Kinder, wie Vater und Mutter sich zusammenlegen. Sie umarmen und küssen sich. Und dann setzt ein seltsames Stöhnen ein. Mutter erklärt uns, dass es etwas ist, das sie beide sehr glücklich macht. Und auch wir werden es so machen, wenn wir verheiratet sind.

Ich kann nicht sagen, ob ich als heranwachsendes Mädchen in dieser Familie leide oder doch auch einiger Maßen fröhlich bin. Ich kenne es nicht anders. Mutter kümmert sich liebevoll um uns Kinder und auch der Vater ist freundlich. Am Abend vor dem Einschlafen erzählt er uns oft fantastische Geschichten. Wir kennen keinen Streit untereinander, das schwere Arbeiten über den ganzen Tag ist viel zu mühsam, als dass uns dafür noch Zeit bliebe.

*Ich bin eine junge Frau geworden, und im Spiegel des Brun-
nens betrachte ich gern mein Gesicht. Dieses Gesicht gefällt mir, es ist ganz ähnlich dem meiner Mutter, und Mutter war immer eine wunderschöne Frau und sie ist es noch jetzt.*

Einmal wird mein Vater schwer krank, er hat hohes Fieber und hustet Blut, die Mutter bleibt bei ihm in der Hütte, um ihn zu pflegen. Nur wir Geschwister erledigen die Arbeit des Wassertragens. Da spricht mich ein junger Mann an, er ist wenige Jahre älter als ich, er trägt ein kleines Bärtchen und schwarzes Kraushaar, seine tiefschwarzen Augen funkeln freundlich, es ist ein hübscher Mann und seine Kleidung macht einen gepflegten Eindruck.

Er wartet jedes Mal an einer Stelle des Weges, wenn ich mich dem Brunnen nähere, er trägt dann auch immer ein Stück den vollen Bottich für mich. Unsere gemeinsamen Rückwege werden immer länger. Ich merke, dass ich ihn zu lieben beginnen, doch ich weiß, dass ich ihn nie werde heiraten können. Ich gehöre der untersten Kaste an, ich bin eine „Unberührbare“.

Ich wähle einen anderen Weg zum Brunnen, um ihm nicht mehr zu begegnen. Doch nach Tagen hat er es herausgefunden.

den, und wieder begleitet er mich beim Wasserholen. Ich sage ihm, dass ich eine „Unberührbare“ bin. Da lacht er. Er sagt: das wisse er längst. Doch „das mit den Kasten, das ist dummes Zeug“. Jedenfalls bei mir – ich sei viel zu schön, um eine „Unberührbare“ zu sein.

Dann stellt er den Bottich ab und zieht mich an sich. Er streichelt über mein Haar, er zieht mein Gesicht an seines. Ein nie gefühltes heftig pochendes Glück rauscht durch meinen Körper, ich wünschte, er würde nie aufhören, mich so an sich zu drücken.

Er sagt mir, dass er junger Arzt ist, und auch sein Vater ist Arzt. Er wird mich bei ihm vorstellen als eine Vollwaise, niemand muss etwas über meine Familie wissen. Wir verabreden diesen Tag, er wird mir einen neuen wunderschönen Sari besorgen. Er drückt mich wieder an sich und küsst mich.

Wir lieben uns. Er will mein Ehemann sein und ich seine Ehefrau. Doch ich weiß, dass dies der Abschied von meiner Familie bedeuten wird. Nachts liege ich wach bei diesem Gedanken und weine.

Vater ist wieder gesund. Ich habe meine Eltern ins Vertrauen gezogen, doch mein Vater will mich nicht gehen lassen. Er sagt, es wird Unglück über uns bringen. Mutter denkt nüchterner: Sie glaubt, wenn ich nach Jahren eine wohlhabende Frau bin, kann ich etwas von meinem Geld auch meiner alten Familie bringen. Vater wird eine neue stabilere Hütte bauen und nicht mehr so schwer arbeiten müssen.

Ich bin mit dem jungen Arzt verheiratet. Wir leben ein paar Jahre glücklich zusammen. Zwei Kinder werden geboren. Doch dann packt mich die Sehnsucht, meine alte Familie wiederzusehen. Wir, Vater und Mutter und die Geschwister, umarmen uns endlos. Immer häufiger gehe ich sie besuchen, und ich bringe ihnen jedes Mal neue Kleidungsstücke und Geld.

Schließlich ist das Geheimnis auch für meine neue Familie verraten: Ich entstamme einer Familie der untersten Kaste.

Mein Mann liegt wochenlang in Streit mit seinem Vater. Der will mich sofort und für immer aus seiner Familie verbannen. Mein Mann doch hat einen starken Charakter, er lässt sich von den Reden des starrköpfigen Alten, der um seine Reputation bei den Nachbarn bangt, nicht beeindrucken. Alle Hoffnung auf Versöhnung der beiden zerschlägt sich. Mein Mann beschließt, mit mir in ein anderes Dorf zu ziehen – allerdings, meine beiden Kinder hat man an einen geheimen Ort gebracht, ich kann sie nicht mitnehmen. Ich werde sie niemals wiedersehen.

Ich folge meinem Mann. Wir leben zunächst in einer eher ärmlichen Holzhütte. Mein Mann muss sich in seinem Beruf als Arzt neu etablieren. Noch immer bindet uns eine tiefe Liebe, und er tröstet mich, indem er mir sagt, ich werde noch viele neue Kinder von ihm bekommen.

Nach einer Zeit, vielleicht einem Jahr, geht es uns besser. Mein Mann macht oft weite Wege über Land, um einen Kranken zu treffen. Eines Tages kehrt er zurück mit taumelnden Schritten. Eine Schlange hat ihn gebissen. Er ist Arzt, er ist sich sicher, dass er seine Wunde erfolgreich behandeln kann. Er spült sie mehrmals aus und legt Kräuter darauf, er mischt sich seltsame bittere Säfte. Am zweiten Tag ist er tot.

Ich kenne den Brauch: Stirbt ein Mann, so wird seine Witwe verbrannt. Ich selbst bin zweimal Zeuge einer solchen Witwenverbrennung gewesen. Die Frauen schreien unter entsetzlichen Schmerzen. Sie sind festgebunden, sie können nicht fliehen. Beim zweiten Mal ertrug ich es nicht und lief fort.

Noch eine andere Frau im Dorf hat Tage zuvor ihren Mann verloren. Man will uns gemeinsam verbrennen, doch die Familie der anderen Frau widerspricht: Ich bin die Frau eines Arztes, doch jener andere verstorbene Mann gehörte einer noch höhe-

ren Kaste an. Er wurde in Ehren beigesetzt, so soll auch die Verbrennung der Witwe standesgemäß erfolgen und nicht durch die Frau einer unteren Kaste „verunreinigt“ sein.

Die Frau wird festgebunden und der um sie aufgetürmte Berg aus Reisig in Flammen gesetzt. Zunehmend hüllt ein dichter Qualm die Festgebundene ein. Sie reagiert mit lautem Husten, dann mit Erstickungsschreien. Schließlich haben sich die Flammen zu ihren Füßen vorangearbeitet. Ihre Schreie sind entsetzlich. Sie rüttelt an ihren Fesseln. Ihre Haare stehen in Flammen. Dann werden die Schreie leiser und leiser. Schließlich verstummen sie ganz. Die Frau, am ganzen Körper wie eine schwarze und verkohlte Puppe, fällt in sich zusammen.

Ich zittere. Mein fester Entschluss ist, dass ich so nicht streben werde.

In dieser Nacht setzt sintflutartig der Monsunregen ein. Er dauert über die ganzen folgenden Tage. Niemand kann während eines solchen Regens ein Feuer entfachen.

Ich konnte entkommen. Ich befinde mich auf der Flucht. Soll ich zu meiner Familie, zu Vater und Mutter, zurückkehren?

Die Dörfer kennen sich – nicht jede Familie jede andere, doch es bleibt ein Rest von Gefahr für mich, ich könnte gefunden und verraten zu werden.

Ich breche auf in die Berge.

Auf meinem Weg treffe ich auf zwei grasende Kühe. Kühe sind heilig, so weiß ich, man darf sie nicht melken, schon gar nicht darf man sie schlachten. Ich reiße meinen zweiten Sari, den ich mit dem Fluchtgepäck bei mir trage, in Streifen und drehe diese zu einem Strang, dann führe ich beide Kühe mit mir.

Ein zweites völlig neues Leben beginnt.

Ich habe mir in den Bergen eine Hütte gebaut und ernähre mich von Beeren und von der Milch der Kühe. Es sind eine männliche und eine weibliche Kuh, bald werden Kälbchen ge-

boren, nach wenigen Jahren bin ich Herrin über eine kleine Kuhherde. Eine Kuh wird vom Blitz erschlagen, ich ernähre mich von ihrem Fleisch. Mir ist bewusst: Ich breche heilige Gebote unserer Religion. Doch mein Mann hat es mir vorgelebt: Dass man Gesetze brechen kann.

Eines Tages taucht ein junger Mann in rotem Mönchsgewand bei mir auf.

Er ist aus seinem Kloster geflohen, er hat sich mit den Ordensoberen überworfen und sich den strengen Riten nicht länger anpassen wollen.

Er betrachtet mich wie ein „Wunder des Himmels“. Er sagt es auch: Ich sei die schönste Frau, der er je begegnet ist – noch schöner als all die Frauen, von der er verbotener Weise immer geträumt hat während seiner Zeit als Klosternovize.

Schon in der folgenden Nacht sind wir ein Paar. Er erweist sich als feuriger Liebhaber. Die folgenden Tage und Wochen sind ein einziger Rausch, wie ein seit Jahren Ausgehungerter sucht er immer wieder die Körperlust und ich, selber wie eine Ausgehungerte, teile sie gern mit ihm.

Auch die Kühe kopulieren, und wir schmieden Pläne, eine große Kuhherde zu gründen. Mein neuer feuriger Liebhaber will nicht nur ihre Milch, er will die alt gewordenen Tiere schlachten und wir sollen uns von ihrem Fleisch ernähren – gegen alle Gebote der Religion. Was sind schon süße Beeren und bittere Wurzeln – er liebt das Fleisch.

Nach wenigen Monaten bin ich schwanger. Ich habe bereits zwei Kinder geboren, ich kenne den Schmerz der Geburt. Damals standen mir Frauen zur Seite, diesmal bin ich allein. Der draufgängerische junge Mann an meiner Seite verfolgt mit ängstlichem Gesicht meine Schmerzschreie während der Wehen. Er kann mir nicht helfen. Das Kind rutscht schließlich aus meinem Leib, er nimmt es in die Arme, dann folgt ein entsetzlicher Blutsturz, der nicht enden will.

Ich liege betäubt, ich fühle, wie ich schwächer und schwächer werde. Ich schaue auf den jungen Mann, den ich liebe – mit einer Liebe, die doch vor allem heftige Leidenschaft gewesen ist. Und ich sehe, dass sie mir half, einen tiefen Schmerz zu betäuben: den, dass ich meine zwei ersten Kinder verlor und dann ihren Vater. Dieser Schmerz, diese Trauer sind wieder da. Sie haben mich die vergangenen Jahre begleitet, und ich habe sie mit Gewalt unterdrückt. Dieser tiefe Schmerz, diese Trauer blicken mich an, und ich merke, wie müde ich bin.

Sie gewinnen die Oberhand. Es ist ein Leben, das ich nicht mehr leben will. Und zugleich blicke ich mit Trauer auf meinen verzweiferten Liebhaber und das neugeborene Kind.

Sie können mich nicht festhalten.

Das Blut unter mir strömt, ich mache eine letzte schwache Bewegung, es ist ein Winken, ein Abschiedwinken. Ich sehe, wie ich mich löse und aufwärts schwebe – der Körper, in dem noch immer der Schmerz der eben durchstandenen Geburt wütet, bleibt am Boden zurück. Mein Mitempfinden für diesen leidenden Körper schwindet, dann ist es ganz ausgelöscht. Ich bin frei.

Auch das Wissen um den weinend zurückbleibenden Mann dort unten und das neugeborene Kind sind ausgelöscht. Ich bin umschlossen von einer Wolke von Frieden, die mich immer weiter mit sich trägt, hinein in andere Wolken eines solchen Friedens, ein ganzer Wolkenozean von Frieden ist es zuletzt.

Es ist das Glück, das ich immer suchte. Und manchmal war es auch da: sogar in der armseligen Hütte meiner Familie, im Kreis der Geschwister, dann im Moment der ersten zärtlichen Berührung meines Mannes, des jungen Arztes, dem viele Momente des glücklichen Einsseins folgten. Doch mit dem Verlust meiner Kinder war etwas zerbrochen. Und ganz zerbrochen war es mit dem Tod meines Mannes. Nur scheinbar war es noch einmal geheilt.

Ich hatte dies Leben ganz ausgeschöpft. Ich war frei.

12.4.2006

Clemens - Lucia

Liebe Lucia, auch ich habe wieder etwas für Dich:
Einen Jahreszeitenzyklus durch alle zwölf Monate.

Es sind zwei Texte vorangestellt, in denen es Dalborg
offenbar um etwas wie eine Rechtfertigung geht.

Braucht Poesie eine Rechtfertigung?

Er selber sah es wohl so.

Und auch seine Antwort ist klar: Gerade weil wir in
einer rauen, harten und oft oberflächlichen Welt leben,
einer Welt der Gier und des skrupellosen Profitstrebens,
in der wir täglich unsere Zerstörungsspuren hinterlassen,
gerade deshalb brauchen wir Poesie.

Dein Clemens

Du frägar – Du fragst

*Wo auf der grünen Erde
deiner Gedichtgärten ist die Wahrheit
der Schutthalden, der giftspeienden Schlote,
die Wahrheit der Foltertürme,
der blanken Vernichtungshebel
im Zeitlabor.*

*Ich sage:
Sie stehen an meinem Fenster.
Sie zingeln mich ein.*

*Doch eine Sekunde lass mir,
meine eigenen Schutthalden abzutragen,
das Gift zu verbrennen
in meinem Türmen, das Foltergerät,*

*in mir zu zerbrechen
alle Vernichtungsräder.*

Meinen eigenen Schmetterlingsgarten zu bauen.

*Ich komme zurück.
Und ich weiß:
mit stärkerer Hand.*

Död planet – Todplanet

*Hinter all den durchschrittenen Grabfährtten
im Todplanet –*

*Unter all den blutend
aufgeschossenen Monden von Todkammern
einer Handvoll Zeit –*

*Welche Stimme soll wieder
Worte und Atem finden –
hinten den schwarzen Bleistraßen
verstümmelter Zungen?*

*Und von anderem reden
als wieder nur Tod;
Bäumen, die sterben,
gefiederten Angstschreien,
verdunkelten Regenperlen
unter rußigem Regenbogen?*

*Ich sinke ein in die Grabfährtten,
die Todkammern.
Liege im gläsernen Todtraum der Welt.*

*Und ich fühle das in mir Erwachende
unverletzbar und heil:*

*Bäume, die furchtlos atmen.
Vögel im Freudegefieder,
glitzernde Regenaugen auf Nestern.*

*Sie wollen leben.
Sichtbarer werdend in meinen Worten.*

månad ringar – Monatsringe

Mars i morgon - März morgen

Der Wind streicht den Weiden durchs Haar,
kämmt sie von Osten nach Westen.
Windsiegel von Welle zu Welle.
Tanzschritt im Strom.
Unter dem Windfittich wiegt er sich,
spiegellicht.

Wind, großer Vogel,
den graufrühen schalen Morgen lang
noch gedunsen von Lauten
lähmender Nachtstunden –

Jetzt folgt dir
der wolken große Schmetterlingsvogel,
Libellenfalter –
das leise Schwingensummen,
der dunkle Duft seines Flugs
getaucht in die ersten

sonnenknisternden Wiesenhalme –
mitten im März.

April walker – Aprilwanderer

Wasser schöpfen aus Wolkenbrunnen.
Mein Auge, Landschaften essend,
streift über duftende Schollenwaben,
klopft an hundertjährige Baumfässer.

Spieler mit wechselnden
Wetterfronten,
ihr lächelnder Zauberer:
Ich drehe das Rad der Zeit.

Hänge Frostschellen
an buschende Wege; schieße
Raureifpfeile, haftend
im klirrenden Glasgeäst,
frostfingerklamm. Blase
flockendes Weiß auf eine Hügel Schulter.

Tau sie wieder. Öffne
die blauen Nachmittagsfenster.
Alles ist in mir:
Jeder Tag, jede Zeit.

Sun maj – Maisonne

Hafenbläue
im lenzenden Mittag.

Stündlich fahren die Schiffe ein.

Bringen die Vögel zurück;
 die Rosen des Sees;
 die Kisten mit Kirschblüten und
 Sommerhemden.

Halme träumen wieder den Traum
 von nicht endendem Sonnenhonig;
 ungeduldig klettern sie in den Wind.

Alleebäume,
 große Windmühlenflügel am Weg,
 mahlen das Mittagskorn,
 rinnendes Staubgold,
 wir backen das Lichtbrot daraus.

Lange entbehrt. Nie war
 die Sonne gold wie am Tag
 ihrer Wiederkehr.
 Nie wird ihr Brot
 sich reiner uns einsonnen.

Juni sky – Junihimmel

Wolkenzeilen, geschrieben, verwischt.
 Gespräche reisender
 Flügeltiere auf blauer Tagfahrt.
 Im Tiefen die Tannen,
 die Wälderstraßen, verwurzelt im Grund
 flimmernder Meereshügel:
 Sie wiegen sich,
 zitternde Algenleiber, üben den Flug
 mit weit gebreiteten Ästeflügeln.

Umsonst. Es liebt sie die Erde.

Grüne Haare auf stummen,
alten Korallenbergen, auf Meergestein.

Oben: der schimmernde Meerschäum des Himmels...

Ich lese die Zeichen
meiner zukünftigen Wanderschaften.
Immer verwandelt sein:
Weißes Botensegel und Morgenbucht –
und wieder fallender Anker
im Dickicht der Meerestäler.

Alle Beständigkeit
in der Gewissheit
meiner Verwandlung.

Sommar kärlek – Sommerlieben

Umarmt von der großen,
mittagfahrenden Sommerwolke,
ihrem zu Land reisenden Schatten –

Schaukelnd die Wieseninsel,
die mich umschließt,
mich wiegt. Mein Atem
umarmt die Blütengräser, den Klee.
Die armen sich fest an der Erde
mit winzigen Wurzelfingern,
erarmen tastend den Wind
mit zitternden Blatthänden.

Die sommersegelnde Wolke,
zenitneugierig, eben entlassen
vom großen Wolkenbäcker

hinter den Tannenküsten –
umarmt der glühende Wind.

Sie treibt vorüber –
doch schon gefolgt, reisefertig,
beladen mit Windkoffern,
von einer nächsten;

auch diese leuchtend gebacken
in der verborgenen großen
Liebesbäckerei hinter dem Horizont.

augusti – August

Die Glashäute des Himmels
durchscheinend
eine Sekunde –

Der klingende Erdkrug sammelt
ein nie gesehenes Blau.

Mittaggefüllte Stunde.
Vögel versingen ihren Traum
in blinzelnde Baumwimpern.
Schmetterlinge,
aus Licht und Blüten gefaltet,
treiben staublos im glitzernden Windbach.

Der triftende Mittag öffnet
die letzte Kammer aus Licht.
Alles ist heimgekommen.
Sitzt wartend
auf der Schwelle aus Gold.

September kväll – Septemberabend

Die dumpfe Gewitterorgel
verrauscht, ein letzter
krachender Wolkenreiter
sprengt durch den Abend;
zerreißt den Vorhang aus Schwarz.

Noch zittert das Gras erschreckt.
Krummbeinige Weiden
recken die Schultern,
heben die Köpfe, nasend,
versichern sich ihrer Zehen,
grundend im nassen Schaum.

Fische, die Flossen gespitzt,
wittern hinauf.
Das weiße, fürstliche Schiff,
der Schwan, treibt wieder ein
in die Goldschiifstraßen.
Alles ist unverwüstet.

Die Sonne, schon in löschtiger Gebärde,
zirkelt die Bahnen neu, die Königsplätze.

Lange noch blitzt
der gesilberte Huf der Welle.
Der See
träumt sein Abendmärchen.

Höst – Herbst

Rauchend
die Zornöfen des Himmels.

Blattgold zerspält
 im Windgewitter der Herbsthunde.
 Die heulen laut um erschreckte Türme
 der Kathedrale; erwildern
 zitternde Glockenklänge,
 scharren an ihren Türen.

Fort die Altsommertage.
 Spinnen tragen ihr Netz
 über kränkelndes Greisenhaar
 trockener Gräser.
 Abends die dunkle Lunge des Sees
 atmet schwer, Weidenrohre
 vergramen im Grund, morastend
 im kalten Schlaf. Orgeln dumpf.

Orgel in schwarzer Nacht.
 Die Kathedrale sammelt
 die Reisenden ein, die steigen
 ins schwankende Schiff.
 Schlaf, bleibe hell! Dass nicht
 die Staubhand die Zeichen löscht,
 die unvollendeten,
 die uns enträtseln sollen,
 mit zitterndem Keil geritzt.

Dimmiga dagar – Nebeltage

November -: Die Nebelammen,
 Nebel spinnend mit Silberfingern,
 knöchern, trauegeschmeidig,
 nähren Untrostgedanken.
 Schwimmaugen umtreiben mich.
 Der Hall des Tages

kehrt in sich selbst zurück.

Schaukelnd Nebelgespenster:

Sie knacken die Nüsse meiner Tage,
zerzwiebeln mein Leben,
Schale um Schale.

Alles schal. Die Nüsse:

Hohl.

Hohl.

Sie werfen sie in die Kehrrechtstraßen,
schlagen Nebelhaken,
verkichern im Weiten.

Entschälter Nachmittag.

Die große Grabfähre

treibt unter regenäugigem Himmel.

Alles Gestorbene stirbt noch einmal.

Entstirbt seiner Staubzeit;

will Muster sein ohne Namen.

Winterlandskap – Winterlandschaft

Der Tag stürzt ab,

ein getroffener Vogel,

taumelt, gießt dunkel sein Rot

über kalten Himmel.

Die Wintererde

brennt an den Rändern.

Wir ziehen die Hüttenhäute

über unsere Schultern,

frierend, gefangen

im großen Mauerhaus Erde.

Fallender Trauerlaut,
ich trinke dich wieder,
traubenherb.

Trauer: die Wahrheit der Mauern;
das Wissen der Kerkertüren.

Das Wissen
der Freiheitsflüge,
der nur verborgenen,
die auf mich warten - -
Treibendes Flugschiff Trauer.

Om vinter ändarna – Die Überwinternden

Vogelschwärme,
jäh über den Himmel geworfen –

Die dunkle Schulter des Bergs
fängt sie auf,
lässt die Bäume
die Nachthäuser richten.

Kalt geworden die Steingärten,
die Asphaltbäche,
in die ihre Lieder fielen.
Kalt geworden
selbst ihre Stimmen:
heimstürzende Nachtschreie
ohne Gefieder.

Später der große

Dämmerungsvogel
senkt sich auf Vögel und Berg.
Uralt sein Auge, sein Schnabel
scharf in die Wölbung
des Horizonts gebeugt.

Er kennt
den Anfang der Zeit,
kennt eure
verlorenen Himmel.
Zeigt sie euch
hinter sterndurchsichtiger Schwinge.

17.4.2006

Clemens - Marja

Liebe Marja! Du fragst nach meinem Tumor.

Meine Antwort: Ich vergesse ihn einfach von Zeit zu Zeit.

Gewiss, er ist erneut bösartig. Und es ist der gleiche, mit dem ich vor Jahren schon einmal kämpfte.

Und den ich am Ende besiegte.

Vor Tagen hatte ich einen Schwächeanfall. Doch es ging rasch vorüber. Ich hatte meine Übungen vernachlässigt - und das sollte ich besser nicht tun.

Doch niemand wird mich in die Chemotherapie zurückzwingen, so sehr mir die Ärzte auch dieses Mal wieder zurieten. Sie hat sich bei meiner ersten Erkrankung vor Jahren als völlig nutzlos erwiesen. Sie hat mich nur schwächer und kränker gemacht.

Ich führe den Kampf im Kopf. Wie damals. Und wie damals sind es meine zwei Reiki-Übungen. Wieder sagt

man mir: Ich brauche dafür einen Reiki-Heiler oder „Reiki-Meister“, alleine schafft man es nicht. Ich habe es auch damals allein geschafft.

Ich nehme den Grundsatz von Reiki ernst, der auch der aller anderen geistigen Heilverfahren ist: Kein Arzt kann dich heilen; dich heilen kannst nur du selbst. Es geht immer um dieses Prinzip: dass eine Blockade sich aufgebaut hat zwischen dir und deinem eigenen Heilpotential. Brauche ich wirklich jemand ganz anderen, der diese Blockade abbaut und mich wieder in Kontakt mit meinen Heilpotentialen bringt?

Ich weiß, die Ärzte warnen mich. Das haben sie auch damals getan. Und mich nachher als medizinisches Wunder bestaunt. Damit kann ich leben.

Nun wieder zu „meinen“ Roma-Kindern.

Das Postfach bei Lucia ist eingerichtet, und es kam inzwischen auch Post von den Eltern.

Die Geschwister zogen sich damit zunächst zurück, sie wollten es allein lesen und sich besprechen.

Schließlich kamen sie doch zu mir und übersetzen es Zeile für Zeile. Wo sie es im Deutschen noch nicht können, hilft uns immer das Englisch weiter, das Arjona mit einem kleinen Wortschatz halbwegs verständlich spricht. Übrigens hat sie selbst sich darum gekümmert, es zu lernen und einen älteren Englisch sprechenden Lehrer in ihrer Gemeinde dafür gefunden – und es wiederum mit einem Geld bezahlt, das sie sich mit selbstgestrickten Socken und Handschuhen auf dem Marktplatz verdiente. Ein Mädchen, das klug und selbstbestimmt seinen Weg geht!

Die Eltern beginnen jeden Absatz, indem sie ihre Liebe zu ihren Kindern beteuern und ihren Schmerz wiederholen, von ihnen getrennt zu sein. Gleichzeitig versuchen

sie, ihnen ihre Ängste zu nehmen und erklären, dass sie guter Hoffnung sind, aus dem Gefängnis bald frei zu kommen. Der eine der Zeugen war schon mehrfach wegen Betrugsdelikten verurteilt. Jeder, der ihn kennt, weiß, dass er lügt. Und der zweite Zeuge gab eine völlig andere Beschreibung des nächtlichen Vorfalls als dieser erste.

Die Frage bleibt: Werden sie faire Richter finden, die unparteiisch in ihrem Urteil sind?

Die Freude der drei Geschwister blieb gedämpft. Sie durchschauen viel mehr, als die Eltern denken mögen, was zwischen den Zeilen steht. Sie wissen es, wie die Eltern es wissen: dass es in einem Land wie dem Kosovo faire Richter für einen Roma kaum gibt. Es können Wochen, es können Monate, vielleicht sogar Jahre vergehen, bis sie die Eltern wiedersehen. -

Ich habe gestern spät nachts eine Stunde lang noch zum Thema „Blutrache“ im Computer recherchiert.

Natürlich drückt sich für den aufgeklärten Europäer darin ein „krankes Denken“ aus, es handelt sich um einen völlig pervertierten Ehrbegriff.

Allerdings hat die Blutrache eine lange Tradition, nicht nur bei den Völkern des Balkans. Sie war zunächst als ausgleichende Tat für ein Verbrechen gedacht. Der Täter sollte in gleicher Form wie sein Opfer bestraft und der Konflikt zweier Parteien so beendet werden.

Schon in babylonischen Texten taucht eine Erlaubnis zur Blutrache auf. Im Codex Hammurapi steht: „Wenn ein Bürger das Auge eines anderen Bürgers zerstört, soll man ihm ein Auge zerstören.“ Es ist das Prinzip „Auge um Auge, Zahn um Zahn“.

Doch die eigentliche Perversion beginnt, wo die Schuld des einzelnen zu einer Kollektivschuld umgedeutet wird. So entstehen Blutrache-Morde, die sich oft über Generationen fortsetzen. Und je mehr Opfer diese Fehde

gekostet hat, desto unklarer wird, an welchem Punkt die Rechnung ausgeglichen ist.

„Auge um Auge, Zahn um Zahn.“ Die Geschichte hat gezeigt, dass ein Gesetz wie dieses sich nicht handhaben lässt und immer neue Zerstörungsspuren schafft.

Im Neuen Testament wird der Gedanke, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, entschieden abgelehnt und ein Gesetz wie dieses sogar umgedreht durch den Satz: „Wenn dir einer auf die rechte Wange schlägt, dann halte ihm auch die andere hin.“

Mit diesem Satz habe ich meine Schwierigkeiten, so weit er als Aufforderung verstanden wird, sich freiwillig zum Opfer zu machen. Man muss den Tätern auch klar ihre Grenzen zeigen. Notfalls auch in Form einer gewalt-samen Verteidigung.

Doch es bleibt dabei: Akte der Blutrache sind Relikte einer barbarischen unaufgeklärten Zeit.

19.4.2006

Es gibt noch etwas anderes zu berichten.

Du erinnerst Dich, dass ich Dir von den zwei afghani-schen Brüdern schrieb, die sich in kriminellen Kreisen herumtrieben, und dass der ältere sich schließlich erhäng-te, als das Urteil auch seine nachträgliche Abschiebung einschloss.

Den jüngeren Bruder brachte man in einem Heim un-ter, wo er, wie ich Dir berichtete, nach zwei Tagen schon wieder fortlief.

Schnell kam mir der eine Gedanke. Er hatte mit dem Bruder in einem Abrisshaus mit zwei anderen Männern zusammen gehaust. Ich kannte diese Adresse, ich suchte also die Straße auf und das Haus, ich nahm die von

Sträuchern fast zugewachsene hintere Kellertreppe, von der ich wusste, dass man über sie in die Zimmer gelangt.

Dort traf ich ihn dann tatsächlich an. Er hockte, halb schlafend, neben einem spielenden Radio. Er bemerkte mich zunächst nicht, ich ging in ein Nebenzimmer und fand in einer Ecke, unter einer Decke versteckt, einen kleinen Berg von Diebesgut: Navis, Handys, I-Pots, Schmuck, Zigaretten.

Ich stieß ihn an. Er wich mit erschrockenem Blick zurück. Er konnte sich kaum an mich erinnern.

Ich fragte ihn, warum er nicht im Heim geblieben sei.

Sein Englisch war erbärmlich. Manchmal las ich mehr in seinen Gedanken, als dass ich seine Worte verstand, doch es genügte, um seine Situation zu begreifen.

Im Heim war es wohl mehrmals zu Streit und auch zu einer richtigen Prügelszene gekommen, das aber war nur der zweite Punkt. Der erste: Er konnte im Heim kein Geld verdienen. Doch eben dafür war er mit dem Bruder nach Deutschland aufgebrochen. Seine Familie in Afghanistan brauchte dieses Geld, sehr sehr dringend, sie wartete ständig darauf. Der Bruder war nun tot, also musste er diese Arbeit allein übernehmen.

Er war der Handlanger zweier Männer, die wohl schon länger auf nächtlichen Raubzügen unterwegs waren. Er konnte ihnen in besonderer Art behilflich sein, da er sich mit seinem noch kleineren Körper auch durch kleine Fenster schieben konnte, etwa schmale Kellerfenster oder schmale Öffnungen in Gartenlauben.

Ich bemerkte plötzlich eine Vertraulichkeit zwischen ihm und mir, die mich zu schmerzen begann. Dieser Junge hatte hier niemanden, keinen Freund, er hatte seinen großen Bruder verloren und seine Gedanken waren beständig im weit entfernten Afghanistan. Unerreichbar fern waren die Menschen, die er dort liebte und die ihn

liebten und für die er meinte, diesen Auftrag erfüllen zu müssen, der ihn und den Bruder in das reiche Deutschland getrieben hatte.

Er musste es gegen jede Angst tun. Und doch: Er hatte Angst. Würde er bei den Einbrüchen und Diebereien gefasst, würde man ihn einsperren und dann müsste auch er nach Afghanistan zurück.

Ich spürte ein leises Weinen, das seine Gesten und Worte begleitete. Und fast weinte ich mit.

Er kann an diesem Ort und in der Gesellschaft dieser zwei Kriminellen nicht bleiben. Ich muss etwas für ihn tun.

Ob er neben den Diebereien noch dealt, wie er es zuvor mit dem älteren Bruder getan hat? - Ich wollte ihn auf dieses Thema lieber nicht ansprechen.

Jetzt bewegt sich dies in meinem Kopf: Soll ich ihn mit in die Kellerwohnung nehmen? ins Zimmer von Levin?

Ich saß weiter schweigend neben ihm und wir lauschten dem Radio.

Die beiden Männer, die hier gleichfalls hausten, tauchten nicht auf, und gewiss war es besser so.

Ich hätte wie mit dem afghanischen Jungen ein deutliches Wort mit ihnen gesprochen. Und die Lage hätte leicht eskalieren können. Und wenn ich von dem Diebesgut wusste, war ich eine Bedrohung für sie.

Schließlich schrieb ich dem Jungen meine Adresse auf. Zum Abschied strich ich ihm kurz über den Kopf.

Ich machte ihm klar, dass ich ihn nicht an die Polizei verraten würde.

Doch ebenso deutlich sagte ich ihm, dass dieser Ort für ihn keine Bleibe ist.

Er weiß es schließlich auch selbst.

Ich spürte seine große Verzweiflung. Er liebte seine Familie, er wollte ihnen Geld schicken, er und sein Bruder hatten es fest versprochen.

Und doch war Unrecht, was er hier tat, und er konnte jeder Zeit gefasst werden.

Ich ließ ihn weinend zurück.

Das Bild verfolgt mich.

Übrigens: den Zettel mit der Adresse nahm ich wieder zurück. Plötzlich erschien es mir leichtsinnig, sie in seinen Händen zu lassen. Und er verstand sofort, dass diese Adresse geheim bleiben muss. Ich denke, dass er Zeit genug hatte, sie sich einzuprägen.

Wenn er sich nicht bei mir meldet?

Ob ich ihn dann ein zweites Mal aufsuchen werde?

Er ist so hilflos, so verloren hier in der großen Stadt.

Der Gedanke schmerzt, dass er weiterhin sich selbst überlassen bleibt.

Er ist noch nicht strafmündig, man kann ihn noch nicht mit schweren Strafen zur Rechenschaft ziehen.

Doch er hat den Fuß auf eine kriminelle Karriereleiter gesetzt. Von dort kann er schrecklich abstürzen, wenn er den Absprung nicht rechtzeitig schafft.

*Wie immer mit herzlichen Grüßen
Dein Clemens*

21.4.2006

Lucia - Clemens

Lieber Clemens, hier ein neuer „Zeitreise-Traum“.

Immer wieder geht es bewegt und dramatisch in diesen Träumen zu – wenngleich ich doch eigentlich das mehr Beschauliche liebe. Oder ist es doch anders - ziehe ich dieses Bewegte und Dramatische herbei, weil ich in einer heimlichen Sympathie dazu stehe?

Und natürlich bedanke ich mich wieder für Deine Übersetzungen der Dalborg-Gedichte.

Es mag sein, dass diese poetischen Texte mit ihren vielen farbenreichen Metaphern und ihrem oft romantischen Duktus von keiner heutigen Literaturwissenschaft „zeitgemäß“ oder gar „modern“ genannt werden würden. Ich kann nur sagen: Sie gefallen mir. Könnte ich selber dichten, genauso würde ich es tun.

*Liebe Grüße
Deine Lucia*

Piratenbraut im Mittelmeer der Antike

Ich liebe Muscheln. Sooft ich am Strand bin, schaue ich danach aus. Manchmal ist ein Prachtexemplar dabei – mit Perlmutter-schimmernder Innenhaut. Ich liebe dies ständig wechselnde Farbenspiel, es ist wie ein Stückchen eingefangener Himmel, ein abgetrenntes Stückchen Regenbogen. Doch auch die einfachen Muscheln sind mir willkommen. Ich schmücke meine Sandburgen damit. Und die Muscheln halten sie stabil, wenn eine Brandungswelle sie überrollt.

Die kostbarsten Muscheln verwahre ich neben meiner Schlafecke im Haus meiner Eltern. Auch dort werden sie mir

manchmal gestohlen. Doch ich weiß dann, dies war einer meiner drei älteren Brüder. Sie tauschen meine Muscheln mit gleichaltrigen Jungen gegen etwas, das ihnen kostbarer erscheint – ein Messer oder ein kleines Schwert.

Mein Vater ist seefahrender Kaufmann. Er handelt vor allem mit Seidentüchern, die er aus Nordafrika mitbringt. Oft werden solche Handelsschiffe von Piraten ausgeraubt, wenn sie über das weite Meer fahren. Mein Vater ist von solchen Überfällen bisher immer verschont geblieben. Wir leben in Wohlstand.

Meine Brüder verabschieden sich oft in die große Stadt und bleiben dann lange fort. Sie haben dort ihre Lehrer. Ich höre den Namen Athen. Große Philosophen unterrichten dort – Plato und Aristoteles. Zu Hause sprechen meine Brüder über die unterschiedlichen Philosophenschulen und ihre abweichenden Lehrmeinungen. Oft streiten sie selbst darüber, manchmal so heftig, dass sie sich mit den Fäusten traktieren. Oder sie vereinbaren einen Ringkampf, der Sieger ist auch der Sieger des Streitgesprächs.

Ich selbst habe großes Interesse an Philosophie; genauso an Mathematik und Geometrie. Doch als ich ebenfalls in Athen eine Schule besuchen will, lacht man mich aus. Meine Schwester und ich lernen Wolle spinnen und weben und arbeiten ununterbrochen im Haus, unser Vater hält keine Sklaven wie viele der reicheren Bürger, so hängt alles an Mutter und an uns Mädchen.

Immerhin, zwei meiner Brüder geben mir ab und zu Unterricht. Sie sind stolz auf ihr gesammeltes Wissen. Sie sprechen von der Ideenwelt Platons, die für uns unsichtbar ist und doch realer als sonst alles andere. Sie sprechen von den Lehrmeinungen seines Schülers Aristoteles. Der hat die Ansichten seines Lehrers schließlich verworfen und etwas erfunden, das er Entelechie nennt: das ist ein Ziel, das alle Dinge bereits in sich selbst tragen.

Studieren und Philosophieren – das ist den Männern vorbehalten; und ebenso der Sport. Manchmal denke ich daran, mich als Mann zu verkleiden und heimlich nach Athen zu gehen. Doch der Sport wird meist nackt ausgetragen wie ebenso andere Formen des Unterrichts. Ich habe keine Chance. Niemand wird ein Mädchen als Schülerin akzeptieren.

Dennoch reite ich eines Tages auf einem Esel nach Athen. Es ist eine Männerwelt, in der Frauen nur dienende Funktionen ausführen und im Ansehen nur wenig über den Sklaven stehen. Ich habe in den Philosophien des Aristoteles wie auch denen Platons einige Fehler entdeckt, und ich spiele mit dem Gedanken, eine eigene Philosophenschule zu gründen, ausschließlich für Frauen. Doch keine der Frauen, die ich anspreche, hat den Mut dazu, sie halten meine Idee einfach nur für verrückt. Sie glauben nicht daran, dass auch eine Frau sich sinnvoll mit Philosophie beschäftigen kann.

Ich lerne das Theater kennen. Das beeindruckt mich tief. Ich wäre gern Schauspieler, doch dies ist nur Athener Bürgern vorbehalten, nicht einmal in einem der Chöre gesteht man mir einen Platz zu. Da habe ich den Einfall zu einer eigenen Tragödie, so wie Sophokles und Euripides sie geschrieben haben. Ich arbeite mit großem Eifer daran, bald auch an einem zweiten Stück, doch wieder erlebe ich, dass man mich lediglich auslacht. Frauen können keine Theaterstücke schreiben.

Plötzlich finde ich unter den Frauen zwei Gleichgesinnte. Der Plan an eine Philosophenschule für Frauen keimt wieder auf. Doch der Bürgerrat in Athen, in dem nur Männer sitzen, verbietet sie mir. Frauen dürfen nicht wählen, schon gar nicht dürfen sie eines der leitenden Ämter bekleiden.

Ich heirate einen Schauspieler. Im Lauf der Jahre habe ich drei Kinder von ihm. Doch meine Hoffnung, er könnte sich für meine Theaterstücke einsetzen oder mir einen Platz als Schauspieler vermitteln, erfüllt sich nicht. Zudem erlebe ich, dass er neben unserer Ehe auch Knabenfreundschaften pflegt

und manche dieser Knaben ihm offenbar mehr bedeuten als ich.

Ich spüre einen wachsenden Groll.

Eines Tages packe ich in seiner Abwesenheit meine Sachen und flüchte mit meinen Kindern und zwei Eseln in den Norden, wo eine Schwester meiner Mutter lebt und eigene Olivenfelder besitzt.

Nach einiger Zeit allerdings hat mein Mann mich dort aufgespürt. Er und seine Brüder nehmen mir meine drei Kinder weg, sie haben ein Schreiben aus Athen dabei, das mir untersagt, die Stadt je wieder zu betreten. Meine Stimme zählt nichts. Ich habe meine Kinder für immer verloren.

Ich kehre ins Haus meiner Eltern zurück.

In zähen Gesprächen ringe ich meinem Vater ab, dass ich bei seiner nächsten Ausfahrt mit auf das Handelsschiff darf – als Köchin. Ich habe ihm gedroht, dass ich mich andernfalls als Mann verkleidet selbst anheuern lasse. So kann er mich wenigstens bewachen.

Das Leben auf See gefällt mir. Die Seeleute, meist raue Männer, umschwärmen mich, einmal muss mein Vater mich einschließen, weil zwei der halb betrunkenen Männer mich zu sehr bedrängen.

Dann bei der Rückfahrt geschieht es: Wir sichten ein Piratenschiff, Und dieses hat uns selbst bereits ins Visier genommen. Keins dieser Handelsschiffe fährt ohne bewaffnete Männer. Der Kapitän versucht ein Fluchtmanöver, doch vor dem Piratenschiff, das mit dem Wind segelt und uns direkt entgegenkommt, gibt es kein Entrinnen.

Unser Schiff wird geentert. Die Männer leisten tapfer Widerstand, doch gegenüber dieser Überzahl von Piraten haben sie keine Chance. Da taucht eine dunkelhäutige Gruppe anderer bewaffneter Männer auf. Es sind Sklaven, dass sie auf unserem Boot verschifft wurden, wurde geheim gehalten. Jetzt hat

man sie befreit und sie mit Waffen ausgestattet und man hat ihnen das Versprechen gegeben, dass sie die Freiheit geschenkt erhalten, wenn die Piraten erfolgreich vertrieben werden.

Nun kämpft die Besatzung des Handelsschiffs in der Überzahl, die Sklaven werfen sich todesmutig in dieses Gefecht. Allerdings sind die meisten von ihnen an den Waffen wenig geübt, viele von ihnen werden blutig niedergemetzelt. Dennoch gelingt es, die Seeräuber zurückzutreiben, schließlich geben sie auf und retten sich auf das eigene Schiff.

Die Männer müssen viele Tote über Bord werfen, meist Sklaven doch auch tote Piraten, sind die Piraten verletzt, wirft man sie ebenfalls über Bord.

Da taucht nach wenigen Tagen ein zweites Piratenschiff auf. Es ist noch größer als das erste und die Piraten darauf sind noch zahlreicher. Diesmal erkennen wir schnell, dass jeder Widerstand zwecklos ist. Es gibt nur noch wenige Sklaven, die wir mit in die Schlacht schicken könnten. Der Kapitän kapituliert, die Piraten dürfen kampflös aufs Schiff, das gesamte Frachtgut ist damit verloren.

Ich halte mich inzwischen in einem leeren Bottich versteckt. Doch zwei Piraten entdecken mich. Sie führen mich vor ihren Anführer. Der entscheidet rasch: Er betrachtet auch mich als sein Beutestück. Mein Vater bettelt um mich. Doch einer der rauen bärtigen Männer sticht ihn einfach nur nieder und lacht.

Ich werde auf das andere Schiff gebracht. Ich bin entschlossen, bei der ersten Gelegenheit über Bord zu springen, als Sklavin will ich nicht leben. Doch zu meinem Erstaunen behandelt mich der Anführer freundlich, als er erfährt, dass ich Köchin bin, werde ich sogleich in der Piratenküche an die Arbeit geschickt.

Keiner der Piraten fällt über mich her. Ich begreife, dass ihr Anführer, ein Riese mit hellbraunen Locken, schützend seine

Hand über mich hält. Er ist einmal Sklave gewesen, doch er hat sich befreien können. Und er sieht kein Unrecht in dem, was er tut: Er beraubt wohlhabende Kaufleute, die ihren Wohlstand in der Regel immer ihren Sklaven verdanken. Was sie transportieren, ist gleichfalls Raubgut in seinen Augen.

Und dann erlebe ich etwas tatsächlich Überraschendes. Das Piratenboot legt in der Bucht einer Insel an, vom Meer aus ist es dort gut versteckt, und im Lauf des Tages treffen viele Inselbewohner mit ihren Eseln ein und es werden Beutestücke an sie verteilt. Viele sind einstige Sklaven, wie dieser Anführer, er hat für sie hier einen sicheren Zufluchtsort geschaffen und viele betrachten ihn als ihren Helden.

Nach wenigen weiteren Tagen sind dieser Anführer und ich ein Paar. Er hätte mich mit Gewalt einfach nehmen können, doch er umwirbt mich, und als er mich in den Armen hält, spüre ich, dass ich ihn liebe. Er hat ein zernarbtes Gesicht - die Spur seiner vielen Kämpfe, doch seine Züge sind die eines besonnenen Mannes und fast edel.

Von nun an begleite ich ihn bei seinen Piratenfahrten. Er bringt mir den Umgang mit Lanze und Schwert bei, so dass ich mich notfalls selbst verteidigen kann. Doch ich ziehe es vor, während der Überfälle das Schiff nicht zu verlassen. Die Piraten rauben ausschließlich Schmuck, Gewürze und kostbare Stoffe, nie werden Sklaven gemacht. Doch die Gemetzel sind häufig blutig, ich höre die Schreie der Schwerverwundeten und der Sterbenden bis auf mein Schiff.

Ich leide an diesen Schreien, und auch wenn ich den Anblick meide, die blutigen Bilder entstehen in meinem Kopf. Ich denke an meinen Vater. Ich weiß nicht, ob er den Schwertstoß des Piraten überlebt hat. Er war ein achtbarer Händler, kein Sklavenhalter. Kann es rechtens sein, Menschen wie ihn völlig auszurauben – selbst wenn man andere und Ärmere mit den gestohlenen Gütern beschenkt? Zugleich bange ich um meinen

Geliebten, den Anführer. Wirklich liebe ich ihn. Immer wenn er das Schiff zum Kampf verlässt, fürchte ich, ihn zu verlieren.

Es gibt eine zweite Insel und eine versteckte Bucht, in der wir manchmal vor Anker gehen. Auch hier sammeln sich die Einwohner mit ihren Eseln und ein Teil der Raubstücke wandert in ihre Taschen und Säcke.

Da nähern wir uns erneut dieser Bucht und wir entdecken zwei große Schiffe darin. Sie warten auf uns, sie lauern. Man hat den Ort verraten, und irgendein griechischer Stadtstaat hat zwei Schiffe voll hochgerüsteter Männer ausgeschickt, die das Piratenschiff entern sollen. Es geht darum, das weit verbreitete Piratentum auf dem Mittelmeer zu bekämpfen. Doch fast noch schwerer wiegt, dass es diese Orte befreiter Sklaven gibt. Ohne Sklaven brechen den wohlhabenden Staaten die Stützen fort, dies kann man nicht dulden.

Der Anführer meines Schiffes erkennt die Übermacht, und sofort leitet er ein Manöver der Flucht ein. Umsonst. Die beiden anderen Schiffe haben es eingekreist. Die Mannstärke dieser Schiffe beträgt mindestens das Doppelte der unsrigen, wahrscheinlich mehr. Mehrere Enterbrücken werden auf unser Boot geworfen, und so sehr die Piraten sich todesmutig in den Kampf stürzen und viele der Angreifer über die Reling ins Meer stürzen, sie können diese Flut schwer bewaffneter Krieger nicht aufhalten.

Ich selbst greife ein Schwert, eine Lanze und attackiere einen der Krieger aus einem Hinterhalt. Doch er liegt nur einen Moment betäubt, dann spüre ich, wie sich seine eigene Lanze in meine Schulter bohrt. Er verfolgt mich mit einer zweiten, und ich kann mich nur mit einem Sprung über die Reling retten.

Ich ziehe eine rote Spur von Blut hinter mir her. Ich könnte versuchen, in die Bucht zurückzuschwimmen, doch ich spüre, meine Kräfte reichen nicht mehr.

Ich schwimme mit einem Arm, immer häufiger dringt Meerwasser in meinen Mund, gleich wird mein Körper sinken, ich

warte benommen auf meinen Tod. Mein Körper sinkt – doch seltsamer Weise sinke ich nicht mit ihm. Ich sehe ihn unter mir, er treibt im Wasser, die rote Spur von Blut hinter sich. Ich sehe, wie er allmählich versinkt.

Kein quälender Todeskampf, kein schlimmer Schmerz. Ich schwebe hoch über den Wellen, unter mir blaue Meereswogen, über mir tiefblauer Himmel.

28.4.2006

Clemens – Lucia

Liebe Lucia, ich mache Dich heute mit einem Dalborg bekannt, der auch die kleinen Dinge und das ganz Alltägliche liebte – und Poesie daraus werden ließ.

*Ich grüße Dich herzlich
Dein Clemens*

ort morgonen – Stadtmorgen

Morgenstern –
ungehört über dem schweren Atem der Stadt –
löst das Dunkel von den Rändern der Dächer.

Moment
der schwebenden Dinge.
Sekunde
der angehaltenen Zeit.

Der Wind, noch silbrig vom Mond,
fegt Nachtfunken jetzt
auf Pflastersteinen zusammen,
Lichthaar vom Schopf einer Kiefer.

Sammelt Sternstaub
 von Straßenschildern. Eines
 findet nicht in die standhafte
 Ordnung zurück – zeigt krumm
 und unbeirrt auf die Milchstraße.

Morgenstern –
 gleich bedecken dich Lichtlaken,
 rußiger Lärm.

Jetzt gehst du.
 Unten die Stadt brüllt:
 ein Stier,
 geduckt in sein Pfluggeschirr.
 Die Hörner gesenkt auf den Tag.
 Platzend voll jede Ader.
 Keuchend trabend im Joch.

Sång fågel - Vogelton

Ein Vogelton
 stürzt in die Luft, zieht seine Ringe, streift
 Mauerhäute und Baumohren.

Zieht Ring um Ring.
 Rinnt mir die Kehle hinab.
 Wer kann nicht singen?
 Kann ich?

Langsam verzitternde
 Furche des Himmels. Sie schweigt.

Nur in die Luft steigen,
 sagt er, setzt

einer kleinen grasenden
Wolke nach, funkenleicht –

Alles singt sich
ganz leicht in dir.

Roof Steiger vån - Dachsteigerfreund

Diese Schnecke –
an meinem Fenstersteilhang:
laternenhoch schon
auf ihrer Himalajareise.

Ihre ganze Zeltausrüstung
auf ihrem Rücken.

Keine Seilschaften
in ihrer Nähe.

Ob sie es schafft?

Oben (wenn sie es schafft)
wird sie die Fühler ausstrecken
in alle Windrichtungen;
den endlich besieigten Berg
unter den feuchten
Skibrettfüßchen
doch zittern fühlen.

Aber ganz weit ist der Himmel.
Überall Luft,
so viel Luft!
Schön, so ganz,
überall schön ist die Erde.

Butterfly olycka – Schmetterlingsunfall

Der balkonreisende Schmetterling
am kleinen See meiner Tasse –
Ob er es ist?

*...Dieser, der gestern Nachmittag
lässig vom Bordsteig trudelnd,
hart an mein Autoblech flatterte
in meiner Nachhausewegkurve...?*

Ob er es ist?
Möglich... Aber hatte er diese
rosa getupften Fühler?

*...Immerhin doch: ein winzigkleiner
Schmetterlingskrach...*

Ob er trinken will? Kennt er
schwarzen Schmetterlingskaffee?

*Was noch zu erzählen ist -:
Ich stieg also aus, besah
die Staubschäden auf seinen Flügeln,
er besah meine Beule im Blech
(eine winzig kleine Schmetterlingsbeule),
wir tauschten unsre Papiere aus,
da flog er wieder –
flatter flitter und weg...*

Hat er mir zugehört -?
Aber da fliegt er schon wieder
von seinem Schmetterlingsseeufer.

Vind låten - Windlied

Wind werden –
Wind sein –

Ein Stück auf den Flügeln der Vögel reisen,
auf Nestern landen.

Auf einer Wolkenbank sitzen,
einer Wolke das Haar kämmen.
Einen Rock um Waden wirbeln lassen,
dezent. Einen Hut stehlen.
Ein Stück Wäsche aufjagen als Drachen.

Die Schlote aufheulen lassen im Stadtwald.
(Bei Rot über Ampeln sausend.)

Menschen, versteinte Gehorsamssäulen,
über den Kopf streicheln.

Ein Lächeln in die Gesichter blasen.

Abends im Apfelbaum singen.

Regn Eftermiddag – Regennachmittag

Der Himmel rinnt aus.
Die Wiesen, die Gartenwaben
kleiden sich ein in sein warmes,
duftendes Regenhaar.

Zottiges Buschfell
trieft, zittert
glitzernd und flaumschwer

und immer noch
 vogelstimmenbehangen.
 Baumschädel, bärtig gerahmt,
 neigen sich dichter zusammen,
 flüsternd...

Später
 der Silberfinger
 aus einem aufgerissenen Wolkenfenster
 zündet die Lampen an -:

in die erstaunenden
 Tropfenmuscheln
 sprüht er das Licht,
 malt er den Regenbogen.
 Jetzt eine ganze Hand:
 Über die Gräser, die Rinden, die Zäune
 spannt sie die Perlmuthhäute,
 schreibt nach eine lange vergessene,
 nie eingelöste
 Schöpfungsminute.

Kväll – Abend

Die große tönende Glocke
 ist hinter die Wälder gewandert.

Der Abend gießt seinen Dunkelkrug
 aus über Dächer,
 über die Hügelstraßen
 von Horizont zu Horizont.

Der Nachtwind, mit summendem Mund,
 zählt seine schlafenden Nester.

Auf den Wiesen löschen
 die Blüten aus. Schmetterlinge
 falten die Flügel. Der Duft
 strömt heim in die Kelche.

Die Erde schweigt aus
 im letzten wetterleuchtenden Tagtraum.

Später die Nacht
 legt ihr Ohr an die pochende Rinde,
 horcht
 den Herzschlag ab, fühlt das Gewesene nach
 im dunkel flutenden Puls.

Alles weiß sie
 länger und besser, die große Wiegerin,
 schäumt ihr wiegend
 den Schlaf auf die Brust.

Fönsterträdet – Fensterbaum

Vor meinem Fenster der Baum -:

Mein großes Fangnetz
 für Vogelstimmen –

Mein Fenster zum Himmel:

Auf glühende Wolkenkähne,
 auf die Lachfurche eines Wolkenwals –

Mein Himmelsfensterglas
 auf die Winterküsten eines Planeten,
 seine Sommerkontinente –

Auf unbekannte Kometenschweife –

Nimmt man ihn fort, den Baum,
dann ist auch der Himmel dahinter
verschwunden,
gewiss.

Und nachts:
mit meinem Baum musizieren.
Mein großes Windklavier,
unter den Windflügel fingern.

4.5.2006

Clemens - Marja

Liebe Marja, das Zusammensein mit den Roma-Geschwistern empfinde ich, der langjährige Einsiedler, täglich erneut als ein Glück, als ein Geschenk.

Und manchmal gelingt es mir über Tage, fast zu vergessen, dass es da diese Situation der Bedrohung gibt.

Es ist so unmöglich, diese Bedrohung sich auszumalen und weiter einen doch irgendwie fröhlichen und gedeihlichen Tag zu leben. Man muss auch manchmal vergessen dürfen.

Habe ich sie in den ersten Wochen fast immer in ihrer Kellerwohnung besucht, so sind sie nun immer häufiger bei mir in der Wohnung. Platz ist genug. Sie kochen in meiner Küche. Sie kommen, um mit mir einen Film im Fernseher anzugucken.

Inzwischen dürfen sie auch hinauf in die Wohnung, wenn ich nachmittags außer Haus bin. Die Wertsachen

im Schrank sind verschlossen. Doch ich bin sicher, sie würden von sich aus nichts anrühren.

Am Sonnabend saßen wir in der Küche zum Abendessen zusammen, als unerwartet Arno auftauchte und sich schließlich einfach dazu setzte.

Er kommt seltener, seitdem er am genau gegenüber liegenden Ende der Stadt wohnt, es muss immer noch einen anderen Anlass geben, den er dann mit einem Besuch bei mir verbindet, das war in diesem Fall ein Antiquariat. Er hatte gefunden, was er suchte und war gut gelaunt. Von meinen neuen Hausbewohnern wusste er nichts. Nachdem er seinen Platz am Abendbrottisch belegt hatte, blieb er dann für fünf Stunden.

Du kennst meine Meinung zu Arno. Er liebt seine Verschwörungstheorien und seine Recherchen fördern immer Neues zu Tage. Dabei hat er diese stets charmant vereinnahmende Art, seine Zuhörer mit Neugier und schließlich auch Spannung in seine Theorien hineinzuziehen. Er spricht mit dieser unerschütterlicher Überzeugtheit, die seine Zuhörer wie ein Virus anstecken kann; und selbst ich, der Vorgewarnte, ertappe mich schließlich dabei, wie mich diese Gedankengeflechte einzuspinnen beginnen und meine alten Überzeugungen plötzlich ins Wanken geraten.

Er genoss es sichtbar, jetzt diesen erweiterten Kreis von Zuhörern um sich zu haben, die Roma-Geschwister hingen – so weit sie ihn verstanden – tatsächlich mehr und mehr gebannt an seinen Lippen, sie waren „leichte Beute“ für ihn, den charmanten Schlingenleger, denn keins der Geschwister hatte auch nur die geringste Chance, ihm mit Gegenargumenten Paroli zu bieten.

Nach eineinhalb Stunden befand er sich geradezu in einem Rederausch, ich wollte es unterbrechen, doch ich spürte den Protest der Geschwister, er hatte sie erfolg-

reich auf seine Gedankenbahnen gelockt und sie wollten immer Neues erfahren: über eine Welt, in der die unsichtbaren Strippenzieher regierten und jeder sich in einem Zustand tiefer Verschlafenheit und Verdummung befand, der dies nicht gleichfalls begreifen wollte.

Leichtsinniger Weise hatte ich ihm eine Flasche Wein hingestellt, in einer Stunde hatte er sie zu Dreiviertel geleert und eine weit über den Tisch reichende Weinfahne begleitete jetzt seine Redeströme.

Wie er nebenbei erwähnte, will er nun selbst ein Buch schreiben und das Ergebnis all seiner Recherchen darin zusammenzufassen. Er sieht es ganz offenbar als seine Mission. (Wie viele Bücher mögen auf diese Weise entstehen, die stets eine Zusammenfassung der zuvor gelesenen sind!)

Kurz vor Elf sprach ich dann doch ein Machtwort, für die Geschwister war es Schlafenszeit und ich schickte sie zurück in ihr Kellerquartier.

Arno blieb.

Er verlor noch einige sehr freundliche Worte über die neuen Hausbewohner, die ihm – im Gegensatz zu vielen anderen Ausländern – auf Anhieb sympathisch waren, dann schwenkte er wieder um auf sein Thema.

Und diesmal wurde es tatsächlich interessant.

Zum ersten Mal erzählte er mir ein Kapitel aus seinem Leben, über das er mir gegenüber bisher geschwiegen hatte: Er selber ist, vor Jahren, über neun Monate Mitglied eines „okkulten Ordens“ gewesen.

Er nannte mir auch den Namen, doch er bat mich, ihn nirgends weiter zu sagen. Dafür gibt es auch einen triftigen Grund, doch davon später.

Soviel allerdings darf ich preisgeben: Es war eine gewisse Faszination an Aleister Crowley, die ihn zu diesem

Orden gebracht hat. Crowley lebte von 1875 bis 1947, er war ein britischer Okkultist und Schriftsteller, der sich selbst als den „Antichristen“ und das „Große Tier 666“ bezeichnete. Es ist eine schillernde Gestalt, die ein ausschweifendes Leben führte. Im Zentrum seiner magischen Studien stand die „Sexualmagie“. Er schloss sich unterschiedlichen Orden an und gründete dann einen eigenen. Ungefähr dreißigjährig verfasste er eine Leiterschaft, „das Buch des Gesetzes“, das eine Art Bibel für seine „Ordensjünger“ und Nachfolger wurde.

In diesem „Buch des Gesetzes“ geht es um eine scharfe Abrechnung mit dem Christentum, das ideologische Konzept kündigt ein neues Zeitalter an, in dem Überlegenheit und Stärke die eigentlichen Tugenden sind. Die Starken, die sich als solche durchsetzen, haben das Recht, über die Schwachen zu herrschen. Christliche Tugenden wie Nächstenliebe und Barmherzigkeit gelten als Schwäche und haben keinen Wert. Wert hat die eigene Stärke.

Ich komme zu Arno und seiner Zeit als Ordensmitglied zurück. Was Arno mir berichtete, war, dass er sofort in ein anstrengendes Trainingsprogramm einzusteigen hatte. Die erste Grundübung war das Erlernen einer alten indischen Atemtechnik, das Ansana-Atmen, bei dem es darum geht, den Rhythmus des Ein- und Ausatmens auf mindestens eine Minute zu verlängern. Man führt diese Übung täglich über eine Stunde lang aus, mit geschlossenen Augen und kniend, Arno gestand mir, dass er mehrmals einer Ohnmacht nahe war; fast hätte er aufgeben, doch sein Ehrgeiz war groß.

Des Weiteren ging es darum, sich meditierend mit „den vier Tatwas“ zu beschäftigen. So gibt es für jedes der vier Elemente ein „Tatwa“, ein Symbol, für die Erde etwa ein gelbes Quadrat, für das Wasser einen blauen

Kreis. Diese „Tatwas“ können wie „Tore“ wirken – Tore in benachbarte „Dimensionen“ und „Elementarreiche“.

Ich schreibe so ausführlich darüber, weil ich bei Arno spürte, dass er in diesem Fall tatsächlich einen Erlebnisbericht vortrug, nichts Phantasiertes. Er fand in der Gruppe der anderen „Schüler“ auch zwei „Neophyten“, die dieses Studium schon länger betrieben und sonderbare Dinge zu berichten hatten.

Einer dieser Schüler hatte es mit Hilfe des Erd-Tatwas geschafft, in eine „Welt der Erdgeister“, eine Zwergenwelt, einzudringen, die er als völlig real erlebte. Er fühlte sich wie in ein Märchen versetzt: Ein „Zwergenkönig“, der etwa die Größe eines fünfjährigen Kindes hatte, ritt einem Tross von Zwergen voran, er war reich mit funkelnden Steinen geschmückt wie auch sein Pferd - trotz seiner Kleinheit empfand dieser Schüler ihn als eine imponierende Erscheinung. - Es war eine ganz eigene Welt.

Zuvor hatte er bereits erlebt, dass er während einer Tatwa-Meditation in seiner Wohnung einen „Hausgeist“ wahrnahm, wiederum einen Zwerg, der sofort seinen Wunsch ausdrückte, mit ihm zu spielen und klagte, dass er in diesem Haus so allein sei. – Wieder klingt dies nach „Märchen“. Und ich selbst tue mich schwer damit es zu glauben. Wenn dieser Schüler es aber doch so erlebte?

Die Einnahme von Drogen, so versicherte mir Arno, spielte bei diesen Erlebnissen keine Rolle, im Gegenteil, für solche Übungen waren Drogen im Orden streng verpönt. Der Geist sollte gezielt und aus eigener Kraft in andere „Dimensionen“ eindringen. Dabei gab es allerdings durchaus auch Gefahren.

Einmal hatte jener andere Schüler erlebt, dass er nach der Meditation mit dem Feuer-Tatwa einen „Salamander“, ein „Feuerwesen“, herbeigezogen hatte. Es war ein stattliches Zweimetergeschöpf und lebte in einem eige-

nen weitläufigen Wüstenareal. Als der Schüler sich wieder verabschieden wollte, zeigte sich, dass er diesen „Salamander“ nicht einfach loswerden konnte. Dieser wanderte, wenn auch nicht mehr sichtbar, mit dröhnenden Schritten, die alles in ein rhythmischen Schwanken versetzten, unaufhörlich durch sein Zimmer. Über die ganze folgende Nacht hin gab es keine Beruhigung. Der Schüler wandte sich ratlos an den Ordensmeister; der führte am Ort ein Ritual durch, das diesen „Salamander“ wieder in seine Wüstenregion verschwinden ließ. -

Arno war von solchen Berichten, bei denen es sich offenbar um keine Erfindungen handelte, fasziniert.

Dennoch hat er den Orden schließlich verlassen. „Das Buch des Gesetzes“, das so unverblümt die Stärke als größte Tugend preist, die den Starken zum Herren über den Schwächeren macht, stieß ihn zunehmend ab. Vor allem doch irritierte ihn eines der im „Altarraum“ des Ordens durchgeführten Rituale.

Dabei ging es darum, „Schwerter zu schmieden“ – was vor allem symbolisch geschah. Es sollte bewirken, zwei Menschen von einander zu trennen, durchaus in sehr eigennütziger Absicht, wenn man dies wollte. Hatte man etwa sein Begehren gegenüber einer Frau entdeckt, die bereits fest an einen Partner gebunden war, so konnte diese Verbindung „magisch“ durchschnitten werden. Die Frau war dann frei, und man konnte sie für sich selbst und das ersehnte sexuelle Abenteuer gewinnen.

Und all dies war im Konzept dieses Ordens durchaus gerechtfertigt. Es war gerechtfertigt durch die Stärke, die den einen zum natürlichen Überlegenen gegenüber dem anderen machte.

Man hatte Arno darüber aufgeklärt, dass eine Lösung des Vertrags mit der Ordensgemeinschaft als ein schwe-

rer Bruch betrachtet wurde, jedenfalls sobald die Initiati-
on in die magischen Rituale erfolgt war, und man hatte
ihn eindringlich gewarnt. Man würde sich „an seine Fer-
sen heften“ und er würde die Konsequenzen zu fühlen
bekommen.

Tatsächlich setzte mit der Verabschiedung vom Orden
eine sonderbare Anhäufung unglücklicher Ereignisse ein:
Arno stürzte auf der Kellertreppe und verlor einen
Schneidezahn, er riss sich am Rasenmäher einen Zeh auf,
der dann über Monate eiterte, er fuhr während eines Se-
kundenschlafs auf der Autobahn sein Auto „zu Schrott“,
nachts weckten ihn immer wieder krampfartige Husten-
anfälle, schon nach kürzeren Wegen zu Fuß litt er an Sei-
tenstichen.

Er war fest entschlossen, an eine solche Art „magi-
scher Verfolgung“ nicht zu glauben und die Ereignisse
als eine Kette unglücklicher Zufälle zu betrachten. Dann
besorgte er sich auf Rat eines Freundes ein Buch mit
Schutzritualen. Und wieder: Nachdem er zwei dieser
Schutzrituale über viele Tage hin intensiv betrieb, hörten
die Unglücksfälle auf.

Alles doch Zufall? Alles Selbstsuggestion? War er
durch die deutlich ausgesprochene Drohung auf jene Un-
glücksfälle hin „programmiert“ worden?

Er wollte mit Orden dieser Art jedenfalls nichts mehr
zu tun haben.

Dennoch brachte diese Erfahrung sein Interesse an
okkulten Themen und Geheimgesellschaften nicht zum
Erliegen. Im Gegenteil. Er forscht so fleißig wie nie.

Im Mittelpunkt stehen für ihn unverändert die „Illumi-
naten“. Etwas hat ihn zu der Überzeugung gebracht, dass
in diesem Zirkel über die großen Ereignisse der Welt
entschieden werde.

Er ließ mich zum Schluss eine Karte sehen, die vor dem Ersten Weltkrieg in einem Insidermagazin veröffentlicht wurde und die Deutschland ziemlich exakt in den verkleinerten Umrissen zeigt, die es nach dem Zweiten Weltkrieg hatte. Wieder ein Zufall?

Er wird mir demnächst per Mail etwas zuschicken, was ebenfalls als ein sicher belegtes Dokument gilt und was man die „Feldpostbriefe“ nennt. Es sind Briefe eines Soldaten aus dem ersten Weltkrieg, in denen dieser von einem „sonderlichen Kameraden“ berichtet, der ihm zukünftige Ereignisse mitgeteilt hat. Die Briefe sprechen von der Niederlage Deutschlands, von einer schweren Inflation, von einer Zeit chaotischer Zustände und hoher Arbeitslosigkeit, von einem starken Führer, der wieder Ordnung schafft, der doch auch skrupellos einen Weltbrand entzündet und ganz Europa verwüstet. Noch ein dritter Weltkrieg wird darin angekündigt, der bald nach dem Zweiten folgen sollte. Hier liegt der einzige Irrtum dieser Feldpost.

Gibt es eine festgelegte Zukunft? Oder war alles was geschah ein bewusst eingefädelttes Arrangement jener im Hintergrund wirkenden Geheimbünde und jener „sonderliche Kamerad“ wusste davon?

Noch eines, ich hätte es fast vergessen:

Arno sprach wieder von Bujar.

Er glaubt inzwischen fest daran, dass Bujar sich den „Illuminaten“ angeschlossen hat. Bujar ist in Kanada ein milliardenschwerer Reeder geworden. Und, wie Arno gleichfalls zu wissen glaubt, ist er vor Jahren ins Waffengeschäft eingestiegen, in großem Stil und auf internationaler Bühne. Doch wenn er wirklich Macht und Einfluss anstrebt, dann kann er sie, so Arno, nur in diesem Geheimbund finden.

Bujar und ich, das weißt Du, haben uns gegenseitig ein Wiedersehen versprochen.

Ich beginne die Wochen und Tage zu zählen.

Vier Monate und drei Wochen sind es noch bis dahin.

*Herzlichen Gruß
Dein Clemens*

12.5.2006

Lucia – Clemens

Lieber Clemens, das erste Mal schreibe ich Dir einen „Zeitreise-Traum“ auf, in dem ich mich in einem männlichen Körper erlebte.

Ich hatte schon mehrmals Traumerfahrungen diese Art, und eigentlich ist nichts Sonderbares daran, wenn man sich so direkt in dieser „anderen Existenz“ zu befinden meint.

Man identifiziert sich ganz natürlich mit diesem männlichen Körper.

Freilich kann es geschehen, dass die erotische und sexuelle Ausrichtung eine weibliche bleibt.

Für eine Existenz in früheren Zeitepochen bedeutete dies oft einen unlösbaren Lebenskonflikt. Man sah es nicht nur als Krankheit. Man sah es als eine tiefe Verderbnis der Seele.

So in der folgenden „Existenz“.

Ich träumte sie übrigens in zwei Etappen: einer sehr kurzen, dann einer längeren.

*Wie immer herzliche Grüße
Deine Lucia*

Das Wunder der Kathedralen Der Steinmetz / Der Sturz in die Tiefe

Ich arbeite in schwindelerregender Höhe auf dem Turm einer Kathedrale, unter meinen Händen entsteht das Relief einer Lilie. Meine Knie zittern unter einem plötzlichen Schwächeanfall, mich erfasst eine Windböe und wirft mich von der Leiter. Ich stürze. Es geht so schnell, dass ich kaum Zeit habe, mich zu erschrecken. Und dann passiert etwas Sonderbares: Ich löse mich einfach vom Körper ab und verbleibe in halber Höhe der Kathedrale in der Luft. Mit dem Blick nach unten sehe ich, dass mein Körper auf das Pflaster aufschlägt, kopfüber, der Kopf zersplittert, die Schultern, der Brustkorb und das Becken sind völlig deformiert.

Damit erwache ich.

Von klein auf fasziniert es mich, in Holz kleine Gesichter zu schneiden oder kleine Figuren zu schnitzen. Mit den Jahren werden es auch größere und ich schmücke unseren Garten damit. Meinem Vater, einem Schreiner, wird es mit den Jahren zu viel. Etwa dreißig Holzfiguren und Reliefs stehen in unserem Garten, er findet mehr als genug.

Seit diesem Tag bringe ich meine geschnitzten Figuren in den Wald. Ich baue eine ganze Gnomenstadt, erst schnitze ich nur die Gnomengestalten, dann auch ihre kleinen Häuser, fantastische Häuser mit Dächern in Blatt- und in Blütenformen, und schließlich auch eine Gnomenkirche.

Diese Stadt zeige ich, während sie so entsteht, stolz meinem besten Freund. Er möchte sich an der Arbeit beteiligen. Wir planen und schnitzen zusammen. Wir haben immer neue Einfälle, wir glühen vor Eifer.

Ich bin im Pubertätsalter. Er ist ein Jahr älter als ich. Da sehe ich immer häufiger ein verträumtes Glühen in seinen Augen.

Habe ich es auch? Ich spüre freudig mein Herz schlagen, wenn ich ihn kommen sehe.

Wir wissen es schließlich: Wir lieben uns. Eines Nachmittags zieht er mich in die Büsche, wir rollen auf dem Boden, Gesicht an Gesicht gepresst, seine Hand tastet an meinem Körper hin-ab, sie sucht mein Geschlecht. Dann hält er es in der Hand, ich werde ganz still und stumm, so wunderbar durchrieselt es meinen Körper bei seinen Bewegungen. Er führt meine Hand an seine Hose, und ich soll es tun wie er. Wir küssen uns. Wir liegen in keuchender Umarmung umklammert, als es zu Ende ist.

Wir treffen uns nun täglich im Wald. Das Schnitzen neuer Figuren wird nebensächlich neben diesen Momenten heftiger und zärtlicher Berührungen. Einmal überrascht uns ein Junge aus unserer Nachbarschaft. Wir sind leichtsinnig geworden. Wir hatten zuvor jedes Mal angespannt gelauscht, ob wir auch sicher allein sind. Der Junge verspricht uns, nichts zu verraten. Seinem besten Freund erzählt er es doch. Und der erzählt es seinen besten Freunden und die ihren Eltern. Meine Eltern, die es gleichfalls erfahren, sprechen mit unserem Pfarrer.

Ich werde zu unserem Pfarrer gerufen. Der erklärt mir, dass ich mit meinem Freund etwas äußerst Sündiges tue. Ich habe es nicht einmal bei ihm in der Kirche gebeichtet. Ich antworte, dass ich nicht wusste, dass dies etwas so Sündiges sei. Der Pfarrer hebt mahnend den Finger. Er nennt ein mir fremdes Wort für das, was wir „treiben“, und sagt, es werde direkt mit dem Fegefeuer bestraft. Ich muss zwanzig Rosenkränze beten und fest versprechen, dass ich Untaten wie diese nie wiederholen werde.

Mit dem anderen Jungen, meinem Freund, spricht er genauso. Vorher hat ihn sein Vater schrecklich verdroschen. Seitdem weichen wir Jungen uns aus. Sobald ich ihn sehe, wähle ich einen anderen Weg. Ich arbeite an meiner Gnomenstadt im Wald wieder allein.

Ich erfahre, die Eltern des anderen Jungen werden meinen Freund in eine fern gelegene Klosterschule schicken. Mühsam unterdrücke ich meine Tränen. Ich hoffe ihn noch einmal zu treffen. Doch da ist er schon fort.

Ich habe längst begriffen, dass ich anders bin. Mädchen und Frauen ziehen mich nicht an - nicht wie meine sonstigen Freunde es fühlen. Mich reizen die starken Muskeln, die flache männliche Brust. Doch seit dem Gespräch mit unserem Pfarrer ist mir bewusst, der Teufel hat da etwas in meinem Kopf verdreht.

Die Liebe, so weiß ich nun, muss ich für immer aus meinem Leben streichen. Nie war ich so glücklich wie in jenen Momenten, als mein Freund und ich sich umarmten und küssten. Aber es war ein vom Teufel vorgegaukeltes Glück, um mich zu verderben. Für mein Seelenheil darf ich einer solchen Verführung nie mehr erliegen.

Mein Vater ist gütig. Er schlägt mich nie. Und er akzeptiert meine Reue. Ich helfe ihm nun täglich in seiner Schreinerwerkstatt. Doch er sieht meine große Begabung, und er meint, dass ich sie in seiner Werkstatt vergeude. Eines Tages stellt er mich einem Steinmetz vor und ich darf diesem stadtbekanntem Mann meine holzgeschnitzten Figuren zeigen. Der nennt mich ein beachtliches Talent. Doch die Arbeit als Steinmetz sei etwas anderes als das Schnitzen von Holz, es sei eine Knochenarbeit in diesem Vergleich und ich würde mehrere Jahre Ausbildung brauchen.

Ich bin bereit. Ich habe „gesegnete Hände“, wie meine Mutter sagt. Und mein großer Traum ist, mit an der großen Kathedrale zu bauen, die in der nahen Stadt entsteht. Dort will ich wunderbare Reliefs und Figuren erschaffen, alles zur Ehre Gottes. Und damit wird er mir sicher auch die begangenen Sünden verzeihen.

Ich bin der eifrigste Schüler in der Steinmetzwerkstatt, oft arbeite ich auch nachts. Da geschieht es wieder: Ich verliebe mich in einen Steinmetzgesellen. Und ich spüre, dass er meine Liebe erwidert. Er ist eine schlanke, großgewachsene Erscheinung, dunkelhaarig und hübsch. Und auch ich bin, so zeigt es mir der Spiegel der geputzten Bratpfannen, ein sehr ansehnlicher junger Mann mit feinen Gesichtszügen.

Es ist, als werde eine Wunde aufgerissen. Und tief in dieser Wunde vergraben liegt die Erinnerung an Tage eines rauschhaften Glücks. Ich tue alles, um mich abzulenken und arbeite wie besessen. Doch der Steinmetzgeselle greift mir ungeniert in die Haare, und als wir eines Tages in der Werkstatt allein sind, drückt er sein Gesicht an meines und küsst es ab. Er scheint völlig ohne Gewissensbisse dabei.

Ich sage ihm, dass Liebe unter Männern Sünde sei und schwer bestraft werde. Da lacht er mich aus. Der Pfarrer, der mir das erzählt habe, sei ein Lügner. Und überhaupt: Er habe von Klöstern gehört, in denen sämtliche Mönche regelmäßig der Fleischeslust frönen und manchmal regelrechte Orgien feiern.

Er verwirrt mich mit seinem sprühenden Blick, ich spüre die starke Anziehung und stoße ihn fort. Dann, irgendwann nach einigen Wochen, sind wir doch ein Paar. Es ist Liebe, es ist auch Körperlust. Es ist alles wie damals: Wo ich auch bin – dieser Freund, nach dessen Nähe ich mich verzehre, ist immerzu gegenwärtig in meinen Gedanken und Träumen.

Und zugleich weiß ich: Ich bin wieder schwer in die Sünde gefallen. Wie konnte Gott dem Teufel diese Macht geben, uns mit so viel Seligkeit zu blenden, wenn wir in dieser Seligkeit doch sündigen? – Ich wehre mich. Doch die Kraft dieser Liebe ist stärker. Ich weiß, dass ich im Höllenfeuer dafür büßen muss. Doch der Rausch dieser Zweisamkeit macht mich zu jedem Opfer bereit.

Mein Freund ist ein leidenschaftlicher Liebhaber. Ich bin mir nicht immer sicher, ob er mir treu ist und nicht nebenbei andere Affären hat. Bei einem Gespräch geraten wir im Streit aneinander. Er verrät mir, dass der Gott der Prediger und des ganzen katholischen Glaubens für ihn nur ein ausgedachter Gott ist. Sein Gott ist das Feuer der Leidenschaft – das der Liebe wie auch der Kunst. Bevorzugt meißelt er nackte Jünglinge. Keine Kirche gibt diesen Statuen Platz. Doch es gibt betuchte Adelige, die sich solche Jünglinge gern in den Garten stellen.

Eines Tages werden wir von der Gruppe der anderen Steinmetzgesellen eingekreist. Wieder ist es passiert, dass uns jemand verraten hat. Ich sehe die finsternen Blicke. Ohne weitere Vorwarnung prügelt man auf uns ein. Mit einem Holzhammer wird mir das Nasebein zertrümmert, in die rechte Wange wird mir mit dem Meißel eine tiefe Wunde geritzt. Endlich kann ich entkommen. Meinen Freund halten sie fest. Er wehrt sich nach Leibeskräften. Zwei hat er selbst mit harten Faustschlägen auf den Boden gestreckt. Da trifft auch ihn der Holzhammer. Als er selbst am Boden liegt, durchbohrt ein Meißel sein linkes Auge. Schwer verletzt bleibt er liegen.

Nach wenigen Tagen stirbt er. Mir schärft man ein, mit keinem Wort über den Vorfall zu sprechen, sonst würde ich es ein zweites Mal büßen. Ich sehe alles als Strafe Gottes. Ich bin erneut der Sünde verfallen, und Gott musste es geschehen lassen, wie es kam. Lange noch weine ich während der Nächste. Dann lege ich vor Gott einen Schwur ab: Vor einem Altar kniend schwöre ich, nie wieder einen Mann zu lieben. Er hat es mir leicht gemacht: Mein Gesicht ist verunstaltet – meine Nase verformt und auf meiner rechten Wange leuchtet rot eine breite Narbe. Niemand wird mich mehr lieben. Mein Leben soll nur noch Gott und meiner Arbeit als Steinmetz gehören.

Endlich erfüllt sich ein großer Traum. Ich werde in die nahe Stadt gerufen und darf als Steinmetz an der neuen Kathedrale

mitbauen. Es ist eine große Ehre. Ich werde Mitglied der Bauhütten. Ich habe die neu entstehende Kathedrale schon mehrmals besucht. Sie fasziniert mich, die Ausmaße sind gigantisch. So hat noch keine Zeit vor unserer Zeit gebaut. Der Kirchenraum vereint den burgundischen Spitzbogen und das normannische Rippengewölbe, die verstärkten Außenstreben erlauben eine neue bis dahin unfassbare Höhe, und riesige bemalte Glasfenster erschaffen einen Innenraum voller Licht.

Ich werde Mitglied der Bauhütte. Wiederum eine große Ehre. Die Baupläne werden gehütet wie Reliquien. Im Versammlungsraum der Bauherren spricht man nur mit gedämpfter Stimme. Die hohen Deckengewölbe und die Türme sind die größte Herausforderung. Hier hat es an anderen Orten schon schwere Unglücke gegeben – das Dach brach ein und beschädigte große Teile des schon errichteten Bauwerks.

Immer wieder kommen die Stadtbewohner heran und umstehen staunend den Kathedralenbau ihrer Stadt. Für die wohlhabenden Kaufleute ist es eine Selbstverständlichkeit und eine Ehre, Geld für den Bau zu spenden, doch auch einfache Bürger spenden. Alle stehen im Bann dieses großen Werks. Es gibt bereits eine Reihe gewaltiger prachtvoller Bauten in anderen Ländern und Städten, und dieser Bau darf hinter den schon geschaffenen nicht zurückstehen. Es ist auch eine Frage des Prestiges, jeder Bürger der Stadt identifiziert sich mit diesem Werk.

Ich wage mich auf die höchsten Gewölbe. Ich wage mich auf die wachsenden Türme. Keineswegs bin ich schwindelfrei. Oft überfällt mich ein Zittern, es ist jedes Mal ein Kampf mit der Furcht. Ich verbiete mir den Blick in jene schwindelerregende Tiefe. Und ich weiß: Mein Leben ist mir nichts wirklich mehr wert, eigentlich fürchte ich den Tod nicht. Und doch: Ich will meine Spuren im Stein hinterlassen – in den Reliefs, in den Mustern der Spitzbögen. Alles geschieht zur Ehre Gottes, den ich mit meiner Kunst endgültig versöhnen will.

Oft denke ich an den begrabenen Freund. Ob Gott seiner Seele vergeben wird? Ich bete in der Kirche für ihn. Und während ich bete, spüre ich wieder den Rausch jener heftige Lieben und den grausamen Schmerz des Verlustes. Ich biete Gott meine Seele für seine an, sollte Gott die Buße im Fegefeuer verlangen.

Ich vernachlässige das Essen, ich vernachlässige meine Kleidung. Habe ich noch Freunde? Ich habe viele Kollegen, eifrige Arbeiter, wie ich es selbst bin, alles was uns verbindet, ist das große gemeinsame Schaffen.

Ich esse und trinke immer weniger. Ich werde nachlässig beim Verankern der Strickleitern. Dann, eines Tages geschieht es: Die Windböe fegt mich von einem der Türme. Ich sehe, wie der Körper unten am Boden zerschmettert.

Jemand wird die Arbeit an meinem Lilienrelief fortsetzen. Es existieren für alles die Entwürfe und exakten Zeichnungen. Alles was an dem großen Bau geschieht, ist namenlos. Es geschieht einzig zur Ehre Gottes. Es spielt keine Rolle, wer meinen Platz einnehmen und meine Arbeit vollenden wird.

19.5.2006

Clemens – Lucia

Liebe Lucia, ich habe es Dir am Ende unseres langen Telefonats schon angekündigt: dass ich wieder Texte von Dalborg übersetzt habe – diesmal einen Zyklus von Liebesgedichten.

Ich habe Dir von seiner unglücklichen Liebe berichtet zu jener jungen schon verheirateten Frau. In diesen Zeiten hat er offenbar seine unerfüllte Sehnsucht und Trauer verarbeitet - in anrührenden Worten, so meine ich.

Letters of obesvarad kärlek – Briefe einer unerwiderten Liebe

1

Meine Hände –
diese Schmetterlinge im Garten deines Leibes.

Sie tanzen auf dem weißen Teppich deiner Margeritten.
In Duft gewickelt, durch summenden Wiesenatem.
Rasten im Fingerhut, im Thymian,
gleiten durch deine Gräserhände,
wunschlos beträumt
vom Halbschlaf deiner Sommerblicke.
Inmitten
der große Liebeskelch –
jetzt finde ich ihn, ertaste ihn zitternd.

Lasse mich einsaugen
in meinen tausendjährigen Puppenschlaf.

Raupe und Puppe, selbst meine Schmetterlingshand –

Immer nur Vorform der großen Falterverwandlung.

Und unbegreiflich dir, ich weiß,
dass tief in deiner Blüte dieser Duft
von Seligkeit verborgen liegt.

2

Nachts baut dir meine Liebe ein Boot,
trägt dich zu Ufern
nachtgrüner Diamantgärten,

über Smaragdkatarakte,
durch Opalbrücken und klingendes Jaspisgestein.

Durch Granatschluchten, Rubinbuchten,
Sphärengestein naher Kristallhimmel.

In dieser kommenden Nacht:

Heut wirst du alles ablegen –
die Bärenfelle und Froschhäute,
die Eselskostüme und Wolfszähne.

Ich werde dich gegen die Wand werfen,
deine Froschhaut zerspringen lassen,
dein Fell verbrennen, den Wolfsleib zerschneiden.
Und du wirst sein,
den ich immer schon kannte:
erstaunt in deiner königlichen Gestalt.

3

Die Jahreszeiten deines Leibes –
ich liebe sie alle:

Die Winterabhänge, die ihr Geheimnis bewahren,
deine kristallene Lautlosigkeit
unter dem Schneeduft der Tannen.
Deine stürzenden Frühlingsflüsse
mit den Häfen der Blumenschiffe.

Deine Sommerhügel: Sommersonnenfäden
auf Grasfingern. Wurzelwürzige Luft
unter Regenaugen auf Zweigen.

Meist bist du Herbst.

Schwerer Traumgeruch unterm Nebellicht.
Dunkelgoldene Frucht der Trauer.

Ausfahrend, leise,
auf den Waldseen deiner Augen –
ich grüße die Wasserrosen und Schwäne
auf der samtene Wasserwiese der Ränder.

Lausche dem Klang der verwünschten Glocken
unter den schimmernden Wellenrippen.

Sie läuten, die hohen und tiefen,
künden das heimliche Fest an.
Sie sagen: Unzerstörbar ist alles,
was schenkt und was liebt. Es ist
der beständigste Stoff dieser Welt.

4

Was ich dir sagen will -:
Dass diese Hand, die manchmal hilflos ist
und un gelenk und wieder hastig
ist in Ungeduld, im Übermut –

Dass diese deine Hand, die du verwünschst,
wenn sie die Fäden, die sie ordnen soll,
noch mehr verwirrt – -

Dass diese Hand
die Schlüssel drehen konnte
zu allen Kellertreppen und Gewölben meiner Seele.

5

Abendstille – wie eine Vogelfeder vor dem Mund –
ich blase sie dir zu.

Lautlos zitternd im großen Botschaftenraum -:
alle Straßen zu dir sind bevölkert
von meinen Atemzügen.

Du weißt es nicht.

Die Sträucher rollen sich in ihr Schlaftuch.
Die Bäume, rinnende Lichtmünzen sammelnd,
öffnen ihr gläsernes Nachtgeäst.

Durchscheinend bin ich über die Wiesen gestreckt,
erwarte den wissenden Nachttau.

Später bin ich die große Milchstraßenspinne.

Überall baue ich dir mein Netz, fange dich ein,
saug dich auf mit Diamantzähnen.

Deine Verkleidungen - deine Westen und Kragen von Stolz,
deine Sporen des Zorns, deine Hüte der Eitelkeiten –
alles ziehe ich dir vom Leib,
küsse ich fort.

Endlich gesättigt liege ich über die Wiesen gestreckt.
Zitternd vom Tau der Frühe.

Kämst du –
du wüsstest den Grund
meiner festfarbenfunkelnden Seele?

6

Den Lichtpunkt finden hinter deiner Stirn –
das habe ich gelernt. Das immer mehr und mehr
noch will ich lernen.

Dort ist der Raum, das kleine Hundert-Sonnen-All,
aus dem du kommst. Das selber dir verborgene.

Kennst du es doch?

Dort lese ich:
Alles wird sich erfüllen, die Magie unserer Träume
alle künftigen Straßen bauen.

Lass meine Unendlichkeit hinüber gleiten
in deine: die große Universumskugel hinter deinen Augen.

Den Lichtpunkt finden hinter deiner Stirn -:

den großen namenlosen Heimatraum.

Ich weiß es wieder: Es gibt nicht viele.
Nie Tausend.
Nie Millionen.
Stattdessen: Du und Du.
Ich, der dann Du sein wird.
Und Du, der ich war.

7

Der träge Tanz des Tages
auf der gespannten Saite meiner Seele.

Hügelalleen straßen ins Weite, bergauf, bergab.

Von Aufbruch zu Aufbruch,
ohne Begreifen von Ankunft und Ziel.

Baumriesen, wolkenkronende Pappelgarden,
greifen vergeblich in leere Himmel.

Wieder der Tag mit seiner sinnlosen Weite
der Felder, der Wege.

Menschen darauf, geduckt, verstummt,
gewickelt in Tierhäute,
Wesen mit fremden Gesichtern.

Sinnlose Weite der Wege – grün und farbig bemalte
Wüstenflächen und Dünen von Sand.

Kein Laut von Trost.
Geschlossen die Blüten, die Bäume,
ihr Herzgehäuse, die taglang, nachtlang mich wiegten
in ihrer Geheimnisstille.

Der krächzende Vogel am Weg
sucht seinen Gesang, den lange verlorenen,
zwischen den Gräsern. Umsonst.

Ich hülle mich ein, frierend und stumm,
in diesen Mantel deiner Nähe –

Wieder wandernd
durch alle Farben meiner Liebe –

die du nicht kennst.

8

Kämst du in dieser Nacht, mich einzuweihen,
mich zu erlösen in meinem gläsernen Sarg –

Ich sagte zu dir:

Wir haben zu zweit das tiefste Geheimnis gestreift –

Unsere Gottähnlichkeit.

Lichtsplitter vom großen einigen Gottesleib,
in den Staubschlaf der Trennung gefallen –

Nun Auge in Auge wieder erwacht:
uns einschmelzend, leise, in heller Flügelumarmung –

Segelnd durch Glücksbuchten, in namenlos
glühende Rührungen stürzend –
Wo alle Bejahung so lautlos geschieht,
mühelos einwächst in uns.

9

Du bist mir nicht geblieben –
doch diesen Raum hast du gelassen,
gefüllt mit Licht.

Dich weitergeben können – das will ich lernen.

Im Stillen fühlen diese andre fremde Hand
in deinem Haar, auf deiner Stirn.
Mit diesen andern fremden Blicken
den Lichtfluss sammeln hinter deinen Augen.

Es ist doch immer deine Stirn.
Dein Haar. Dein Auge.

Den Lichtraum kennen hinter deiner Stirn –
das Sonnenfensterglas –
über den Regenbogenwanderschaften meiner Seele.

Den einst gewesenen.

Den farbig grell verglühenden am Horizont.

23.5.2006

Clemens - Marja

Liebe Marja!

In den vergangenen Tagen hat sich viel ereignet.

Ich befinde mich an einem Punkt großer Unruhe.

War ich leichtsinnig?

Ich stelle mir diese Frage oft. Doch ich finde den Punkt nicht, wo ich entscheidend anders hätte handeln können.

Vor einer Woche machte ich mit „meinen“ Roma-Kindern bei sonnigem Frühlingswetter einen Ausflug. Zuvor hatte ich einen Friseur bestellt, der die Haare der Mädchen etwas aufhellte und ein paar weitere Locken hinein arbeitete. Danach sah ich sie einen Moment vor dem Flurspiegel stehen, Hand und Hand, und sie starrten entzückt auf ihre „neuen Gesichter“.

Unser Ausflug führte uns schließlich zum Zoo. Hier kam es zunächst zu einer kleinen freundlichen Episode,

die mit dem Folgenden nichts zu tun hat, die ich aber trotzdem kurz schildern will.

Während ich einen Parkplatz suchte und schon zum zweiten Mal erfolglos meine Runde drehte, erkannte ich plötzlich W. *), von dem ich Dir bereits vor längerem schrieb, dass er nur eine Viertelstunde entfernt von mir wohnt und dass wir uns seitdem wieder regelmäßig besuchen. Er ging auf sein Auto zu und wollte den Parkplatz gerade verlassen.

Ich fuhr heran, nun sah er auch mich, wir begrüßten uns mit einem kräftigen Händeschütteln, wie eben gute Freunde es tun, und die Freude war auf beiden Seiten: für ihn, dass er mir diesen freien Parkplatz bieten konnte, für mich, dass mein Parkplatzproblem nun gelöst war. Es war wie eine perfekte Verabredung.

Ich ließ es mir nicht nehmen, ihm „meine“ Romane, die hier den Wagen ohnehin verlassen mussten, einzeln vorzustellen. Ich hatte ihm bereits von ihnen erzählt, doch er hatte sie bisher nicht gesehen. Jeder sollte nun nochmals seinen Namen aufsagen, beginnend mit den zwei deutschen Wörtern: „Ich heiße“, ihm dabei die Hand reichen und dann in verständlichem Deutsch „Guten Tag“ hinzufügen.

Es wurde, so geübt und „von oben herab verordnet“, ein etwas komischer Auftritt, wobei doch auf allen Seiten der Spaß überwog. W. ist Lehrer wie ich und ein Profi in Situationen, wo es unfreiwillig komisch oder gar peinlich werden könnte, er strahlt dies alles mit einem Lächeln hinweg, manchmal folgt noch ein kleiner Witz, und der gesamte Auftritt scheint am Ende doch allen gelungen.

Übrigens: Gerade W. hatte mir vor drei Wochen erzählt, dass er für seine Parkplatzsuche eine „neue Technik“ entwickelt habe: Es war die, sich im Voraus einen Parkplatz zu „bestellen“. Bestellen? bei wem? – Es sei

völlig überflüssig, das zu wissen, meinte W., doch er selbst hätte schon eine Zeit lang die besten Erfahrungen damit gemacht. Es sei, als benutze man ein Handy – eines freilich, das sich im Kopf befindet, doch genauso effektiv arbeiten kann. Man schickt sein „Parkplatzsuchsignal“ an die potentiellen Parkplatzinhaber, die in Kürze die Abfahrt planen, bei irgendeinem dieser Autofahrer „klickt“ es dann und er macht sich abfahrbereit.

Schließlich ist es immer eine „Win-win“-Situation – wie eben in unserem Fall. Der eine freut sich über den frei werdenden Platz, der andere freut sich, dass er ihn anbieten konnte. Denn so sind wir Menschen üblicher Weise gemacht: dass wir uns freuen, wenn wir in dieser Art behilflich sein können.

Nein, ich hatte diese „neue Technik“ noch nicht angewandt, es hatte diesmal von selbst geklappt, eingefädelt vielleicht von einer listig wachen Unterbewusstseinsebene aus. Über ein Thema wie dieses kann man sich mit W. stundenlang unterhalten, und wir werden es bei Gelegenheit wieder tun.

Ich komme zu meinem Ausflug mit den Geschwistern zurück – ein Tag, der leider so unbeschwert nicht endete, wie er begonnen hatte.

Ich überspringe unseren Rundgang durch den Zoo, den Du ja kennst und fasse es mit einem kurzen Absatz zusammen. Die Roma-Geschwister waren begeistert. Noch nie hatten sie einen solchen Zoo besucht, noch nie eine solche Fülle fremdartiger Tiere gesehen. Sie kannten keinen Elefanten, kein Nashorn, kein Kamel, kein Flusspferd. Immer wieder hörte ich kleine Schreie des Erstaunens und Entzückens, es ist einfach wunderschön, wenn man junge Leute auf so einfache Weise noch einmal richtig beeindrucken kann.

Am späten Nachmittag brachen wir zu einem Stadtbummel auf. Wir kauften ein Handy, das Arjona verwaltet wird, außerdem durften die drei sich neue Schuhe aussuchen. Schließlich setzten wir uns in ein Café. Es gab nur Kuchen im Angebot, kein Eis, Levin hatte einen Eisstand in der Nähe gesehen, und er wollte unbedingt ein Eis essen.

So verschwand er für einige Minuten. Als er zurückkam, bemerkte ich sofort seinen verstörten Blick, ich spürte ihn förmlich zittern. Er hatte, so sagte er, den Großvater einer der zwei Albaner-Familien gesehen, die bei dem Brand zu Tode kamen.

Hat man zu den Roma-Geschwistern eine Spur gefunden? Hatte der Mann, von dem er glaubte, er sei dieser Großvater, ihn selbst gesehen und erkannt?

Levin war sich nicht sicher.

Wir fuhren nach Haus und besprachen uns lange.

Das weiterhin ungeklärte Schicksal von Vater und Mutter belastet die Kinder sehr. Sie haben ihnen mehrere weitere Briefe geschrieben, wieder schickte sie Lucia von ihrem Wohnort ab, mit der Adresse des neuen Postfachs.

Länger kam keine Antwort. Dann doch: Die Mutter kündigte darin ihr Kommen an und sie wollte die genaue Adresse der Kinder wissen.

Der Jubel der Geschwister schlug rasch in Ernüchterung um. Der Name Levins war falsch geschrieben, die Unterschrift der Mutter wich verdächtig von der Art ihrer üblichen Unterschrift ab. Dieser Brief war eine Fälschung, man suchte den Wohnort der drei.

Lucia rief an und teilte mir mit, sie musste das Schloss zu ihrem Postfach erneuern lassen. Es war aufgebrochen worden. Hatte man Post entwendet?

Es ist ernst. Man stellt diesen drei jungen Menschen offenbar nach. Es muss nicht in jedem Fall bedeuten,

dass man sie töten will – wie eben natürlich auch dies zu fürchten ist, in diesem kranken Blutrachedenken. Doch wenn man sie nicht umbringt, so droht ihnen doch, dass sie verschleppt werden. Besonders im Fall junger minderjähriger Mädchen ist dies eine äußerst ernste Gefahr. Man bringt sie in Bordelle und hält sie dort gefangen. Es ist lukrativer als ein Blutrachemord. Und doch – ich kann einen Gedanken wie diesen nicht zu Ende denken. Es zieht mich in einen bodenlosen Abgrund dabei.

28.5.2006

Levins Nachricht, der genannte Großvater jener Albanerfamilie sei hier aufgetaucht, rumort weiter in unseren Köpfen. Ist Levin sich völlig sicher? Manchmal deutet er Zweifel an. Doch für mich klingt es so, als ob er dann lediglich seine Schwestern beruhigen will.

Vor drei Tagen hörte Swea spät in der Nacht plötzlich Geräusche an der Kellertür. Sie weckte ihre Geschwister, und obwohl es nun wieder still wurde, rannten sie alle in Panik zu mir hinauf in die Wohnung.

Ich durchsuchte vom Fenster aus mit einer Taschenlampe die Umgebung des Hauses. Es war niemand zu sehen.

War Swea möglicher Weise nur aus einem Albtraum erwacht? Sie meinte ganz sicher, ein metallisch schabendes Geräusch gehört zu haben.

Ich konnte die drei für diese Nacht nicht in die Kellerwohnung zurückschicken. Also holten wir Matratzen, Decken und Kissen von dort hinauf und richteten in meiner Wohnung für alle drei ein Schlaflager ein.

Platz gibt es ja ausreichend in meinen drei Zimmern. Das Schlafzimmer ist seit Jahren fast ungenutzt, ich verbringe die Nächte lieber auf einer Matratze in meinem

Wohnzimmer. Eigentlich ist mir ein einziger solcher Raum durchaus genug, wenn die Anzahl der Quadratmeter stimmt und ich in den Arbeitspausen meine kleinen Spaziergänge um die Möbel machen kann.

Beim Frühstücksgespräch am nächsten Tag beschlossen wir dann, dass die drei vorerst in meiner Wohnung bleiben. Sie brauchen die Betten nicht, wie sie sagen, sie können auch gut auf ihren Matratzen schlafen.

Also, die Geschwister haben jetzt direkt in meiner Wohnung Quartier. Es ist in hohem Maß eine Vertrauenssache, denn über den Nachmittag hin bin ich meist fort. Doch ich sagte schon: Sie würden unerlaubt nichts bei mir anrühren.

Es ist auch die weit geringere Sorge.

Die eigentliche Sorge ist: Man könnte die Spur zu meinem Haus finden und plötzlich gewaltsam eindringen.

Diese Furchtgedanken verlassen mich nicht, sie verfolgen mich vor allem während meiner mehrstündigen Abwesenheit am Nachmittag.

Handele ich fahrlässig? Müsste ich „meine“ drei Roma-Kinder nicht längst an einem anderen Ort unterbringen, wo sie geschützt sind?

Sie sind so sehr zu „meiner Familie“ geworden. Und die Liebe, die ich selbst fühle, strömt reichlich zu mir zurück.

Die Trennung wäre ein großer Schmerz – für mich doch inzwischen gewiss auch für sie.

*Wie immer sei lieb und herzlich begrüßt
Dein Clemens*

**) Es ist die einzige Stelle, wo Clemens mich während dieser Zeit in seinen Briefen an die Schwester erwähnt. Ich hätte sie streichen können. Doch da er so freundlich über meine Technik der Parkplatzsuche schreibt, will ich dies dem Leser nicht vorenthalten.*

Wir verabredeten uns Tage später zu einem Besuch.

Da hatte die anfängliche Idylle bereits ihren ersten schweren Riss bekommen.

Ich sage „Idylle“, weil mein Freund Clemens dieses Zusammensein mit den Roma-Geschwistern so zunächst tatsächlich empfand. Und ich selbst, der ich von seiner Tumor-Erkrankung wusste, sah ihn seit dem Zusammenleben mit den dreien wie ausgewechselt und mit neuer Lebenskraft aufgetankt.

Es war vor allem Arjona, die dies bewirkte. Clemens hatte Recht, wenn er sie eine „Schönheit“ nannte. Dieses junge Mädchen konnte vom ersten Moment an verzaubern. - Doch auch er war attraktiv: groß, schlank, sehr ebenmäßig in seinem Gesicht und mit seinen Einundfünfzig fast noch faltenlos und ohne graues Haar.

Als wir uns dieses Mal trafen, spürte Clemens erstmals den rauen Wind der Gefahr, dem die Geschwister ausgesetzt waren – und damit auch er.

Die Bedrohung war real und sie zeigte sich bald mit neuen Gesichtern. Er konnte sie von seinem Leben nicht mehr ablösen.

Wenn er die Geschwister schließlich auch zeitweilig in anderen Quartieren unterbrachte, die mehr Sicherheit boten, sie kehrten stets in sein Leben zurück - und mit ihnen alles, was jenem kranken Gewaltdenken entstammte und ihnen wie der Würgegriff einer schwarzen Hand anhaftete.

Er sah sich bis zuletzt in ihrer Verantwortung. Und kein Empfinden eigener Bedrohung hätte diesen Einsatz mindern können.

Ich spreche noch einmal von Arjona.

Clemens sah schonungslos die Jahre, die ihn von ihr trennten: fünfunddreißig. In diesem Vergleich war er ohne Frage ein schon älterer Mann.

Er kämpfte lange mit sich, sich diese Liebe in ihrer ihn so vereinnahmenden Macht einzugestehen.

Er fühlte es als tiefen Konflikt. Denn Arjona sah diese Kluft des Alters nicht. Er hätte sich blind machen müssen, um nicht zu erkennen, dass Arjona diese Liebe schließlich mit aller Leidenschaft eines jungen Mädchens erwiderte.

Lange versuchte er, sie auf einer rein „seelischen Ebene“ zu halten. Immer wieder baute er, bewusst und unterbewusst, Barrieren auf, die einen letzten intimen Kontakt verhindern sollten.

Ein Kampf, in dem er sich lange als Sieger sah – und der ihn doch immer aufs Neue in Spannung und Unruhe zog.

Ich erfuhr davon erst bei späteren Zusammenkünften mit ihm – zunächst andeutend und stückchenweise. Erst bei unserem letzten Zusammentreffen erschloss sich mir die ganze Geschichte, in der Glück, Zweifel, Verzweiflung und wieder Glück so dicht beieinander lagen.

2.6.2006

Lucia - Clemens

Lieber Clemens, doch, diese Liebesgedichte von Dalborg, auch wenn sie so traurig enden, konnten mich wieder verzaubern.

Ich revanchiere mich wie immer mit einem „Zeitreise-Traum“. Diesmal hat es mich ins Mittelalter „katapultiert“. Es geschieht einfach, wie es geschieht; Du weißt, ich habe keinen Einfluss darauf.

Wieder träumte ich es in verschiedenen Episoden.

Deine Lucia

Schwarze Messen im Nonnenkloster

Das erste, was ich sehe: ein brennendes Kloster. Meterhohe Flammen, es knackt in den Balken, nach und nach fällt es in sich zusammen. Und in diesem Augenblick weiß ich: Ich selbst habe es angezündet.

Die Nonnen hat es im Schlaf überrascht. Einige sind nach draußen geflohen. Doch der andere Teil, mindestens die Hälfte der Frauen, hat es nicht mehr geschafft. Sie sind von den Flammen eingeschlossen, ich höre ihre verzweifelten Schreie, doch niemand würde in dieses Flammeninferno eintreten und einen Rettungsversuch wagen.

Ich habe, spät in der Nacht, diesen Brand gelegt. Und ich weiß nun auch, woher ich das Kloster kenne und dass ich dort selbst als Nonne gelebt habe.

Ich sehe mich als kleines Kind im Garten der Eltern spielen. Zwei Eichhörnchen wildern dort in den Zweigen. Doch ich habe

sie zutraulich und zahm gemacht. Vom Käse- oder vom Schinkenbrot auf meinem Teller habe ich immer einen Teil in meiner Tasche verschwinden lassen, eingewickelt in einen Schal, und dann am hinteren Ende des Gartens die Eichhörnchen gerufen und damit gefüttert.

Ich habe ihnen Namen gegeben und sie nehmen auf meinem Arm Platz und fressen mir aus der Hand.

Eines der Eichhörnchen bleibt eines Tages verschwunden. Doch das andere hat Junge bekommen. Ich entdecke das Nest in den Zweigen, gut zwischen den dichten Blättern versteckt, und ich hole mir in der Abenddämmerung eine Leiter und klettere hinauf. Ich zähle sechs Junge, alle noch winzig, mit kleinen wie verklebten Augen.

Die Eichhörnchenmutter stört sich nicht an meinem Besuch. Vor allem weil ich ihr wieder Käse- und Schinkenbrot schenke. Ich denke mir Namen für jedes der sechs kleinen Jungen aus.

Es ist mein Geheimnis. Einmal doch beobachtet mich unser Nachbar. Er hat zwei Nussbäume in seinem Garten, für ihn sind Eichhörnchen gefräßige Feinde, die ihm seine Nüsse stehlen. Er jagt sie mit einer Armbrust.

Ich weiß längst, dass er das eine der Eichhörnchen mit seiner Armbrust gejagt und erschossen hat. Da finde ich eines Morgens das Eichhörnchennest auf der Erde, leer. Die Jungen liegen im Umkreis verstreut, alle tot. Später entdecke ich auch die Eichhörnchenmutter, von einem Pfeil durchbohrt. Auch sie zeigt kein Lebenszeichen mehr.

Ich streichele den toten Körper und weine. Dann schaufele ich für jedes der toten Eichhörnchen ein Grab. Ich pflanze Blumen darauf. Jeden Tag besuche ich diese Gräber und immer wieder weine ich dabei. Wieder beobachtet mich eines Tages der Nachbar. Ich sehe sein spöttisch und böse grinsendes Gesicht. Mein Hass ist grenzenlos. Doch er ist ein starker groß gewachsener Mann. In meiner Fantasie stoße ich ihm immer

wieder unser Küchenmesser ins Herz. Doch ich habe keine Chance gegen ihn.

Er schießt mit seiner Armbrust auch Vögel. Sie verenden dann qualvoll im Gras. Er schießt sie nicht, um sie zu essen. Er schießt aus Lust am Schießen und Töten. Besonders wenn er einen Vogel im Flug trifft, macht es ihn stolz.

Ich bin jetzt eine junge Frau. Die Eltern haben beschlossen, mich in ein Kloster zu schicken. Ich werde nicht gefragt, der Vater hat es entschieden und die Mutter hat zugestimmt.

Ich bin getauft und mit den Eltern habe ich jeden Sonntag die Kirche besucht. Doch in ein Kloster zieht mich eigentlich nichts. Ich habe auf Wunsch des Pfarrers und meiner Eltern viele Bibelsprüche gelernt. Doch das ist alles im Kopf. Mein Herz berührt es nicht.

Es kommt der Tag der Einkleidung als Novize. Man sagt mir, dass es mit diesem Tag keine Umkehr mehr gibt. Von diesem Tag an ist mein Leben einzig Gott geweiht. Keine andere Liebe als die zu Gott darf mehr darin Platz haben.

Die körperliche Liebe zu einem Mann ist mir unbekannt. Nicht mal einen Kuss kenne ich. Doch ich weiß, dass es diese Momente gab, wo ich ein heftiges Herzschiessen spürte. Ein junger Mann mit feinen Gesichtszügen, ein Sohn des anderen Nachbarn, saß oft längere Zeit mit mir auf der Gartenbank. Manchmal griff er sanft und vorsichtig meine Hand. Dann wünschte ich mir, er würde mich ganz an sich drücken. Das tat er nicht. Er hatte einen verwachsenen Fuß und humpelte. Er glaubte nicht, dass ich ihn zurücklieben könnte.

Hätte ich es ihm einfach gesagt: Du bist an meiner Seite willkommen. Nimm mich ganz in den Arm! Was stört mich dein verwachsener Fuß?

Jedes Mal trug ich diese unerlöste Sehnsucht heim. Und schließlich blieb er für immer fort.

Das Leben als Novize ist hart.

Die schwarze Kutte besteht aus einem rohen Leinen und kratzt.

Schon früh, noch in tiefer Nacht, werden wir geweckt. Dann knien wir auf dem kalten Steinfußboden der Kapelle und beten und singen unsere Litaneien, viele Stunden. Das Essen ist karg. Zweimal am Tag, mittags und am frühen Abend, bekommen wir eine dünne Suppe. Manchmal liegt ein Apfel dabei.

Niemand unter den anderen Nonnen klagt. Sie sind es seit Jahren gewohnt. Sie haben, so wie man es ihnen sagte, Gott in ihrem Herzen Platz gegeben und alle Sorgengedanken des alltäglichen Lebens fallen gelassen. Ihr Leben ist geregelt und folgt einer geraden Spur – bis zum Tod. Nichts bekümmert und ängstigt sie mehr.

Mich aber friert, innerlich wie auch äußerlich.

Ich singe die Litaneien mit, ich spreche die Gebete wie sie alle. Doch nur meine Lippen tun es. In meinem Herzen gibt es kein Einverständnis, es revoltiert, von Monat zu Monat immer mehr.

Eine der älteren Schwestern durchschaut es. Sie kommt eines Nachts in meine Zelle und spricht über Gott: wie sehr er ihr Herz erfüllt und wie sie ihm ihren inneren Frieden verdankt. Wirklich, sie strahlt Frieden und Glück aus. Sie sagt mir, auch ich werde diesen wunderbaren Frieden finden, wenn ich nur immer mehr mein Herz öffne. Bei manchen, vor allem den jungen Nonnen, kann es ein paar Jahre dauern, doch einmal ist es geschehen. –

Zwei Nonnen sind zuständig für die Küche und unsere Mahlzeiten, einmal wöchentlich gehen sie auf den Markt. Als eine krank wird, biete ich sofort an, für sie einzuspringen, und es wird mir gestattet.

Der Einkauf ist beendet, ich sage, dass ich noch einmal rasch in die Büsche muss. Dann verschwinde ich im Unterholz und laufe davon. Ich laufe bis zum späten Abend, von Wald zu

Wald. Es ist früher Sommer, ich friere nicht, ich suche mir schließlich ein Nachtlager auf einem moosigen Untergrund.

Wieder wandere ich. Ich stoße auf eine Vogelscheuche und wechsle die Kleider mit ihr: Ich nehme ihren Hut, ihr Hemd und ihren Rock, sie erhält meine schwarze Kutte.

Nochmals durchwandere ich einen langen Wald. Dann biete ich auf einem Bauernhof meine Dienste als Magd an. Ich habe Glück. Eine der Mägde ist seit Wochen krank, ich kann ihre Arbeit übernehmen.

Mein Vater war Dorfrichter, ich habe noch nie eine Kuh gemolken, doch ich übe mich schnell ein. Die zweite Magd auf dem Hof ist sehr redefreudig, sie plappert den ganzen Tag, doch zugleich ist sie hilfsbereit. Sie lehrt mich, wie man Kühe vom Stall auf die Weide treibt, sie lehrt mich, streitende Böcke auseinander zu bringen, sie lehrt mich das Scheren der Schafe.

Mein Tag ist nun: Kühemelken, Milcheimerschleppen, Stallausmisten, mit der Sichel das Gras mähen, im späten Sommer das Korn und es in schweren Bündeln auf den Wagen verladen. Es ist harte Arbeit. Todmüde sinke ich jeden Abend auf mein Strohlager. Und ich fühle: auch bei dieser Arbeit bleibe ich leer.

Ich denke an den jungen Mann mit dem Klumpfuß. Ich denke an meine Eltern. Eines Tages im Herbst ist die Entscheidung gefallen: Ich werde sie aufsuchen; wenn sie mich lieben, werden sie mich verstehen und wieder willkommen heißen.

Mein Vater ist erbost. Mutter umarmt mich flüchtig. Beide haben mich für tot gehalten, als das Kloster ihnen eine Nachricht von meinem Verschwinden schickte. Das Gelübde zu brechen, wie ich es tat, sehen sie als einen Verrat an Gott.

Man versteckt mich im Haus. Vater sieht seinen guten Ruf als Dorfrichter in Gefahr. Außerdem hat er für meine Einweisung ins Kloster Geld bezahlt, mit meiner Flucht aus dem Kloster ist es sinnlos verschleudertes Geld.

Eines Nachts werde ich in eine Kutsche gesetzt. Sie rollt die ganze Nacht und auch den ganzen folgenden Tag. Ich sitze zwischen zwei Nonnen. Sie wachen, der Vater hat sie dafür bezahlt.

Wir erreichen ein Kloster in einer abgelegenen Berggegend. Das Gebäude gleicht einer Burg, es hat eine Schutzmauer. Die Nonnen gehen hier barfuß, der Steinboden ist noch kälter als im anderen Kloster. Die Fenster der Zellen sind vergittert.

Wieder friere ich. Ich verweigere das Essen, ich beschließe, in meiner Zelle zu sterben. Die Nonne, die mir das Essen bringt, setzt sich zu mir. Sie nimmt sich Zeit, immer wieder spricht sie mit mir. Sie offenbart mir ihre eigenen Zweifel, auch sie ist nicht freiwillig ins Kloster gegangen. Wir lächeln uns an, ich spüre, ich habe eine Freundin gefunden.

Nie wusste ich, wie wichtig es ist, nur einen einzigen Freund zu haben. Jetzt habe ich ihn gefunden. Ich esse wieder, ich singe die Litaneien, ich bete. Währenddessen lächelt die andere junge Frau mit dem leicht rötlichen Haar mir zu. Ich friere nicht mehr.

Nach Wochen sagt sie mir, es gibt ein Geheimnis in diesem Kloster. Es ist bei Todesstrafe verboten, darüber zu reden. Es ist ein dunkles Geheimnis um einen kleineren Kreis der Nonnen und einige Mönche, die von Zeit zu Zeit das Kloster besuchen. Es soll für niemanden ans Licht kommen. Und doch will sie es mir verraten.

Sie treffen sich in einem unbewohnten Seitenflügel des Klosters in einem Kellerraum und sie feiern dort schwarze Messen. Auf ihrem Altar steht ein Baphomet, der schwarze ziegenköpfige Gott, der Satan. Sie halten eine eigene Messe für ihn, und jede dieser Messen endet mit einer Lustorgie.

Schon während der Messe trinken sie Wein. Jetzt trinken sie ihn in vollen Zügen, mehr und mehr. Nonnen und Mönche entkleiden sich und fallen übereinander her. Jeder darf mit jedem kopulieren, wie er es will.

Das wirklich Schreckliche aber ist: Sie opfern ihrem Gott, dem Baphomet, kleine Kinder. Denn immer wieder werden Nonnen schwanger nach einer solchen Nacht dieser über Stunden gefeierten heftigen Lustorgie.

Die Schwangeren werden, sobald ihre Bäuche sich runden, in jenem Seitenflügel versteckt und gebären dort ihre Kinder.

Keines dieser Kinder überlebt wenige Wochen. Sie werden grausam aufgeschlitzt, das Herz wird ihnen entnommen und ihr Blut in einem Kelch gesammelt.

Es ist das Opfer, so glauben sie, das ihnen ihren Gott gewogen macht. So steht es in ihrem heiligen Buch, auf das jeder von ihnen vereidigt ist. Der Dienst an ihrem Gott, dem Baphomet, soll sie weit über hundert Jahre am Leben erhalten und jeden Verfall und jede Krankheit von ihnen abwehren. Er soll sie anziehend machen für Reichtum und Macht.

Ich bin schockiert. Ich weigere mich, es zu glauben.

Doch meine neue Freundin zeigt flüsternd auf die Frauen, die sich heimlich zu diesen Messen versammeln. Es sind fünf, drei davon höhere Ordensfrauen. Die meisten dieser Gesichter sind hart. Sie lächeln nicht.

Eines Nachts weckt sie mich und führt mich an eines der Kellerfenster des Seitenflügels. Es ist mit Gardinen verhängen, doch ein schmaler Schlitz ermöglicht, hineinzublicken.

Ich sehe den Altar und den schwarzen Bophemet, den ziegenköpfigen Gott. Ich höre murmelnde Stimmen. Ja, auch Männer müssen in diesem Raum versammelt sein. Und nun folgt der Schrei eines kleinen Kindes – und verstummt sofort darauf. Man hat seinen Mund verknebelt, ein Messer schwebt über ihm, immer wieder füllt litaneigleiches Singen den Raum. Ich muss mich abwenden. Dieses Messer wird auf das wehrlose Wesen einstechen und die es tun, leben im Wahn einer unverzichtbaren Opfergabe an einen dunklen Gott.

Alles ist, wie meine Nonnenfreundin es sagte.

Später kehren wir noch einmal zurück. Jetzt vernehmen wir auch die Lustschreie der Nonnen, die dunkel lachenden, gröhlenden Stimmen der vom Wein benommenen Männer.

Kann ich in einem solchen Kloster bleiben? In einem Kloster der Satansmessen und Kinderopfer?

Wie viele der anderen Nonnen wissen davon?

Viele, fast alle, sagt meine Nonnenfreundin. Doch sie wissen zugleich, dass ein Bann über ihnen liegt, der sie verfolgt, auch wenn sie fliehen wollen.

Zwei haben die Flucht versucht. Die eine wurde von Wölfen zerrissen, die andere ertrank in einem Fluss. Es ist besser zu bleiben – und am wichtigsten: über alles zu schweigen.

So gehe ich weiter meinem Nonnendienst nach. Doch in meinem Herzen nistet ein Gift, das nicht schwinden kann, das Gift des Mitwissens, immer tiefer frisst es sich ein. Bin ich nicht selbst in Sünde und Schuld, wenn ich untätig bleibe?

Es geschieht halb wie im Traum. Eines Nachts verlasse ich mit einer Kerze die Zelle, mein strohgefülltes Kissen im Arm. Ich gehe zum Seitenflügel, ich zerschlage mit einem Stein rasch und fast lautlos eines der Kellerfenster, ich bringe mit der Kerze das Kissen zum Brennen und werfe es in den Kellerraum, wo es an einem Holzbalken liegen bleibt.

Bald schlagen hohe Flammen auf, die Fenster zerspringen, die Flammen lodern hinauf, sie zerfressen die hölzerne Decke, sie greifen über auf den ersten Stock. Die Flammen haben reichlich Nahrung, jetzt springen sie auch über auf den großen burgähnlichen Bau, den Wohnort der Nonnen.

Eine großgewachsene Gestalt in schwarzer Nonnentracht entfernt sich hinter mir. Bin ich gesehen worden?

Mit Sturmgeläut ertönt eine Glocke, sie weckt die Nonnen, die flüchten aus ihren Zellen ins Freie.

Ihr Kloster steht in Flammen.

*Einige schleppen Wannen und Eimer mit Wasser herbei.
Doch es ist sinnlos. Das Wasser verzischt, wirkungslos wird es
vom Rachen dieses Glutherds verschluckt.*

*Da kommt die großgewachsene Gestalt in schwarzer Non-
nentracht auf mich zu.*

Unsere Blicke kreuzen sich.

Der Blick, der mich trifft, ist ein finsterer Strahl.

Eine der Nonnenoberen.

*Sie sucht den Platz an meiner Seite. Eine längere Zeit steht
sie regungslos.*

*Dann spüre ich ein kaltes Eisen, das mir tief in den Nacken
gerammt wird. Ich taumele, stürze zu Boden.*

*Der stechende Schmerz wiegt wenig gegenüber einem Ge-
fühl des großen Triumphs.*

Ich habe dies Kloster zerstört.

Mein Herz feiert das Fest der Zerstörung.

Ich brauche diesen Körper nicht mehr.

Er verblutet. Ich spüre es lächelnd.

5.6.2006

Clemens – Lucia

Liebe Lucia, Deine Geschichte über das Nonnenkloster hat mich gefesselt. Dass es auch Klöster gab, in denen schwarze Messen gefeiert wurden, ist bekannt. Es könnte genau so gewesen sein. Jedenfalls erkenne ich Dich wieder: die Schwester, die sich mit einer ganzen Truppe skrupellos und dekadent gewordener Ordensschwestern anlegt. Das bist genau du!

Hier wieder ein paar neue Übersetzungen von Dalborg.

*Liebe Grüße
Dein Clemens*

Jag ska ge er detta träd –
 Ich schenke dir diesen Baum

*Über den eigenen Schatten springen –
 Du sagst: Das ist nur
 eine Sache des inneren Leuchtens.*

Vielleicht hast du recht.

Ein Gedicht schreiben -:

Einen Gegenstand lieben.

Ihn aus dem arktischen Eis
 benachbarter wie entlegener
 Erdzonen schlagen
 oder dem Kühlfach
 unserer Gewohnheit entnehmen –
 und tauen lassen
 am Herzofen, ihn warmleuchten,
 durchsichtig glühen.

Und wie ein Haus, bewohnbar,
 der Welt zurückschenken.

Das Wintermärchen
 vom nie schmelzenden Eis
 ist zu Ende geschlafen
 im Gedicht.

Min himlavalvet - Mein Firmament

Heute, hinten den schwarzen Lidern,
geschlossene Läden
trauerbedrückter Fenster –
stieg
diese schimmernde Wolke hervor.

Rotgeglüht
von den Abendhänden der Sonne,
in den dunkelnden Himmel entlassen,
schattenleicht, lichtleicht,
trieb sie den Weg zum Zenit,
vogelflügelumschossen –
wie jenen Abend
über dem Silberrücken der Stadt,
alterslos, aufbewahrt
in jeder Gestalt –

Gab mir
mein eigenes Firmament zurück.
Alterslos.
Faltenlos. Heil.

Uppvaknande – Erwachen

Ich bin gefallen
aus dem gläsernen Meer
der Vogelflüge,
der schaumleichten Luftbahnen.

Ins Dunkelwasser.
Treibe blinzeln

heim durch die Algenhöhlen.
 Jetzt atme ich wieder
 mit Fischkiemen, gepanzert
 im irdischen Schuppenkleid.
 Verzaubert -:

Morgen – aufdämmernder Tag.

Händerström – Händestrom

Abend für Abend
 sich wiederfinden im Netz der Hände.

Masche an Masche geknüpft
 im breiten Tagstundenstrom.

Überall hat es uns eingemustert:
 Auf den lärmenden Märkten,
 in Werkhallen, in Schaufenstern
 der Neugier, hinter
 Gesprächsfenstern, entlegenen
 Herdplätzen, niemals gesehenen.

Weitergereicht,
 weitergegeben immer
 durch einen fassenden, ordnenden,
 prüfenden, wendenden,
 grüßenden
 Händedruck.

Eingehändig
 eintauchen tief im Strom:
 ein dunkles, strudelndes Wasser –

doch warm.

De senare åren – Die späteren Jahre

Die eingefallenen Häuser
aller Schmerzstraßen in meinem Rücken.
Verwitterte, traumgraue Trümmer.

Traumgraues Leben.
Leben der dunklen Traumlabyrinth
erloschener Straßen.

Da streift mich
dieser gewesene Tag mit dir, unter wehendem
Mohn, das weite Goldbett der Halme
luftig aufgeschlagen
um unsere Rücken, die schwebeleicht
aufeinander lagernden Hügel der Hüften;
im Schalenoval deiner Augen
gesammelt das strömende Blau –

Welch schönes Leben!

Smärt fåglar – Schmerzvögel

All deinen flügelgebrochenen
Schmerzvögeln
ihren Namen geben.

Sie halten in deinem Haus.

Ihnen den Himmel zeigen
hinter den Fensterkreuzen.

Sie hin und wieder

in deinen Handschalen bergen,
wärmen.

Sie heilen sehen,
deine dir entwachsenen Kinder,
und nicht mehr lieben –

Sie fliegen lassen.

Wortmesser

Diese Wunde,
dir zugefügt von dem lässigen
Wortmesser aus meiner Hand,
sicher schon lange vernarbt –

Plötzlich ist sie aufgebrochen –
in mir.

Ich betrachte sie,
staunend, zähle die Schmerzstunden nach,
die zähen Stationen der Heilung,
beklommen.

Jetzt hast du teil an mir,
verborgenes Narbenmuster,
wie ich an dir.

Dotter E. S. - In Erinnerung an E. S.

Diese nun staubgewordene
Alte
stirbt nicht.

Ihr Gesicht
wie aus Lächelfältchen zusammengesetzt:
jedes Lichtkörnchen zahlloser Tage
fest darin eingebrannt, wie
ein sichtbares Stückchen
Milchstraße.

Immer noch streckt sie den Kopf
durch die Zauntür,
wirft sie die Augenlampe
auf ihre Gartenzimmer.

Alles wird gut, sagt sie;
und auch das Wetter
hat noch einen kräftigen Kreislauf.
Ihr darf man das glauben.

Ich sehe sie wieder
zwischen all ihren Schwestern:
viele nur Gipssäulen
steingewordener Verneinung,
selbst jeder kleine
Tropfenschluck Lebensschalk
in ihren Augen erloschen.

Sie hatte ihn großzügig,
verschenkte ihn literweis.

Diese verstorbene Alte
stirbt nicht.
Sie leuchtet nun –
dies Leuchten ohne Erlöschen.

Halvårsskiftet - Mitte des Jahres

Das strömende Gold der Tage
in Lichtkrügen sammeln.

Auch ein Stück von dem anderen
helleren Himmel,
dem hundertfach höheren
über dem blanken, lange gesehenen.

Alles heim tragen – wie auch die großen,
gefüllten Duftkörbe,
zuletzt noch den kleinen Laut
unserer eigenen probenden Flügelschläge,
reisend über die Farbwildnisse
staubloser Glücksbuchten.

Füllen damit
die Scheuern und Vorratskammern
für die Erinnerungsfeste.

x x x

Was uns erwartet,
die andere Hälfte des Weges
(wir wissen es gut)
ist dunkel und karg.

Das Licht unserer Fenster
verfunkelt und ausgebleicht.
Herb der Geschmack der Luft.
Die Schwelle berührt von Schmerzgeruch.
Unsere Wohnungen
ingenetzt wieder von Spinnwebgrau.
Todlaut auf moderndem Moosgrund.

Sterbemusik. Unsere Gärten
ziehen sich fröstelnd zusammen,
erstarrt in den Klammern
ungesichtiger Nebeltage.

x x x

Sammeln das fließende Gold
der Lichtstunden.

Füllen damit
die Erinnerungskammern.

Wenn wir nun auch (wir wissen es gut)
die kühnen Versprechen
und Pläne nicht einlösten –
Wenn ich dir auch
die mächtige Kathedrale nicht baute
mit ihren Türmen, den Orgellauten
und Silberkuppeln –

So übten wir doch
diese Gesten der augenblicksleichten,
leisen Umarmungen –
(dies taten wir sicher, ja)

Das Innehalten im kurzen,
gläsernen Glücksglöhnen
des manchmal jähen Erkennens.

Ich schenke dir diesen Baum

Die schädelsteinigen Ufer
 in unserem Rücken –
 nun spiegelnd nur
 die silbrige Schüssel des Sees,
 draus wir das Licht essen,
 es schöpfend teilen im Stundenkrug.

Ich schenke an seinen Ufern
 dir diesen Baum,
 der mich lehrte das Aufrechtstehen,
 mich einzuädern in jeden
 steinigen Grund der Trauer;
 mich einzulieben in echolose,
 sternige Nachhallen,
 nicht zu erfrieren
 in meiner Nichtigkeit.

Ich schenke dir
 meine Nichtigkeit, meine Trauer.
 Das Licht meines Sees.

Denn alle Nichtigkeit,
 einströmend in deine,
 wird gewichtlos
 und nichtig sein. Lächelleicht.

Unsere vielnamigen,
 irrlichtigen Nichtigkeiten,
 die sich ineinander erlösen.

8.6.2006

Clemens – Marja

Liebe Marja! Diese natürliche Nähe, die zwischen den Roma-Geschwistern und mir gewachsen ist – sie erfreut mich jeden Tag neu.

Doch es gibt eine andere Seite dieser Nähe.

Ich habe es schon gesagt: Arjona bezaubert mich. Immer häufiger schwebt ihr Bild in meinem Kopf. Sie ist mit ihren sechzehn kein Kind mehr, sie ist schon fast eine reife Frau.

Ich blicke in den Spiegel und sehe das Gesicht eines einundfünfzigjährigen Mannes. Und im ersten Hinsehen erscheint mir dieses Bild nicht unattraktiv. Ein leichter Zug ins Asketische, Strenge. Doch es ist ebenmäßig, und will ich die Augen freundlich leuchten lassen, dann geschieht es auch. Doch einundfünfzig! Noch wenig Falten, würde ein Freund zu mir sagen, mach dein Glück bei den Frauen! Doch ein Mädchen, das sechzehn ist?

Ich erappte sie mehrmals dabei: Sie hing mit verträumtem Blick an meinem Gesicht. Und dann geschieht es auch umgekehrt: Mein verträumter Blick liegt auf ihr – und sie bemerkt es und lächelt. Und dieses Lächeln wird immer offener. Es ist dieses Lächeln, das es aufgegeben hat, etwas zu verbergen. Es sagt: Ich weiß es – und du weißt es auch.

Dann gibt es diese Momente, in denen ich mich wachrütteln möchte. „Schmetterlinge im Bauch“ – wie ein verliebter Teenager. Es ist widersinnig. Ich bin einundfünfzig, ein Mann längst jenseits seiner Lebensmitte.

Vor zwei Tagen geschah dies:

Arjona kommt aus dem Bad, nur mit zwei Handtüchern bekleidet, angeblich hat sie etwas vergessen. Dann rutscht ihr das Handtuch über der Brust plötzlich fort, ich

sehe eine ihrer Brüste, sie ordnet das Handtuch wieder darüber, kühl lächelnd, sie blickt sich noch einmal nach mir um und verschwindet langsam wieder ins Bad.

Dieser Auftritt – ich spüre dabei ihr Kalkül. Sie zweifelt an der Wirkung nicht.

Wenn ich mich mit ihr und ihren Geschwistern vor den Fernseher setze, dann ist ihr Platz unwidersprochen neben mir, und werden die Szenen spannend, rutscht sie an mich und drückt ihre Schulter an meine, und spricht sie, dann spüre ich ihren warmen Atem an meinem Ohr.

Ich verbiete mir jedes Bild einer intimen Nähe. Doch es geschieht. Sie sind da, diese Bilder.

Es ist Liebe. Und natürlich Begehren.

Ja, es ist Liebe.

Doch zwischen uns steht das Alter.

Ich fühle es wie eine schroffe, abweisende Wand, an der Gedanken der Scham empor kriechen und sie noch undurchdringlicher machen. – So sprechen die dunklen Stunden.

Es gibt auch andere. Diese anderen Stunden sagen: Wirf all diese Gedanken von Alter ab, sie sind ein unnützer Ballast.

Ich bin in diesem zornigen Zwiespalt mit mir selbst.

Könnte ich die Begegnung mit den Geschwistern und Arjona einfach aus meinen Leben streichen...

Würde ich es tun?

Nein, nein. Es ist das Schönste, was mir in den letzten Jahren widerfahren ist.

9.6.2006

Liebe Marja, der afghanische Junge aus dem Abrisshaus, von dem ich Dir erzählte, ist nun doch ganz von selbst bei mir aufgetaucht. Sein Name ist Tjark. Er hatte rote Flecken und Schwellungen im Gesicht, irgendje-

mand muss ihn verprügelt haben, doch er wollte darüber nicht sprechen.

Wieder fühlte ich Mitleid. Natürlich nahm ich ihn auf, ich hatte es ja versprochen. Ich hatte es aus einer Regung von Mitleid zugesagt – und gleichzeitig spüre ich, dass dies möglicherweise leichtfertig war. Ich habe kein wirklich gutes Gefühl bei dem Gedanken, dass er nun ebenfalls hier im Haus wohnt.

Die drei Roma-Geschwister sind, das weißt Du inzwischen, ganz zu mir in die Wohnung gezogen. Die untere Kellerwohnung also war wieder frei. Ich verschloss zwei Zimmer und überließ Tjark das eine und den kleinen Kühlschrank, den ich ihm mit Lebensmitteln vollpackte. Es war früher Abend, und als ich in einer Stunde noch einmal nachsehen ging, lag er bereits in tiefem Schlaf.

Es war abzusehen und unvermeidlich, dass Tjark, obwohl er sich aus dem Kühlschrank versorgen konnte, am nächsten Morgen hinauf in die Wohnung kam.

So aßen wir unser Frühstück zu fünft, man verständigte sich mit englischen und deutschen Wortbrocken doch vor allem mit rasch gestikulierenden Armen wie auch mit einer lebhaften Mimik. Ein weiteres Mal war dies ein Beweis für mich, dass die Sprache des Gesichts weltweit eine gleiche ist und jedem dabei ein gleicher reicher Schatzkasten von „Bau-Elementen“ zur Verfügung steht, gleich welcher Nation.

Den Rest des Vormittags verbrachten wir mit gemeinsamen Karten- und Brettspielen, ein Vergnügen, das ich – in bester Absicht - fortwährend trübte, indem ich deutsche Vokabeln einfließen und wiederholen ließ; schließlich war es die Zeit, in der die Roma-Geschwister sonst ihren Deutschunterricht erhielten.

Was das Loben anbetrifft, so wäre ich gewiss ein guter Lehrer geworden, denn ich begrüßte jeden noch so ungefügen Wortbrocken, der eine entfernte Ähnlichkeit zur deutschen Sprache erkennen ließ, wie einen Juwel, vor allem bei Tjark, dem während seiner bisherigen Zeit in Deutschland alles andere wichtig gewesen war als die deutsche Sprache.

Zum Mittag ließ ich jeden eine Pizza bestellen. Alle waren gut gelaunt und die Geschwister begannen, sich Witze zu erzählen, natürlich in ihrer Sprache, mehrmals folgte ein lautes Lachen. Ich hob schließlich wieder den „Finger des Lehrers“ und sie mussten den Witz übersetzen. Das misslang kläglich, die Pointen zerplatzten jedes Mal ohne Effekt, und Tjark hätte auch ein in perfektem Deutsch vorgetragener Witz nichts gebracht.

Ich musste fort, mein Arbeitsnachmittag in der Volkshochschule brach an. Ich schickte sie alle hinab in die Kellerwohnung.

Auch Tjark unbeaufsichtigt in meiner Wohnung zu lassen, das ginge noch nicht, er ist mir noch zu fremd.

Sie nahmen alle Karten- und Brettspiele mit, und ich ließ sie dreimal das Versprechen wiederholen, niemandem die Tür zu öffnen.

10.6.2006

Dann kehrte ich selbst erst am frühen Morgen wieder zurück, mit zwei angebrochenen Rippen.

Dies war geschehen:

Als ich mich zu meiner dritten Unterrichtseinheit auf den Weg machte, fing mich im Flur ein junger Mann ab, den ich aus meinen Deutschkursen kannte. Es war ein Iraner, man hatte ihm fristlos die Wohnung gekündigt und mit seiner Familie, seiner Frau und drei kleinen Kindern auf die Straße gesetzt.

Der Fall war kompliziert und hatte sich bedrohlich zugespitzt: Der Iraner hatte Geld an einen iranischen Freund ausgeliehen, das dieser ihm allerdings nicht zurückzahlte, nun war der Mann mit der Miete vier Monate in Verzug. Mit Kündigung der Wohnung bestand der Vermieter darauf, auch alle Anschaffungen der iranischen Familie, also alles was diese durch eigene Arbeit in Deutschland erworben hatte, einzubehalten. Das war ihr gesamter Haushalt einschließlich einer Reihe von Elektrogeräten, für die sie zum Teil noch Raten zahlten.

Dieser Iraner also bat mich dringend um Unterstützung, die Polizei, die er gerufen hatte, war wieder abgezogen. Er hatte mehrmals versichert, in spätestens zwei Wochen würde er alle Mietrückstände begleichen – vergeblich.

Diese iranische Familie hauste in einer Zweizimmerwohnung, für die sie einen Wucherpreis zahlte. Die Wohnung wies erhebliche Mängel auf, die erforderlichen Reparaturen schob der Hauseigentümer immer wieder hinaus. So hatte die Familie inzwischen ein Mietminderungsverfahren eingeleitet.

Der Vater war im Iran ein hochqualifizierter Ingenieur gewesen. Dort allerdings wurde er politisch verfolgt, er hatte gegenüber einem ausländischen Fernsehteam zu offen seine Meinung über den repressiven Staatsapparat preisgegeben. Es bestand keine Chance auf Rückkehr für ihn. In Deutschland schlug er sich seit drei Jahren mit mehreren Jobs gleichzeitig durch, alle unterbezahlt und weit unter seiner Qualifikation, unter anderem reinigte er Gullys und harkte Grünflächen.

An meine wartenden Schüler verteilte ich Testbögen und versprach, in einer Stunde wieder zurück zu sein – das glaube ich in diesem Augenblick noch.

Vor der Wohnung des Iraners waren zwei weitere Iraner aufgetaucht, sein Cousin und dessen Freund. Sie versuchten, den Besitz der iranischen Familie ins Freie zu schaffen. Der Hausbesitzer hatte ebenfalls Unterstützung herbeigerufen – seinen Bruder und dessen erwachsenen Sohn. Als ich eintraf, eskalierte bereits die Situation und es kam zu Handgreiflichkeiten.

Ich rief kurz entschlossen nochmals die Polizei.

Der bullige Bruder des Vermieters und dessen Sohn prügelten auf die Iraner ein, die sich heftig zur Wehr setzten, doch dann flog ein Pfefferspray gegen sie. Von einem Moment auf den anderen waren die Iraner kampfunfähig, alle drei wurden hart zu Boden gestoßen. Als man auf die am Boden Liegenden einzutreten begann, mischte ich mich ein, und mich trafen jetzt gleichfalls mehrere Boxschläge – einige gegen die Brust, zwei gegen den Kopf. Ich fand noch die Zeit, mich zurückzuziehen, ehe auch mich eine Pfeffersprayattacke traf. Doch musste ich hilflos ansehen, wie die kampfunfähigen Iraner mit schweren Tritten attackiert wurden, der eine blutete schließlich über das ganze Gesicht.

Die Polizei traf ein, drei Mieter, die wie ich Zeuge der Schlägerei gewesen waren, verdrückten sich eilig in ihre Wohnungen. Keiner wollte gegen den Hausbesitzer, der hier offenbar seit Jahren den Tyrannen spielte, aussagen.

Von den Iranern war nur einer vernehmungsfähig. Man rief zwei Notarztwagen und transportierte die anderen ins Krankenhaus.

Als ich hörte, was der Hausbesitzer, sein Bruder und sein Neffe zu Protokoll gaben, platzte mir der Kragen. Sie behaupteten allen Ernstes, die Iraner hätten sich untereinander gestritten. Sie selbst hätten lediglich zu schlichten versucht, doch ohne Erfolg.

Ich packte alle Wut und alle Kraft, die mir zur Verfügung stand, in meine Stimme und berichtete, wie ich den Verlauf gesehen hatte. Man machte mir heimlich drohende Gesten, doch dies bemerkte einer der beiden Polizisten, und mehr und mehr waren beide bereit, meine Version als die richtige anzunehmen.

Inzwischen allerdings merkte ich, dass etwas mit meinem Brustkorb nicht stimmte. Auch wurde mir übel. Ich musste gleichfalls ins Krankenhaus. Dort stellte man fest: Zwei Rippen waren angebrochen. Und es bestand der Verdacht einer Gehirnerschütterung. Sicherheitshalber sollte ich die Nacht über bleiben und mich im Krankenhaus beobachten lassen.

Ich rief Arjona auf dem Handy an. Leider nahm niemand den Anruf an. Die Antwort war einfach: Arjona hatte das Handy bei mir in der Wohnung gelassen. Die wieder war verschlossen.

Ich verbrachte die Nacht im Krankenhaus. Man wollte mich weiter dort behalten. Doch ich verlangte ein Taxi.

Das Gehen war äußerst mühsam, und immer wieder kämpfte ich gegen Schwindelanfälle. Doch die innere Unruhe war groß, ich musste sehen, wie es „meinen“ Roma-Kindern erging. Sie hatten in der Kellerwohnung ihre alten Betten, sie hatten einen gefüllten Kühlschrank. Trotzdem, ich musste nach Haus.

Ich traf sie friedlich schlafend, Arjona und Swea in ihren Betten, Levin hatte sich auf dem Boden eine Matratze mit Tjark geteilt.

Da hörte ich aus dem dritten Raum ein Geräusch. Ein junger dunkelhäutiger Mann torkelte mir schlaftrunken entgegen. Ich hatte ihn nie gesehen.

Er sprach kein Deutsch, doch durchaus ein paar verständliche Brocken Englisch. Keineswegs war er der Meinung, hier verkehrt zu sein. Er begrüßte mich mit

einem freundlichen „Hey“ und wollte eben an die Wasserleitung der kleinen Küche.

Er begriff, dass ich mit seinem Aufenthalt in dieser Kellerwohnung keineswegs einverstanden sei. Da er mehrmals den Namen Tjark nannte, ging ich zu Tjark und rüttelte ihn wach. Der blickte betroffen doch ohne schlechtes Gewissen, dann versuchten mir beide, Tjark und der junge Mann, verständlich zu machen, dass sie Freunde seien. Tjark hatte ihn nachts durch das Fenster eingelassen, als der andere draußen geklopft habe.

Tjark blickte so unschuldig und unbedarft, dass ich die Zornrede, die aus mir herausplatzen wollte, einfach herunterschluckte. Er hatte erlebt, dass ich ihn ohne große Nachfragen in mein Haus aufgenommen hatte. Warum sollte er es mit einem guten Freund, der hungrig war und keinen Schlafplatz hatte, nicht genauso tun?

Trotzdem, ich blieb hart: Ich bat den jungen Mann, der Attila hieß, seine Sachen zu nehmen und zu verschwinden. Keine Frühstücksrunde mit noch einem weiteren Gast. Tjark sah mich wieder betroffen an. Als der Freund schließlich das Haus verließ, griff er ebenfalls seine Sachen und folgte ihm.

Ob ich Tjark wiedersehe? Das überlasse ich allein ihm. Er muss Zusagen einhalten können, sonst geht es nicht.

In meiner Wohnung angelangt, brach ich auf einmal zusammen. Für Sekunden verlor ich sogar das Bewusstsein, ich war tödlich erschöpft. Jetzt spürte ich bei jeder Bewegung den Schmerz meiner angebrochenen Rippen. Ich rettete mich auf allen Vieren auf meine Matratze. „Meine“ drei Roma-Kinder waren gefolgt und umstanden mich mit besorgten Gesichtern.

Dann besprachen sie sich, um sofort einen Krankendienst für mich einzurichten: mir Kaffee zu kochen und

mich rund um die Uhr auf meinem Schlaflager zu versorgen. Hätte ich nur eine kleine Erkältung gehabt, sie hätten sich mit gleichem Engagement an die Sache gemacht. Sie bringen mir den Laptop und bauen eine Kissenwand hinter mir auf, sie schalten mir das Licht ein und aus, sie bringen mir eine Schüssel mit Waschwasser, Seife, Lappen und Handtuch. Sie bringen mir Schmerztabletten. Was für liebe Kinder habe ich doch!

Kinder? – Ja, da ist es wieder – das Wort, das sich beständig in meinem Kopf dreht.

Ich schaue Arjona an und sie wirft mir einen leuchtenden Blick zu, manchmal nur scheinbar und verstohlen - und dann wieder völlig offen.

Die dann folgende Nacht: Ich blicke auf, geweckt von einem kleinen Geräusch, und Arjona steht in der Tür. Sie fragt mich, ob ich noch etwas brauche. Nein, sage ich. Doch sie steht weiter in der Tür und kommt sogar zwei Schritte näher.

Ich vermeide, sie weiter anzusehen. Ich blicke ins Leere. Und stärker als den Schmerz meiner Rippen fühle ich mein Herz schlagen.

Ich höre erneut das Geräusch ihrer Schritte. Sie entfernt sich wieder. Sie kehrt zurück in ihr Zimmer.

Wäre sie länger geblieben –

Nein, es ist gut, wie es ist.

Ihr junges Leben. Und dieses mein altes.

Und doch: Ich kann diese Liebe nicht leugnen.

Ich spüre sie tief, sie ist echt.

*Wie immer mit herzlichen Grüßen
Dein Clemens*

12.6.2006

Lucia - Clemens

Diesmal war ich eine Indianerin. Eine schöne und dann auch wieder traurige Erfahrung.

Und wieder war es auch eine Liebesgeschichte, die mich über den ganzen folgenden Tag hin begleitete.

*Wie immer herzliche Grüße
Deine Lucia*

Die Indianerin

Meine größte Freude ist ein junges Fohlen. Ich kenne es seit seiner Geburt, ich bringe ihm Futter, ichbürste sein Haar. Anfangs hat die Stute mich misstrauisch beäugt. Dannbürstete ich immer auch sie. Das Fohlen hat zwei Mütter: mich und die Stute. Im Weiteren gibt es einen schwarzen Hengst.

Mein Vater und drei andere Männer haben sie aus einer der Siedlungen der Weißhäute gestohlen. Diese Weißhäute sind Barbaren, sie roden ganze Wälder, jedes Wildtier, das ihnen vor ihr Feuerrohr läuft, schießen sie nieder, sie verschmutzen mit ihren Abfällen und ihrem Müll unsere Flüsse und Seen. Doch sie haben diese herrlichen Pferde in unser Land gebracht.

Großvater fürchtete sie, als er sie zum ersten Mal sah. Er nannte sie „große Hunde“ und wollte sie nicht. Saßen die weißen Reiter darauf, hatten sie eine imponierende Größe. Dann sah er bei einem anderen Stamm, wie diese Pferde die Jagd der Büffel erleichterte. Ein guter Reiter konnte jeden fliehenden Büffel rasch einholen und ihm dann eine Lanze in die Kehle stoßen.

Wir leben in großen und kleinen Zelten aus Tierfellen. Jeden Morgen bemalen die Männer sich ihr Gesicht und setzen diese Federhaube auf. Die prächtigste trägt mein Vater, er ist der Häuptling. Meine Mutter verbringt ihre meiste Zeit an der Feuerstelle. Das Essen besteht immer wieder aus Mais, aus Kürbis und Kartoffeln und Büffelfleisch. Doch sie versteht sich darauf, es immer anders zu würzen – mit fein geriebener Rinde, mit Wurzeln und Pilzen.

Abends sitzen die Männer am Feuer und erzählen von den Abenteuern unseres Stammes. Immer wieder sind sie in den Krieg gegen einen benachbarten Stamm gezogen, meist waren sie siegreich, manchmal siegte der Feind. Waren sie besiegt, dann forderten die Feinde den Häuptling und banden ihn an den Marterpfahl. Einige dieser Häuptlinge wurden sterbend zu Helden, weil sie mit unbeweglichem Gesicht grausame Schmerzen ertrugen.

Nicht nur im Krieg können sich die Männer beweisen, auch bei der Büffeljagd. Gelingt es ihnen nicht, ein Tier von der Herde abzudrängen, so können sie inmitten der aufgestörten Herde in einen Strudel geraten, aus dem es nur noch schwer ein Entkommen gibt. Manche dieser Herden sind riesig, wenn Panik sie ergreift, so trampeln sie mit galoppierender Wucht alles nieder, was ihnen im Weg steht.

Manchmal kann nur eine Wand aus Feuer sie aufhalten. Die Männer stecken das Gras der Prärie in Brand. So habe ich es einmal erlebt, als ein großes Heer in blinder Panik auf unsere Siedlung zuraste. Das Feuer fürchteten die Tiere, sie wechselten den Kurs. Jetzt aber wurde das Feuer zum Feind für uns. Es drohte auf die nahen Bäume überzuspringen, dann auf unsere Zelte. Ein Abendgewitter zog auf und wie aus vollen Kübeln stürzte das Wasser vom Himmel. Wir waren gerettet.

Ich liebe einen Jungen, und ich spüre meinerseits, dass er mich liebt, nicht nur weil ich die Tochter des Häuptlings bin.

Wie andere Jungen übt er fast täglich das Reiten, meist auf dem schwarzen Hengst. Uns jungen Mädchen ist das Reiten untersagt. Doch einmal zieht er mich einfach zu sich aufs Pferd hinauf und galoppiert in den Wald hinein. Ich spüre seinen Atem im Nacken, den Druck seines linken Arms, der wie eine Klammer um meine Brust liegt.

Plötzlich springt er vom Pferd. Dann zieht er auch mich herab. Wir sind im tiefen Dickicht. Er zieht mich auf den Boden, wir rollen, während er mich wieder fest umklammert, über Gräser und Moos. Dann schiebt sich seine rechte Hand durch meine Kleidung hindurch auf meine nackte Brust. Ich will ihn abschütteln, doch er hat mich fest im Griff. Seine Hand wandert weiter an meinem Körper hinab. Es ist Gewalt, und doch liebe ich ihn, und etwas in mir sehnt sich danach, dass er eben dies tut.

Wenig später sind unsere Körper vereint im Liebesakt. Er atmet schwer, während aus meinem Mund ein Stöhnen hervorbringt, das ich nicht unterdrücken kann. Auch bei der Mutter und anderen Frauen habe ich es nachts schon gehört. Ich wage nicht, ihn anzublicken. Seine Macht über mich ist grenzenlos in diesem Moment. Ich spüre überschäumendes Glück, ich spüre Furcht. Ich spüre, dass ich ohne den Rausch dieses Glücks nicht mehr leben will.

Nun reitet er fast täglich mit mir in den Wald. Mit Eifersucht sehe ich, wenn er auch mit anderen Mädchen flirtet. Er soll nur mir gehören. Ich sehne mich nach seinen Muskeln, seinen Küssen. Mit Ungeduld erwarte ich den Moment, wo er mich wieder vom Pferd zieht, seine Wildheit grenzt jedes Mal erneut an Gewalt. Er unterwirft mich, doch es ist nur ein Spiel, ich spiele die Unterworfenene und ich spiele meine Rolle mit Lust, wie er die Rolle des Unterwerfers spielt. Und mag es wie Gewalt erscheinen, er ist zugleich voller Zärtlichkeit.

Wie alle jungen Männer des Stamms muss er sich einem Ritual stellen. Er muss drei Nächte fern von unserer Siedlung allein im Wald verbringen. Er muss selbst für seine Nahrung

sorgen, und er soll die ersten zwei Nächte durchwachen. In der dritten Nacht soll er die Ahnen rufen. In einem Traum werden sie ihm seinen neuen Namen nennen, seinen „Seelennamen“, den kein anderer sonst tragen darf.

Manchmal kehrte einer dieser jungen Männer nicht mehr zurück. Er wurde von einem Bären zerrissen oder endete durch den Biss einer Schlange. Der nächtliche Wald ist voller Gefahren, und ich bange um meinen Geliebten. Dann kehrt er erschöpft doch wohlbehalten zurück. Er darf nun in der Runde der Männer Platz nehmen, und wie sie darf er bei festlichen Anlässen ein geheimnisvolles Kraut dabei rauchen.

Ich weiß, dass dieses Kraut in den Köpfen der Männer eine besondere Wirkung hat. Sie sehen ihre Ahnen und auch andere Gestalten des Waldes. Einige sprechen sogar mit ihnen. Sie berühren die Welt der Toten und Unsichtbaren, niemand zweifelt, dass es die wirklichen Ahnen sind, die aus den Ewigen Jagdgründen zu uns zurückkehren.

Mein Geliebter ist mir treu, auch wenn andere junge Mädchen begehrlche Blicke auf ihn werfen. Einmal sehe ich ihn wieder in der Runde der Männer sitzen, sie sprechen gedämpft und beraten sich.

Die Weißhäute vergiften mit ihrem Müll einen nahen Fluss - einen Fluss, in dem die Männer in den Tagen des Vollmonds ihre Netze auslegen und der unserem Stamm seit Urzeiten heilig ist. Man hat die ersten tot im Wasser treibenden Fische gesehen. Zwei Männer sind zur Siedlung der Weißhäute aufgebrochen und haben verlangt, mit ihnen zu reden. Die haben nur roh gelacht und sie, mit plötzlich gezogenen Gewehren, aufgefordert wieder zu gehen. Die Männer blieben standhaft, da haben sie den einen einfach niedergeschossen. Wieder lachten sie nur. Der andere konnte flüchten.

Die Gruppe um meinen Vater berät über einen Racheplan. Sie haben drei Gewehre in ihren Besitz gebracht, doch auch

mit Pfeil und Bogen sind sie gefährliche Krieger. Die von fern an mein Ohr rauschenden Worte beunruhigen mich – wie noch etwas anderes mir Unruhe bereitet. In Krügen wird ein Getränk herumgereicht, das die Männer seltsam verändert, sie sprechen zunehmend lallend, lachen laut, sie verhalten sich wie übermütige Kinder.

Es ist das „Feuerwasser“, von dem ich schon hörte und das ein Getränk der Weißhäute ist. Man sollte es meiden, weil man im Rausch wahnwitzige Dinge tut, und mit einem brummenden Kopf wieder erwacht. Warum lassen sich die Männer meines Stamms darauf ein?

In der folgenden Nacht trinken sie wieder, dann brechen sie auf.

In den Morgenstunden kehren sie mit über dreißig Skalpen zurück, sie haben alle Siedler aus ihren Häusern vertrieben, berichten sie.

Alle feiern wir diesen Sieg mit einem großen Fest. Doch schon wenige Tage darauf folgt der Gegenschlag. Die weißhäutigen Siedler haben sich wieder gesammelt und mit den Männern einer anderen Siedlung zusammengetan. Eines Nachmittags reiten sie heran, mehr als hundert Mann, alle mit Gewehren gerüstet.

Sie schießen auf alles, was sich bewegt. Unsere drei eigenen Gewehre sind leer geschossen und nutzlos, die Männer haben nach Pfeil und Bogen gegriffen, einige der Angreifer sinken getroffen aus ihren Sätteln, doch die Übermacht dieser reitenden Männer ist erdrückend. Mein Vater wird in die Kehle getroffen und stürzt blutend zu Boden. Ich will mich um ihn kümmern, doch mein Geliebter reißt mich fort und zieht mich mit sich ins dichte Buschwerk. Uns bleibt nur die Flucht, und auch diese gelingt nur mit knapper Not.

Wir suchen jenen benachbarten Stamm auf, mit dem wir seit Generationen verfeindet sind. Man begrüßt uns verächtlich, zugleich doch eint uns plötzlich ein gemeinsamer Feind. Noch

andere Mitglieder unseres Stamms treffen ein, sie berichten, alle Zelte unserer Siedlung sind niedergebrannt. Ich weiß, ich werde Vater und Mutter und meine Geschwister nie wiedersehen.

Man gewährt uns Unterkunft in dem anderen Stamm. Doch man weist uns die größten Arbeiten zu, es sind Sklavendienste und wir erhalten nur spärlich Kost, zum anderen sind wir froh, überhaupt noch am Leben zu sein. Auch in diesem Stamm hat man Pferde und Gewehre bei nächtlichen Überfällen von den Weißgesichtern gestohlen.

Eines Tages reitet ein kleiner Trupp von Weißhäuten heran. Sie bieten uns Schmuck als Geschenk – vor allem schimmernde Perlen in vielen unterschiedlichen Farben. Es sind nur Perlen aus Glas, doch den Häuptling entzücken sie und seine drei Frauen dürfen sich gleich damit schmücken.

Die Männer bieten uns Frieden an, und der Häuptling beschließt nach kurzer Beratung mit seinen Leuten ein großes gemeinsames Friedensfest.

Die Weißhäute kommen, sie haben ihr „Feuerwasser“ mitgebracht, in zwei kleinen Bottichen, und das Getränk macht immer noch einmal die Runde. Man lacht, man singt, man grölt, man versorgt auch die Frauen reichlich mit dem Getränk der Bottiche.

Als wir am nächsten Morgen erwachen, finden wir uns alle gefesselt.

Von reitenden Weißhäuten mit Waffen eskortiert, müssen wir, die Hände gefesselt, den Weg zu ihrer Siedlung antreten. Man will uns nicht umbringen, nützlicher sind wir als Sklaven, die sie selbst nutzen oder verkaufen können.

Man treibt uns in zwei große Scheunen, Männer und Frauen getrennt. Als wir nach Tagen wieder ins Licht treten dürfen, sind die Männer sämtlich verschwunden.

Mein Geliebter ist fort.

Ich werde einer Familie von weißen Siedlern zugeteilt, für die ich waschen und kochen soll. Sie haben zehn Kinder, ich arbeite vom Aufstehen bis spät in die Nacht. Das Oberhaupt der Familie, ein rothaariger Hüne, streicht mir begehrllich über die Brüste, das Hinterteil, seine Frau wird zu ihrer Schwester verreisen, für diese Tage soll ich in sein Schlafzimmer kommen.

Mir gelingt die Flucht. Ich klettere über den Zaun, der mich um das fast Doppelte meiner Körpergröße überragt, während der Wachhund aggressiv bellend nach meinen Beinen schnappt.

Meine Gedanken gehören meinem Geliebten. Tag und Nacht denke ich nichts anderes, als wie ich ihn finden kann. Da erhalte ich einen Hinweis. Die meisten Männer des Stamms sind an einen reichen Farmer verkauft worden, sie bekommen für ihre Arbeit kein Geld nur eine winzige Ration Nahrung und einen Schlafplatz im Stroh.

Sofort habe ich einen Plan: Ich werde ihn freikaufen. Ich bin keine Sklavin mehr, und ich kann mir eine Arbeit suchen und Geld verdienen.

Das allerdings ist leichter geplant als getan. Wo ich auch anfrage, man bietet mir Hungerlöhne. Besser ist es in einer Bar, wo man eine Frau am Ausschank sucht. Ich trete die Stelle an. Fast jeden Abend wird es ein Kampf. Die betrunkenen Männer betatschen mich schamlos, ich muss sie rigoros fort stoßen, fallen sie unglücklich, ziehe ich weiteren Zorn auf mich. Immer wenn ich die endlich geschlossene Bar verlasse, fühle ich mich am ganzen Körper zittern.

Die Frau des Wirtes holt mich ins Haus. Sie behandelt mich freundlich. Ich darf ihre fünf Kinder hüten. Nur noch wenige Tage in der Woche stehe ich in der Bar. Die Kinder, auch wenn sie gelegentlich wild herumtoben, machen mich glücklich – und doch traurig zugleich. Ich spüre schmerzlich, was ich so sehr vermisse: eine Familie mit eigenen Kindern und einem Vater, der mein Geliebter ist.

Jedes verdiente Geldstück verstaue ich in einem kleinen Beutel, der unter meinem Kopfkissen liegt. Noch lange nicht habe ich die benötigte Summe zusammen, doch nichts hält mich mehr: Ich muss meinen Geliebten sehen.

Die Kutsche braucht einen halben Tag. Dann schaue ich auf ein riesiges umzähntes Ackerland. Indianer arbeiten dort, streng bewacht von bewaffneten Weißhäuten. Mein Blick schweift unruhig umher, vergebens. Da bemerke ich einen flüchtig winkenden Arm. Ist er es – „Silberfeder“? Zwei andere Feldarbeiter bemerken mich und winken ebenfalls. Genau zwischen ihnen steht er: „Silberfeder“. Er ist es. Ich winke heftig zurück.

Zwei der bewaffneten Wachleute laufen zu mir an den Zaun. Der Ausdruck ihrer Gesichter ist finster, sie haben die Gewehre von den Schultern genommen und machen scheuchende Gesten. Ich muss fort. Noch einmal winke ich, ohne mich umzusehen.

Mein Geliebter, „Silberfeder“, lebt!

Ich kehre zur Frau des Wirtes und ihren Kindern zurück. Tagsüber hüte ich ihre Kinder, nachts stehe ich in der Bar. Jede Münze, die ich verdiene, küsse ich, bevor ich sie in den Beutel sinken lasse. Endlich – zwei oder drei Jahre sind vergangen - habe ich eine größere Summe zusammen.

Wieder besteige ich eine Kutsche. Mein Herz bebt in Vorfreude und zugleich in Bangen und Zweifel, ob mein geplantes Vorhaben gelingen wird. Mein Leben hätte wieder einen Sinn. Es ist der einzige Sinn, den ich seit Jahren überhaupt denken kann. Oh, einmal noch diese starken männlichen Schultern spüren, dieses Versprechen von Schutz, diese Zärtlichkeit, die zugleich Stärke ist. Und wieder diese Stirn und diese Lippen berühren – ein Glück, dass mich allein in der Vorstellung zu verbrennen beginnt.

Doch ich kann mir nicht einmal sicher sein, dass er noch lebt. Die Weißhäute haben sonderbare Krankheiten ins Land

geschleppt. Es bellt aus ihrem Mund, sie erleiden ein Fieber, doch danach sind sie wieder gesund. Wir Indianer sind schutzlos, wenn die Krankheit auf uns überspringt. Ganze Stämme wurden durch diese Krankheiten schon ausgelöscht.

Wir werden aufgehalten, ein Rad ist gebrochen und muss ausgetauscht werden. Jetzt fahren wir im Licht des Abends in eine schon dunkelnde Schlucht ein. Plötzlich Pferdewiehern, Geschrei. Drei Männer kreisen uns ein, die Gesichter verummt, ich sehe Pistolen in ihren Händen blitzen. Zwei springen in die Kutsche, sie entreißen mir meinen Handkoffer. Dem Kutscher rauben sie seine Jacke. So schnell sie gekommen sind, sind sie auch wieder verschwunden.

Ich möchte schreien vor Verzweiflung und Schmerz. Doch meine Kehle ist wie zugeschnürt. Alles Geld, das mühsam gesparte, ist verloren. Nicht einmal den Kutscher werde ich bezahlen können.

Wir kehren um. Ich möchte von der nächsten Brücke, die wir erreichen, in den kalten Fluss springen. Da sehe ich wieder jenen winkenden Arm vor mir. Den Arm von „Silberfeder“. Nein, ich darf nicht aufgeben. „Silberfeder“ wartet auf mich. Wenn ich ihn nicht befreie, wird niemand es tun.

Am nächsten Tag bin ich wieder im Haus der freundlichen Frau, deren Kinder ich hütete. Ich weine, sie versucht mich zu trösten, doch den Grund meiner Trauer verrate ich nicht. Etwas in mir ist hart geworden. Noch einmal drei Jahre dienen und Münze für Münze sammeln? Nein, ich werde mir anders helfen.

Ich genieße das Vertrauen der freundlichen Frau. Ich kenne den Platz ihrer Geldbörse, die Schubladen ihrer Schatullen mit kleinen Schmuckstücken, sie hält sie vor mir nicht verschlossen. Nachts stehe ich auf, schleiche mich leise ins Zimmer und nehme an mich, so viel ich finden und greifen kann.

Die Augen des Kutschers funkeln, als er die Schmuckstücke sieht. Er würde mich dafür um die halbe Welt fahren. Seine

Kutsche bringt mich wie Wochen zuvor zur umzäunten Farm. Mich quälen finstere Vorahnungen. Doch immer wieder spricht diese Stimme dagegen an: Ich werde „Silberfeder“ frei kaufen.

Meine schlimmsten Vorahnungen bestätigen sich. Ich erfahre es von den anderen Indianern, die an seiner Seite gearbeitet haben und die sich in einem unbewachten Moment bis an den Zaun schleichen können. „Silberfinger“ ist vor einer Woche an Entkräftung gestorben. Er liegt in einem Massengrab verscharrt. Ich werde ihn niemals wiedersehen.

Aller Lebenswille ist in mir ausgelöscht. Eines nur will ich noch tun: der Frau, deren Vertrauen ist so missbrauchte, ihr Geld und ihre Schmuckstücke zurückbringen.

Als ich eintreffe, empfängt mich ihr Mann. Wortlos. Kurz darauf betritt ein Sheriff den Raum. Alle Schmuckstücke und das Geld habe ich vor mir auf dem Tisch abgelegt. Doch meine Reue kommt zu spät. Meine Verhaftung ist vorgesehen, der Sheriff ist beauftragt, mich ins Gefängnis zu bringen.

Plötzlich ergreift mich ein heftiger Widerstand. „Silberfeder“ hat mir viel von seinen Kampftechniken erzählt und mir selbst einige beigebracht. Ich stürme zur Tür, reiße den Sheriff zu Boden, im Hof finde ich ein Pferd, das lose angeseit ist, ich springe auf seinen Rücken und jage davon.

Der Sheriff folgt mir. Er ruft mir nach, ich solle anhalten. Dann höre ich den Knall seiner Pistole. Mein Hals ist getroffen, die Schlagader durchtrennt. Noch wenige Meter, dann taumele ich vom Pferd.

Ein schneller Tod. Besser als das Ertrinken im kalten Fluss. Für was und für wen hätte ich leben sollen? Ich verblute am Boden. Alles ist gut.

14.6.2006

Clemens – Lucia

Liebe Lucia! Meine Krankschreibung dauert noch zehn Tage – das sei das Minimum für meine angebrochenen Rippen, meint der Arzt.

Schmerzen spüre ich nur bei zu schnellen, unruhigen Bewegungen. Doch wenn ich an die Wand gelehnt aufrecht auf meiner Schlafmatratze sitze und meinen kleinen Laptop auf den Knien habe, funktioniert das Schreiben wie immer.

Um meine Ausländerschüler tut es mir leid. Man hat im Moment noch keine Vertretung für mich. Es genügt ja nicht, einfach Deutsch zu sprechen, man muss auch ein bisschen in der Sprache der Schüler zu Haus sein, um es verständlich zu vermitteln.

Hier wieder ein paar neue Übersetzungen von Dalborg-Gedichten. Bei einigen fand ich keine Überschriften, also füge ich auch selbst keine hinzu.

An Zeit fürs Übersetzen mangelt es mir nicht im Moment.

Ich denke oft nach über das, was ich über das Leben von Dalborg erfahren habe.

Welche Gedichte hat er geschrieben, bevor ihn dieses schreckliche Unglück traf und er nach dem Brand seines Hauses so grausam entstellt war?

Welche Gedichte danach?

Wie konnte er weiterhin Glück fühlen?

Ich suche nach dem Bruch in seinen Gedichten und finde ihn nicht.

*Mit lieben Grüßen
Dein Clemens*

*Gemeinsam
die Stunden heimtragen
ins große Räderwerk
aller Aufgänge,
Untergänge, Zeitenkammern,
dem sie entfielen.*

*Gemeinsam
die Muster suchen
im großen, aufgefalteten Leidenstuch.*

Warten, was sich
erschweigt in unserer Mitte.

Mein Ohr,
in das Stunde für Stunde
Windstimmen rinnen –

Wenn sie dich wecken
unter den Schlafbinden
der kleinen Geräusche –
du großes Auge.

Ohrmuschel,
großer See,
großer Blauspiegel des Himmels.

Ohr – großer Meerhimmel,
in dem die Gestirne schwimmen.
Meertiere mit Schlaflosstimmen,
Traumaugen, Wachaugen,
Augen gefüllt mit Lichtfragen,
Kiemen- und Schuppenkleider
mit Jahresringen aus Licht.

Mensch neben Mensch –
 das ist -:
 Stern und Stern.

Milchstraßenwanderer,
 versiegelte Botschaftenwerfer,
 Nachtaugen unerschlossener
 Sonnenhelle, ewigkeitsalt,
 Kopf – oder Herzgestirn eines Sternbilds.

Sonnenriesen und weiße Zwerge:
 mit ihren Geschichtsplaneten,
 den Schicksalsmonden,
 den Bahnen heller Kometen –
 brennende Freiheitsfackeln.

Den Kraterschatten öder Trabanten.
 Der Trunkenheit eigner Musik.

Gegenwärtig in Lichtjahrunendlichkeit.

Auch ich bin Stern.

Für W.

Dich treiben sehn, flügellos,
 blind auf den Klippen –

Dir deine Krankheiten lassen,
 die du liebst,
 die mich quälen –

dir deine Festungen lassen,
 deine bunten Armutsverliese,

die niemand auflichten kann
als du selbst.

Manchmal wache ich auf –
in dein Gesicht gelehnt -:
eingewachsen in dich.

Immer noch wachse ich so:
Rosenbusch,
der sich in deine Gitter verfängt.

Welche Gefangenschaft!

Welche Liebe, dich ganz zu umklammern.

x x x

Wenn alle Gräben der Trennung
durchschritten sind –

Das dunkle Nass aller peitschenden,
menschenreißenden Wasser
gekostet ist –

Wenn alle Pfad-Engen über Gebirge
glühend gewandert sind –

Wenn alle Wegmarken der Furcht
dem Körper eingeschrieben sind
als leuchtende Wundzeichen –

Wenn jedes Staubkorn auf meinen Lippen
geheim deinen Namen ruft,
ohne ein Antwortwissen –

Selbst deinen Namen verlierend,
nach hundert neuen ihn wiederfindend,
wiederbeschwörend –

Wie anders werde ich dich umarmen.

Stehen
auf hürdendem Weg.

Nicht weiter wissen.

Kein Weg, der dir zuwächst;
wegloses Land.

Später, am Ziel,
wirst du die Landkarten finden,
alle Wege
deiner geröllschweren Schritte
seit langem
verzeichnet darauf,
die Stelle am Berg selbst,
wo du, ratlos,
den großen Lächelbaum pflanztest.

Du gehst zurück,
nimmst dir von seinen Früchten.
Alles ist dein.
Der Baum.
Du selbst.

Den natten – In dieser Nacht

Dämmerung, großer Fischzug,
über die Dächer treibend,
Dunkelträume auf Dunkeldächern –

ich bin deine Düne.

Ahne die Durchsichtigkeit
allen Gesteins, den winzigen Augenblick Zeit
zwischen Geburt und Verfall.
Nachtbrandung - lautlos umarme die Buchten.

Vielleicht dass heute die große
seefahrende Liebe uns streift.
Uns umflügeln wird,
echoleicht.

Dass der Blitz eines fallenden Sternes
uns wirklich macht.
Unser Angstkleid verbrennt.
Unsere Zungen löst
aus den Zwietrachthäfen.

Dass wir unsere Narben, die stolzen
Leidensorden, verschenken,
anheften
dem Wind Nimmerwiederkehr.

Heimkehren in den Meerleib der Wunder.

Abgestoßen
die Schlammhaut der Städte,
den dunklen Raupentunnel –

Ich kehre heim
in die tausend Funkelkammern
hinter dem Schmerztor.

Bin ich dir unsichtbar?

Immer öffnen die Goldvorhänge.
Sammeln die Feierstunden des Lichts.

Komm mit in
meine Unsichtbarkeit!

Neue Gesprächsstraßen bauen,
aufleichten die alten,
oft gegangenen,

Einander aufsternen,
mit unverbrauchten Worthänden.

Min egen bedömming och pris – Mein eigener Stern und Kurs

Komm mit auf den Fluss,
das Schiff, mitten im Nebeltag.

Das Grauland der felsigen Ufer
durchfreuen
mit neuen Farben der Lust.
Mit Lächelsignalen die schlafenden
Küsten schrecken.
Funkelnde Lächellaken
als Wimpel hissen.

In sternlose Nachthorizonte
neue Fahrtrinnen kerben.
Vernichtungsgewitter durchreisen im Spiel –
immer neu
um des größeren Wissens willen:
Wir sind unvernichtbar.

Heimkehrend aus den Schauspielen
des Bösen, in die wir stürzten,
Sümpfe der Süchte, der Schrecken,
angedunkelt, zeitalterlang,
vom schwarzen Traum der Erde –

benennen wir ihren Sinn:
Wir wurden unseres Gutseins gewahr
in unbestechlicher Klarheit,
unseren tieferen, unwiderstehlichen;

unserer Schönheit gewahr,
der eigenen Helle und Kraft.

Kristallen und gläsern geworden
in den gewesenen Klagestunden –

nun wieder angerührt,
schwebend leicht,
vom schimmernden Zustand des Glücks –

Große Seele: mein Schiff
der tausend Glückskammern.

Treibend durch Ozeane
tausendstufiger Zartheiten,

Zärtlichkeitswasser,
Mächtigkeiten, tausendstufiger
machtvoller Zartheitsgewalt.

Heimkehrend, wunschlos,
in die schlanke Flamme meiner Freude –

Nur noch mein eigener Stern,
mein eigener Kompass, mein Kurs.
Mein sicheres Segel. Mein Sinn.

Mein Selbstverwundern. Meine Musik:
der helle Gesang der Lust.
Strömend über dem Wasser
aus klarem Ernst. Aus dunkler
purpurner Tiefe.

Mein eigener Stern und Kurs.
Frei in der Ausfahrt zu allen
benachbarten, allen entlegenen
Freundschaftsküsten.

Frei in der Einsamkeit.

Den sena musik - Die späte Musik

Der Fuß sucht
die Stiege der klingenden Brücke.

Der Traumleib silbern und leicht.

Abgewaschen die Schatten,
die Graulandfarben
der tausendjährigen Rußzeit.

Schritt um Schritt auf der Brücke –
er hat nur die andre verlassen,
die über Staubältern,
die mit den Schächte-umwächternden
Dunkelpfeilern.

Tief geborgen
im purpurn flutenden Ernst,
der Flugschritt der Schwellen entsteigt
ins Schwerelose.

Bögen sanft über Bögen gewölbt
brücken sich fort
von Küsten- zu Küstenrücken.

Silbern sich ein in die Lichtinseln.

Ein wandernder Dom
der Kreuzgänge, Kreuzkuppeln;
geschichteter Mitternachtshimmel.

Das Ziel
ist nur immer
der kleine Herzraum im Sonnenschiff.

Die goldene Luft darin.

Hell durchzittert von Liebesblitzen.
Feierfülle der Stimmen.
Warm und nah
wie zum Essen und Trinken.

Heilig heiteres Lichtgold.

Das Du und Du ist so klar.
 Muschelt sich ein in die Herzohren;
 flicht die Herzhände ein
 in die Gestirnkette aller Ursprünge:
 ein Händekreis durch das All.

Um Dunkel- und Freudeerden,
 um Licht- und Schattenmilchstraßen,
 alle sie bergenden,
 einbrüdernden
 Schöpfungsringe.

17.6.2006

Clemens – Marja

Liebe Marja, du und ich, wir haben uns immer sehr offen ausgetauscht. Die jetzige Geschichte schreibe ich nur für Dich.

Sie beginnt mit dem einfachen Satz: Ich liebe dieses Roma-Mädchen Arjona.

Und sie liebt mich.

Es ist der glücklichste Gedanke, den ich im Moment aussprechen kann, wie es auch der am meisten verwirrende und quälende ist.

In der Nacht wachte ich auf von einem Geräusch, jemand ging ins Bad, eins von den Roma-Geschwistern, ich drehte mich um zum Weiterschlafen.

Dann schob sich plötzlich ganz leise die Tür zu meinem Zimmer auf, und Arjona stand vor meiner Matratze, in ihrem Seidennachthemd.

Ich fragte sie, was sie wolle, sie gab keine Antwort.

Mein Ton wurde schärfer. Ich sagte, sie müsse sich verlaufen haben und sie solle sofort in ihr Schlafzimmer zurückkehren.

Also ging sie, doch nicht in ihr Schlafzimmer, sondern noch einmal ins Bad. Von dort hörte ich plötzlich ihr Schluchzen.

Ich hatte sie ziemlich barsch weggeschickt, jetzt vernahm ich ihr Weinen. Ich richtete mich auf meiner Matratze auf und rief sie. Als sie wieder in meiner Tür stand, winkte ich sie neben mich, und ihr Schluchzen ließ endlich nach.

Auch ihre jüngeren Geschwister weinen gelegentlich nachts. Es ist der Kummer um ihre Eltern, die im Kosovo unter falscher Anklage im Gefängnis sitzen. Als Romas können sie, wie Du weißt, kaum ein faires Gerichtsverfahren erwarten. Vielleicht geht es für die Mutter glimpflicher aus. Doch ihren Vater werden sie möglicherweise über viele Jahre nicht wiedersehen.

Und damit schluchzte sie wieder. Ich legte meinen Arm um sie und drückte sie sanft und tröstend an mich.

Wir sahen einander nicht an. Sie saß sanft an mich geschmiegt und streichelte die Hand meines rechten Arms, der über ihre Schulter hing. Kein Schluchzen mehr. Dann hatte auch sie ihren Arm um meinen Nacken gelegt.

Augenblicke später ließ sie sich auf mein Kopfkissen fallen und zog mich mit. Wir lagen Gesicht zu Gesicht. Ich tastete ihre fein geformten Brauen ab, ihre Nase, die Lippen, das Kinn, auch sie tastete meinen Kopf ab, ihr Mund rückte näher, mehr und mehr vereinnahmte mich ein Strudel des Glücks, wir küssten uns, viele Male.

Es war Liebe. Es war Wärme und Nähe. Es war ganz plötzlich nahe dem Glück, wie ich es nur aus der Beziehung mit meiner Frau kannte.

Dann kam ein unmissverständliches Zeichen: Arjona öffnete ihr Nachthemd und legte wieder eine ihrer Brüste frei. Sie tat es, nach den vielen Küssen, mit so erwartungsvollem und zugleich natürlichem Blick, dass ich ihre Brust zu streicheln und ebenfalls sanft zu küssen begann. Auch ihre andere Brust legte sie frei.

Da hörte ich ein Geräusch. Dies war die Sekunde, in der es mir noch eben gelang, den „Absprung“ zu schaffen - bevor dieser Sog und Rausch mich ganz überwältigte. Ich rollte mich einen halben Meter zur Seite.

Wieder hörte ich ein Geräusch von der offenen Tür. Swea, die jüngere Schwester. Hatte sie uns beobachtet? Während dieser Sekunde lag ich abgewandt. Und doch, das Bild, das wir boten, Arjona und ich, Seite an Seite auf meiner Schlafmatratze, konnte in Sweas Kopf jede denkbare Fantasie auslösen.

Mit einem Ruck saß ich wieder aufgerichtet und blickte sie fragend an. Sie klagte, so wie zuvor ihre Schwester, nicht schlafen zu können. Sekunden später saß auch Arjona aufgerichtet auf dem Matratzenrand, und sie winkte Swea an ihre Seite. Diese begann dasselbe Klagelied um die Eltern, ich fühlte, ihr Schmerz war echt, schließlich begann auch sie zu schluchzen. Nach weiteren zwei Minuten erschien dann Levin im Zimmer, der erst Dreizehnjährige, er nahm kurz darauf ebenfalls auf der Matratze Platz und fing wie die Schwestern zu schluchzen an. Die Geschwister steigerten sich in das Crescendo eines lang andauernden gemeinsamen „Schluchzkonzerts“ hinein, es rollten fortwährend Tränen und ich versorgte jeden mit Papiertaschentüchern.

Es wäre unmöglich gewesen, sie danach einfach in ihre Zimmer zurückzuschicken. Und noch ehe ich diesen Vorschlag selbst machte, zog jeder seine Matratze in mein Zimmer und ließ sie andocken an meine, das Wei-

nen hatte aufgehört, und alle sprachen nun nur noch flüsternd. Mehr und mehr wurde es über allen Matratzen still, Levin war eingeschlafen, dann auch Swea, schließlich Arjona.

Auf unser gemeinsames Schlaflager fiel durch die Fenstergardinen spärlich Licht, die Decken bewegten sich unter den gleichmäßigen Atemzügen leicht auf und ab. Alle drei schliefen friedlich.

Ich hatte niemals so viel Liebe empfunden gegenüber Menschen, die nicht Teil meiner Familie waren. Oder waren sie es inzwischen doch?

Ich schwor ihnen, meinen drei schlafenden kleinen Gästen, dass ich alles in meiner Macht Stehende tun würde, um sie zu schützen. Jeder, der sich in finsterner Absicht in eine gefährliche Nähe zu ihnen wagte, würde meinen Zorn zu spüren bekommen und darunter zer-malmt werden. Diese Kinder waren mir anvertraut. Ich liebte sie – liebte sie mit der Macht eines Schutzengels, dem jede Furcht, jede Schwäche fremd sein musste.

19.6.2006

Liebe Marja, ich schrieb Dir, dass Levin meinte, den Großvater der verfeindeten Albaner-Familie hier in der Stadt gesehen zu haben. Ob er es damals tatsächlich war?

Nun kam es zu einem anderen Vorfall, der mich seitdem beunruhigt.

Ich war mit den Roma-Geschwistern erneut zu einem entfernten weitläufigen Park gefahren, den wir schon zweimal besucht hatten. Es war ein herrlicher sonniger Tag, ich packte ein Federballspiel, zwei Frisbee-Scheiben und einen alten Lederball ein. Die Geschwister hatten sichtlich Spaß, vor allem mit den Frisbee-Scheiben, und

sie nahmen auch Kontakt mit anderen spielenden Kindern auf. Ihr Deutsch ist inzwischen so gut, dass sie sich ausreichend verständigen können.

Ich blieb nahe bei ihnen auf einer Parkbank. Leider war mir das Mitspielen wegen der angebrochenen Rippen noch nicht möglich. Noch immer bewege ich mich mit Hilfe einer Krücke. Doch es wird mit jedem Tag besser.

Ich geriet in ein Gespräch mit einem anderen Mann auf der Bank, ein älterer Literaturprofessor. Er hatte einige skurrile Ansichten, doch das Gespräch begann mich zu fesseln, und ich verlor die Geschwister für eine Zeit aus den Augen.

Dann machte ich mich auf die Suche nach ihnen – sie waren weit und breit nicht zu sehen. Ich rief Arjona auf ihrem Handy an. Doch sie meldete sich nicht. Ich probierte es immer erneut, mit wachsender Unruhe.

Endlich erhielt ich einen Anruf von ihr. Sie beschrieb mir die Stelle im Park, wo sie sich mit den Geschwistern aufhielt. Dort trafen wir uns dann wieder.

Welche Erleichterung! Doch alle drei hatten verstörte Gesichter und sie erzählten mir dies:

Sie hatten eine Weile im Gras gesessen, plötzlich merkte Arjona, sie hatte ihr Handy verloren. Während alle drei im Gras danach suchten, sprach sie ein noch jüngerer Mann an. Er zeigte ihnen ein Kärtchen, er war Agent einer Agentur, die Models suchten. Arjona und Swea waren ihm aufgefallen, er sagte ihnen, er sähe für sie gute Chancen in diesem Geschäft. Er zeigte ihnen auf seinem Handy Bilder von Models, die seine Agentur schon unter Vertrag hatte, schöne junge Frauen und schöne Mädchen.

Levin fiel plötzlich auf, dass ein anderer Mann, ein schwarzhaariger kleiner, aus der Ferne sie fotografierte. Der Schwarzhaarige kam näher. Dann zog er ein Handy

aus seiner Tasche und fragte in ihrer Muttersprache, ob es jemand von den dreien verloren habe. Es war Arjonas Handy.

Jetzt kam es: Er wusste die Namen der drei und er sagte ihnen auf den Kopf zu, sie seien hier in Gefahr. Durch einen Roma-Freund wusste er, dass man hier drei Jugendliche aus dem Kosovo suchte, in genau ihrem Alter.

Die beiden Männer flüsterten miteinander, offenbar kannten sie sich. Der Schwarzhaarige bot den Roma-Geschwistern an, dass er und ein paar seiner Freunde sich um ihren Schutz kümmern könnten. Allerdings: nicht völlig umsonst.

Als die Geschwister sich verabschiedeten – Gott sei Dank ohne sich auf eine Abmachung einzulassen – sagte er ihnen noch: Sie sollten an ihre Eltern denken. Das klang wie eine Drohung. Offenbar wusste er auch über die Eltern Bescheid.

Die drei waren klug genug, nicht auf direktem Weg zu mir zurückzukehren. Stattdessen schlugen sie einen fast entgegen gesetzten Parkweg ein. Arjona ignorierte das Handyklingeln. Erst als sich alle drei außer Beobachtung glaubten, rief sie mich an.

Ich fuhr mit den Geschwistern nach Haus.

Ich recherchierte in meinem Laptop, was es mit der Agentur für Models auf sich hat. Es schien auf den ersten Blick halbwegs seriös. Doch dann entdeckte ich etwas versteckt ein Link, das auf Seiten mit immer jüngeren Mädchen führte, einige waren busenfrei. Für ein noch weiteres Link musste man zahlen und Mitglied werden. Genau dies hatte ich bereits vermutet.

Die Model-Masche, die Model-Falle. Wenn die beiden, der Agenturvertreter und der Schwarzhaarige, zusammgehörten, dann passte dazu auch das „Schutzan-

gebot“: Beide glaubten, die beiden Mädchen so in die Enge treiben zu können und „gefügig“ zu machen. Es war die Bezahlung für ihren „Schutz“.

Doch es blieben weitere Fragen.

Woher hatte der Schwarzhaarige seine Informationen?

War er tatsächlich ein Roma, so musste er in keinem Kontakt mit den Verfolgern aus dem Kosovo stehen. Doch war dies sicher?

Ich spürte Beklemmung. Ich sprach es jetzt deutlich aus: Eine gute und sichere Lösung wäre nur ein neues, ein weit entferntes Asylantenheim.

Die Mädchen protestierten sofort, sie begannen schließlich zu weinen, dann weinte auch Levin. Und auch mir war elend zumute. Es wäre die Trennung, wahrscheinlich für immer.

Da kam mir ein Gedanke, den wir mit viel Aufwand sogleich in die Tat umsetzten:

Wir veränderten alle drei in ihrem Erscheinungsbild.

Die Wirkung war frappierend.

Alle sind sie nun hellblond, und Arjona und Swea haben kurz geschnittene Haare. Ich hatte eine dicke Hornbrille im Haus, jeder probierte sie, nun werde ich zwei weitere dickrandige Brillen besorgen.

Es bliebe sogar ein weiterer Schritt: Levin optisch in ein Mädchen zu verwandeln. Das behalte ich zunächst noch für mich.

Und nun wieder zur Nacht:

Erneut stand Arjona im Türrahmen.

Doch schon wenige Sekunden später bemerkte ich hinter ihr eine zweite Gestalt: Swea.

Eifersucht? Neugier? Jedenfalls war die jüngere Schwester gefolgt. Und sie dachte nicht daran, wieder umzukehren und zu verschwinden.

Wir tauschten halb flüsternd ein paar freundliche Sätze, beide saßen nun auf dem Boden, gegen den Türrahmen gelehnt. Schließlich verging eine halbe Stunde, indem wir einfach so plauderten, dann sagten wir uns ein zweites Mal „Gute Nacht“ und beide verschwanden wieder in ihrem Schlafzimmer.

Es wäre nicht möglich gewesen: Swea allein ins Schlafzimmer zurückzuschicken.

Das war auch Arjona vollkommen klar.

Vielleicht ist es besser so: dass diese Nachtstunde, in der wir Küsse tauschten, etwas Einmaliges bleibt.

Gewiss, ganz gewiss ist es besser so.

20.6.2006

Heute stand der zwölfjährige Tjark wieder vor meiner Haustür. Erneut hatte er Blutergüsse im Gesicht, dazu eine aufgeschlagene Lippe, und er berichtete mir in seinem gebrochenen Englisch, das Lager, das sie sich im Abrisshaus eingerichtet hatten, sei ausgeraubt worden. Alles war fort, was sie dort über Tage gesammelt hatten.

Die zwei jungen Männer, die mit ihm dort wohnten, sahen die Schuld bei ihm, er hätte das Lager verraten. Jetzt sollte er ihnen alles, Stück für Stück, wieder beschaffen, sonst würden sie ihm – und er machte die Geste des Kehledurchscheidens.

Auf keinen Fall wollte er zum Arzt. So nahmen sich Swea und Arjona seiner an, sie desinfizierten die Wunden im Gesicht und legten sechs Pflaster auf. Sie lachten am Ende und ließen den sechsfach gepflasterten Tjark in einen Spiegel blicken, und für einen kurzen Moment lachte auch er.

Also, Tjark ist zurück. - Sollte ich ihm in der Kellerwohnung eine neue Chance bieten? Ich blickte in dieses gepflasterte zerknirschte Gesicht, und sah seine Furcht –

die Furcht vor seinen Verfolgern und weiteren schrecklichen Schlägen.

Also, ich musste ihm diese zweite Chance geben.

Dann geschah etwas Weiteres, vielleicht Wichtiges an diesem Tag. Ich weiß noch nicht sicher, wie ich es einordnen soll. Doch es könnte uns, den Roma-Geschwistern und mir, möglicher Weise einen Teil unserer akuten Angst nehmen.

Ich hatte eine Zeitung vom Kiosk mitgebracht. Am Nachmittag lag sie auf meinem Küchentisch, plötzlich sah ich die Geschwister darum versammelt, sie sprachen in ihrer Sprache, leise und aufgeregt, sie stritten sich, um dann doch wieder einer Meinung zu sein.

Dies war der Anlass: Auf der Rückseite der Zeitung befand sich das Bild eines älteren Mannes mit braunem knochigem Gesicht und fast kahlem Kopf. Der Mann war ausgeraubt und tot in einem Gebüsch hinter Müllcontainern entdeckt worden war. Die Polizei bat um Hinweise. Die Geschwister meinten ziemlich sicher, ihn zu erkennen: Es war jener Großvater der verfeindeten Albaner-Familie.

Hätten sie recht, so müssten wir uns vor seinen Nachstellungen nicht mehr fürchten. Doch ob dann sein Sohn oder ein anderer Angehöriger seines Clans käme?

Ich spürte, wie sehr die Geschwister wünschten, den gefürchteten Großvater in diesem Bild zu erkennen.

Ich bin noch vorsichtig, ob sie recht damit haben.

Und was geschah nachts?

Wie zuvor standen zwei junge Mädchen in meiner Tür: Arjona und Swea. Ich erwarte es inzwischen kaum noch anders. Die Schwestern haben ihr Leben lang alles immer miteinander geteilt. Warum sollte es jetzt anders sein?

Arjona müsste schon ein deutliches Wort gegenüber der Schwester sprechen. Doch es wäre genau der Moment, in dem sie ihr Geheimnis verraten hätte.

21.6.2006

Liebe Marja, inzwischen hatte ich auch wieder Kontakt mit der iranischen Familie, von der ich Dir berichtete. Zunächst telefonierte ich, dann besuchte ich sie, da es direkt auf meinem Weg lag, in ihrer neuen Unterkunft.

Sie leben, nach dem Rauswurf, in einer Kellerwohnung, direkt unter der Wohnung eines iranischen Freundes. Der Vater ist wieder aus dem Krankenhaus entlassen, allerdings ist er noch nicht arbeitsfähig. Schlimmer traf es seinen Cousin, der - nach den harten Tritten gegen seinen Kopf - auf der Krankenstation im Koma liegt.

Ich ahnte zu diesem Zeitpunkt noch nicht, in welcher Gefahrenlage ich mich selber plötzlich damit befand.

Wie zu erwarten, hat der Hausbesitzer das selbsterwirtschaftete Eigentum der iranischen Familie einbehalten. Im Moment kümmert sich ein Anwalt darum, den Mietvertrag mit der völlig überhöhten Mietforderung selbst anzufechten, doch die Klage wird nur geringe Chance haben. Die Krux ist, dass der iranische Vater und seine Frau unterschrieben haben - wohl in einer damaligen Notlage. Liest man das Kleingedruckte, so sieht man, dass eine solche Unterschrift den Vermieter verbindlich schützt und bevorzugt, auch wenn er ein skrupelloser Geldhai ist und andere schamlos ausbeutet.

Gott sei Dank gibt es heutzutage in vielen Ecken der Stadt Secondhand-Läden, auch für Möbel. Man erhält sie mit etwas Glück zu weniger als einem Drittel des sonst üblichen Ladenpreises, fast unbenutzt oder doch neu aufpoliert und ohne Abnutzungsspuren. Die iranische Familie hat bereits davon Gebrauch gemacht.

Leider hat die Kellerwohnung nur wenig Licht.

Nun zu mir, den noch eine unangenehme Überraschung erwartete.

Als ich zum Auto zurückkehrte, warteten zwei Männer auf mich. Ich erkannte sie schnell – es waren der Hausbesitzer und sein Bruder. Ich hatte gegen beide als Zeuge vor der Polizei ausgesagt. Nun gab es diesen äußerst prekären Verlauf, dass der Cousin des Iraners im Koma lag. Es war mit dem Schlimmsten zu rechnen – dass er bleibende Schäden behalten würde, die Ärzte bewerteten die Verletzungen als so schlimm, dass nicht einmal sein Überleben sicher war.

Das bedeutete für den prügelnden Hausbesitzer, seinen Bruder und dessen Sohn, dass eine Anklage wegen Todschlags auf sie zukommen könnte, vielleicht sogar wegen versuchten Mords. Die beiden Männer vor meinem Auto ließen ein Taschenmesser blitzen und machten mir klar, dass dieses Messer an meiner Kehle sitzen würde, sollte ich meine Aussage bei der Polizei wiederholen. Mehr noch, sie verlangten, ich solle die Aussage zurücknehmen. Ich sollte ihre Version, diese völlig skurrile, sie hätten nur einen Streit schlichten wollen, bestätigen.

Ich beschränkte mich auf ein Kopfschütteln und wollte ins Auto steigen. Da griff mich der eine der Männer am Arm und Sekunden später spürte ich einen stechenden Schmerz – er hatte mir den kleinen Finger zurückgebogen und dabei zerbrochen.

Ich musste wieder einmal ins Krankenhaus. Dort saßen im Wartezimmer bereits über zwanzig andere Notfälle und warteten auf ihre Verarztung. Ich überlegte, nach Haus zu fahren, die Geschwister warteten auf mich, Swea hatte Geburtstag und ich hatte eine kleine Party versprochen und entsprechend reichlich eingekauft.

Doch die Schmerzen nahmen zu und der gebrochene Finger begann blau anzulaufen. So rief ich Arjona an, ich erklärte ihr den Fall und bat sie, mit der Geburtstagsparty schon ohne mich zu beginnen. Als ich endlich an der Reihe war und die ersten Röntgenaufnahmen gemacht wurden, zeigte die Uhr halb elf. Ich rief wieder an, doch diesmal nahm niemand ab. Schließlich war es, als ich das Krankenhaus mit einem eingegipsten Finger verließ, bereits nach Mitternacht.

Ich hörte laute Musik aus der Kellerwohnung.

Was ich dann sah, konnte mir nicht gefallen: In allen Ecken standen leere und halbgeleerte Flaschen herum, alkoholische Getränke dabei, wie ich rasch feststellte, und die Spur führte zweifellos zu einem jungen Mann namens Attila, den ich vor etwa drei Wochen bereits einmal aus dem Haus geworfen hatte.

Tjark hatte ihn wieder hereingelassen. Attila saß grinzend und rauchend in einer Ecke, den Arm um Arjonas Schulter gelegt, und auch Tjark rauchte, ebenso Levin.

Als ich sie zur Rede stellte, merkte ich, dass sie völlig „zugedröhnt“ waren, leider auch Arjona und Swea. Attila hatte die ganze Runde mit selbstgedrehten Haschischzigaretten versorgt und wohl auch mit anderen Drogen. Offenbar sahen er und Tjark dies als harmlosen Partyscherz und bis zu diesem Moment zeigte sich die „gesamte Mannschaft“ gut aufgelegt.

Auf dem Boden ein Chaos von aufgebrochenen Chipsütten, Ketchup-verschmierten Pappen mit halb gegessenen Würstchen und Bouletten. Fetziges Musik.

Ich stellte sofort die Musik ab. Dann ging ich von einem zum andern und zog ihm die Haschischzigarette aus dem Mund. In mir tobte ein Wutausbruch, der sich jedoch höchstens auf meinem Gesicht spiegelte und so

auch niemanden besonders beeindruckte. Schließlich gab ich mit scharfer Stimme ein Kommando zum Aufräumen und erklärte die Party für beendet.

Das war schon wirkungsvoller. Alle folgten meinem Kommando, auch Attila. Nach einer halben Stunde sah der Kellerraum wieder halbwegs bewohnbar aus. Ich winkte die Geschwister hinauf in ihre Zimmer. Attila befand sich wieder auf der Straße. Tjark ließ diesmal keine Absicht erkennen, ihm dorthin zu folgen, und ich schloss ihn in der Kellerwohnung ein.

Mein Entschluss steht fest, ihn ins Asylantenheim zu bringen, meine Geduld ist erschöpft. Dabei waren die letzten Tage mit ihm eigentlich hoffnungsvoll verlaufen. Er kam häufig in die Wohnung hinauf, nicht nur zu den gemeinsamen Mahlzeiten, und mit Levin schien sich etwas wie eine Freundschaft zu entwickeln.

Alle drei Geschwister waren diesmal nach nur wenigen Minuten in einen tiefen Schlaf fortgetaucht.

Ich allerdings lag noch lange wach.

Mein schmerzender Finger erinnerte mich, dass ich eine unmissverständliche Drohung erhalten hatte.

Soll ich zur Polizei gehen und den Vorfall melden?

Doch welchen Schutz könnte man mir versprechen? Personenschutz wegen eines gebrochenen Fingers?

Ich muss es nicht sofort entscheiden.

Und vor einem Vierteljahr wird es keinen Gerichtstermin und keine erneute Anhörung geben, eher später.

Was ich Stunden zuvor mit jenen zwei Männern erlebt habe, wird mich auch in Zukunft nicht am eigentlich Guten im Menschen zweifeln lassen. Doch in einigen liegt es in der Tat tief, tief verschüttet.

*Wie immer herzlichst
Dein Clemens*

24.6.2006

Lucia – Clemens

Der Tod durch den Strang – kein einfaches Sterben. Der Körper reagiert mit verzweifelter Abwehr. Dann kommt ein Punkt der Resignation, die plötzlich umschlägt in etwas wie Hochgefühl: Es ist geschafft, du bist frei.

Damit erwachte ich dieses Mal.

Ich erzähle es Dir von Beginn.

*Liebe Grüße
Deine Lucia*

Die Herrnhuter im frühen Amerika Tod durch den Strang

Diesmal sehe ich mich zunächst als kleinen Jungen. Ich lebe mit meiner Familie in einem Dorf einfacher Holzhäuser, der zentrale Platz ist die ebenfalls aus Holz erbaute Kirche. Vater und Mutter legen viel Wert darauf, dass wir vor und nach dem Essen ein Tischgebet sprachen. Der sonntägliche Besuch in der Kirche ist absolute Pflicht, ein Fieber ist kein Grund, der Kirche fern zu bleiben.

Die Bibel ist das wichtigste Buch im Haus und oft wird uns daraus vorgelesen. Zu meiner Familie gehören eine jüngere Schwester und ein älterer Bruder. Streitigkeiten gibt es unter uns kaum. Wir werden immer ermahnt, an den „Herren“ zu denken, der alles sieht, und der wollte, dass es keinen Hass unter uns Menschen gibt.

Das Gebiet war einmal von Indianern besiedelt. Man sieht einige von ihnen hin und wieder ins Dorf kommen. Die waren von den geistlichen Männern der Gemeinde missioniert und getauft worden, wie man mir erklärt. Zugleich erzählt man sich,

dass die Indianer auf andere Siedlungen weißer Männer und Frauen oft blutige Überfälle ausüben. Ungetaufte Indianer sind gefährlich, und es ist immer besser, ihnen aus dem Weg zu gehen.

Ich erfahre, dass meine Eltern Auswanderer aus Böhmen sind, wie fast alle andern im Dorf, und man spricht Deutsch. Alle leben hier fromm und anspruchslos, so wie meine Familie. Nur deshalb kommen sie auch in Frieden mit den Indianern aus. Das aber sollte sich schließlich als Täuschung erweisen.

Der Ort heißt Salem und die landwirtschaftliche Enklave, die die Leute im Dorf ernährt, hat einen Namen wie Wachowia. Die meisten hier arbeiten in der Landwirtschaft, auch wir Kinder müssen im Sommer häufig mit anpacken, es beginnt mit einem frühen Aufstehen und endet erst am späten Abend. Doch niemand hungert.

Die Leute nennen sich die Herrnhuter Brüdergemeinde, das Leben richtet sich streng nach den Regeln der Bibel, das oberste Gebot ist, mit allen Menschen in Frieden zu leben. Beim Pfarrer lernen wir einige besondere Dinge. Er erzählt uns, was hier allgemeiner Glaube ist: dass im Blut des gekreuzigten Jesus kleine Blutwundenfischlein schwammen, die den Schmerz milderten, außerdem gab es die Wunderbienen, die seine Wunde befruchteten und Bluthonig daraus saugten. Und zu diesen zwei Wundertieren gehörten auch die Kreuzvögelin, die Jesus am Kreuz trösteten.

Mit etwa fünfzehn habe ich meine erste Liebe im Dorf, ein blondes Mädchen nur ein paar Häuser entfernt, doch wir sagen es uns nur mit den Blicken, keiner hätte eine Berührung gewagt. Mein sicherer Entschluss ist es, sie später zu heiraten.

Da geschieht es:

Ein Trupp berittener Indianer fällt in unser Dorf ein, wir kennen den Grund nicht. Unsere Mutter öffnet arglos die Tür und ein spitzes Beil saust auf ihrem Kopf nieder, sie ist auf der Stel-

le tot. Kinder und Jugendliche wurden von den Indianern meistens verschont. Trotzdem: mein Bruder und ich versteckten sich im letzten Moment. Unser Vater ist für ein paar Tage in eine andere Herrnhuterbrüdergemeinde gereist, so gibt es keine weiteren Toten im Haus. Noch über fünf andere Häuser fallen die Indianer her, vier stecken sie in Brand.

Plötzlich reiten sie wieder davon, doch sie machen noch einmal halt vor unserem Haus, zerren unsere Schwester auf eines ihrer Pferde und nehmen sie einfach mit.

Als der Vater zurückkommt, begreift er nicht, dass wir Brüder unsere Mutter und unsere Schwester nicht beschützt haben. Er ist ein großer grober Mann, der manchmal auch trinkt, und er hat eine Neigung zum Jähzorn. Der bricht jetzt heftig aus und er prügelt mit einem Feuerhaken auf uns ein. Mein Bruder verliert dabei einen Zahn, ich bin danach auf dem linken Auge fast blind.

Er wirft uns aus dem Haus. Wir sollten uns nicht mehr blicken lassen.

Wir wissen von einem anderen Dorf in der Nähe, eine englische Niederlassung, dorthin brechen wir auf. Wir suchen Quartier in einer verräucherten Wirtsstube, für die Nacht bezahlen wir mit einem Beutel Äpfel, die wir mitgenommen haben. Unsere Stimmung ist düster, wir besprechen uns, dass wir morgen bei irgendeinem Bauern anklopfen, um dort als Tagelöhner zu arbeiten.

In der abendlichen Wirtsstube kommen wir ins Gespräch mit einem bulligen Mann, der ein goldenes Armband trägt und von einer goldenen Taschenuhr die Zeit abliest. Er hat von unserer Arbeitssuche gehört und bietet uns selbst eine Arbeit an. Seine Arbeit ist, bei verschuldeten und zahlungssäumigen Farmern das Geld einzutreiben. Er führt eine Truppe von vier Männern an, einer von ihnen leidet an einem vereiterten Fuß, den man ihm wohl abtrennen muss - jedenfalls ist ihm eine Verstärkung seiner Truppe willkommen.

Er lädt uns zu einem Schnaps ein, sein Name ist Boris.

Am folgenden Tag kommt er wieder und rüstet jeden von uns mit einer Pistole aus. Der Mann mit dem vereiterten Fuß hat die Nacht nicht überlebt, die drei verbliebenen Männer sind alle bärtig und starren uns finster von ihren Pferden an. Ein Pferd ist jetzt herrenlos, mein Bruder und ich sollen es gemeinsam besteigen und mitreiten.

Wir kennen nur Ackergäule, manchmal haben wir auf ihnen zu reiten versucht, doch geübte Reiter sind wir nicht. Wir brauchen mehrere Anläufe, um auf dem Rücken des Pferdes zu landen, und die Männer schütteln sich vor Lachen. Dann bindet Boris, der bullige Anführer, das Zaumzeug unseres Pferdes mit einer langen Leine einfach an seines fest, wir haben jetzt nichts anderes zu tun, als uns sicher im Sattel zu halten.

Im dämmrigen Licht des späten Abends bricht die Truppe in ein umzäuntes Farmgelände ein, plötzlich fallen Schüsse. Man schießt auf uns aus dem Haus, einer der Männer ist an der Schulter getroffen und stürzt vom Pferd. Boris winkt uns zurück, wir sollen besser das Nachtdunkel abwarten.

Also kommen wir wieder, binden unsere Pferde fest und schleichen uns lautlos heran. An einem Baum kauert ein Mann, der raucht und Wache hält, er wendet uns den Rücken zu, bevor er Zeit findet, seine Waffe zu ziehen, hat Boris ihn erschossen. Die Männer dringen ins Haus ein. Fortwährend hören wir Schüsse. Als die Männer zurückkehren, entnehmen wir ihren Reden, dass „nichts mehr im Haus lebendig“ ist, sie sind zufrieden. Sie tauschen Uhren aus, ihr wichtigstes Raubstück sind zwei Truhen, in denen es klirrt, sie sind gefüllt mit Münzen und Schmuck.

Von Boris hören wir, der Mann in der Farm sei ein gesuchter Betrüger gewesen, und somit sei diese Bestrafung gerecht.

Mein Bruder und ich fühlen Unbehagen. Doch wir haben unser Zuhause verloren. Wo sollen wir hin?

Es folgen weitere nächtliche Überfälle, fast immer fallen Schüsse, doch nicht immer wird getötet. Mein Bruder und ich übernehmen die Funktion von Wachposten. Einmal sollen wir an einer Tür klopfen, um den Bewohner herauszulocken. Boris will ihn angeblich nur zur Rede stellen, doch dann, als zwei weitere Bewohner erscheinen, beide bewaffnet, endet alles in einem Blutbad. Mehr und mehr wird uns klar, wir sind an eine Räuberbande geraten.

Auch für uns fällt jedes Mal etwas von der Beute ab. Nachts gibt es ein Lager im Wald, man brät Fleisch und viel Schnaps macht die Runde, das Zeug schmeckt widerlich, doch wir Brüder versuchen kräftig mitzuhalten. Boris imponiert uns, und er verhält sich uns gegenüber väterlich. Gleichzeitig haben wir den Gedanken im Kopf, uns bei der nächsten günstigen Gelegenheit aus dem Staub zu machen.

Unser Fluchtversuch scheitert kläglich. Man sagt uns: Würden wir flüchten, würde man uns wie Verräter behandeln, und Verräter werden erschossen. Wir haben jetzt etwas gut zu machen - indem wir uns beweisen, beim nächsten Überfall, in diesem Satz schwingt eine dunkle Drohung mit.

Der nächste Raubzug gilt einer Bank, am helllichten Tag. Alle Männer und auch wir selbst sind vermummt. Die zwei Männer in der Bank leisten keinen Widerstand. Sie rücken das Geld mit zitternden Händen heraus. Bei der Rückkehr zu den Pferden geschieht etwas Verhängnisvolles: Boris Vermummung rutscht ab, und jemand auf der Straße erkennt ihn – ein etwa zwölfjähriger Junge. Boris hat vor Monaten seinen Vater getötet, der Junge weiß seinen Namen und auch die Namen der anderen Männer.

Der Junge weicht mit bleichem Gesicht zurück, doch dann ballt er plötzlich die Faust. Eine wortlose Kriegserklärung, ein Moment der Selbstüberschätzung und des sinnlosen Mutes. Boris sieht mich an, sein starres Nicken ist ein Befehl. Ich greife meine Pistole und strecke den Jungen nieder. Boris zieht seine

Vermummung wieder über und wir alle jagen mit den Pferden davon.

Das erste Mal habe ich einen Menschen getötet. Ich handelte ohne Nachdenken, der Schuss war nur ein Reflex. Für Boris und seine Männer bin ich rehabilitiert. Ich bin jetzt einer wie sie, in ihren Blicken liegt erstmals etwas wie Respekt. Mir doch ist elend.

Wenige Tage darauf, als wir am Morgen im Wald erwachen, sehen wir unser Lager von sechs Sheriffs umstellt. Sie haben die Waffen gezogen, der Griff zu den eigenen Waffen ist sinnlos. Boris versucht es dennoch, man schießt ihm die Waffe sofort aus der Hand. Wir alle werden gefesselt und auf einen leeren Heuwagen verfrachtet.

Ich rieche die modrige Luft des Kerkers, den mit den Tagen zunehmenden Gestank. Bestialisch. Kaum Licht. Man reicht uns einen Krug mit Wasser und trockene Brotrinden herein. Niemand spricht. Alle starren mit finsterem Blick vor sich hin.

Man holt uns einzeln zum Verhör. Es gibt eine feste Absprache - eisern zu schweigen oder zu leugnen.

Doch einer der Männer wird schwach. Man hat ihm versprochen, bei einem umfassenden Geständnis sein Leben zu schonen. Der ihm ständig zugereichte Schnaps lockert seine Zunge. Er berichtet – in allen Details. Die Liste der Raubzüge ist lang.

Dann stehen wir vor dem Richter. Die Urteile werden verlesen. Für alle, bis auf den einen, den Geschwätzigen, den Verräter, ist es das gleiche: Tod durch den Strang. Der Richter blickt auf mich: den noch so jungen. Ich sehe einen Schimmer von Mitleid in seinem Gesicht. Doch ich habe einen wehrlosen Jungen erschossen. Wenn er dem Gesetz folgt, kann er kein anderes Urteil sprechen.

Zurück im Kerker.

Wäre ich glücklicher, wenn das Urteil geheißen hätte: ein Leben lang Haft?

Der Kerker: Alles ist widerlich, die Enge, der Gestank, die Dunkelheit.

Nein, hier will ich nicht bleiben.

Ich habe als Junge gelernt, dass es einen Gott gibt.

Es ist ein gütiger Gott, doch manchmal kann er auch streng und hart sein.

Zu seinen Geboten gehört: Du sollst nicht töten.

Ich habe dieses Gebot durchbrochen.

Mein Tod ist gerecht.

Ich stelle mir den Moment vor, in dem ich am Strang hänge. Wehrlos, die Hände auf dem Rücken gefesselt.

Es ist endgültig. Es gibt keinen Weg ins Leben zurück.

Ich weiß: Es wird schrecklich sein.

Ich weiß: Es dauert nur kurz, zehn oder zwanzig Sekunden, dann verdrehen sich die Pupillen, das Leben ist fort.

Gibt es einen Gott?

Ich habe es als Junge so selbstverständlich geglaubt.

Ich habe es nie hinterfragt.

Ich bin noch so jung, erst sechzehn Jahre. Ich habe noch so wenig erlebt.

Doch ich habe das Gebot gebrochen. Töten kann nur gesühnt werden durch den eigenen Tod.

Gibt es eine Hölle?

Dies ist der andere Schrecken.

Erwartet den Mörder die Hölle? -

Dann ist es so weit.

Man ruft mich und zwei Männer hinaus.

Ich umarme meinen Bruder.

Der ist aschfahl und sieht mich nicht an.

Wir wissen: Wir gehen beide denselben Weg.

Die drei Galgen im Innenhof habe ich schon mehrmals gesehen.

Einer der beiden Männer spuckt jetzt verächtlich aus.

Wir steigen die hölzernen Treppe zu den Balken hinauf.

Das Verfahren ist einfach: Ein Hocker steht unter dem Seil, auf den wir steigen müssen, man legt uns die Schlinge um den Hals und dann wird man den Hocker unter uns fort schlagen.

Es geschieht.

Ich will wie ein Kind nach meinen Eltern schreien.

Ich spüre Gewalt. Ich will leben.

Ich will leben und das Geschehene irgendwie gut machen.

Man lässt mir keine Chance dazu.

Das Gesetz sagt: Tod durch den Strang.

Diese Sekunden entsetzlicher Qual.

Sind es Sekunden? sind es Minuten?

Dunkelheit. Alles verdämmert.

Dann geschieht etwas Seltsames.

Es wird hell um mich. Mit einer Helle, die ich im Leben nie gekannt habe. Und doch ist sie mir irgendwie völlig vertraut.

Ich erlebe keine Hölle. Auch ich nicht - der Mörder.

Ich erlebe diese Helle, und diese Helle ist Wärme und Schutz. Sie pulsiert.

Ich könnte ihr auch den Namen Liebe geben.

Wie gütig mein Schicksal war! Ich bin frei.

Wie traurig ist das andere: das des Verräters. Er muss in den Kerker zurück, in Finsternis und Gestank, sein ganzes restliches Leben.

26.6.2006

Clemens – Lucia

Liebe Lucia, es ist Nacht. Meine Roma-Kinder schlafen friedlich in ihren Betten.

Ich tippe meinen Text mit geschientem Finger. Doch es ist nur der kleine der linken Hand. Ich kann ihn leicht mit anderen Fingern ersetzen.

Gebrochene Finger heilen.

Sie heilen sicherer als manche Wunden der Seele.

Von diesen habe ich viele. So viele, dass es auch schon wieder Gewohnheit ist, mit ihnen zu leben.

Jetzt suche ich Schönheit. Schönheit der Sprache.

Solange ich Schönheit empfinden kann, bin ich in einem tieferen Grund meiner Seele doch unverletzt. Nun, vielleicht nicht unverletzt, aber doch unzerstört – und weiter lebendig.

Hier meine neuen Übersetzungen von Dalborg – wieder ein kleiner Zyklus.

Sjukdagar – Tage der Krankheit

1

Vertrauen –

früher trank ich es mit dem Duft der Gräser,
mit der Musik des reifenden Kornes.

Nun ist Vertrauen ein Stein,
den ich schwer wälze aus Tälern der Schwäche,
täglich, nächtlich, blinkenden Gipfeln zu,
die ihn verspotten.

2

Sich selber annehmen –
 wie stark muss ich sein, wie groß, wie heil,
 dass ich stehen lerne, Auge in Auge,
 vor meiner Schwäche und Winzigkeit,
 meinem Zerrissensein?

Alles Jagen in den Höllentälern der Welt,
 die mich spottend verleugnen und spottend
 Verleugnung lehren –
 immer nur wieder das Pochen
 an Toren der Einkehr,
 Ankunft und Nähe, die mich bejaht.

3

Fieberfrauen – sie spinnen
 kunstvolle Netze um mich,
 mit schmalen Fingern. Eine
 nimmt mir vom Lebensatem,
 Stunde für Stunde, und wägt ihn.
 Flammen züngeln von ihren Mündern,
 den Augenschlitzen. Und über mir
 fühle ich Finsternis stürzen,
 schwer wie Gebälk...

Du Brunnen der Schrecken,
 Anblick aller Schuld, aller Vergeblichkeit!
 Und immer doch wieder trinke ich,
 sauge mich trunken und schwer von Musik.
 Dunkler Brunnen: du unversieglige Quelle –
 Du helle Musik.

4

Steppenlandschaft: die trauernd verschlossenen,
rollenden Wanderstirnen der Wolken,
eine verlorene Fußspur, ein Strauch...
So wandere ich Jahre...

Wer wird mich erlösen, der ich doch nicht
erlöst sein will? Welcher Tag
in den Glimmerschlössern der Menschen
wird ähnlich reich sein?
und klingend und groß?

5

Der geglättete Spiegel des Sees –
wie ich nun schön bin; wie ähnlich schon
den leuchtenden Stirnen der Wolken,
die neben mir wandern...

Was aber werde ich wissen davon,
morgen, wenn in den windgeschüttelten Wellen
ich wieder mein Bildnis suche – und dort,
im zitternden Spiegel der Tiefe,
mein Dämon tanzt -?

6

Novemberbitternis – der schwarze Wind,
modrig von totem, torkelndem Laub,
löscht aus den Blitz meiner Blicke;
und in den Nächten fühle ich schon
den Frost vor, der greifen wird nach meinem Herzen.

Schwarzer Frost, der rührt an mein Herz,

was willst du vorbereiten
 mit diesem Tod? Sprich, wessen Bote bist du?
 Wie furchtbar, wie stark muss alle
 Gesundung sein
 nach dieser Kette furchtbarer Tode –

7

Früher ging ich die raschen Straßen,
 liebte Klang und Kraft der blitzenden Stiefel.
 Jetzt halten die Blicke, trauernd,
 inne über den Spuren im Gras, seinen stummen,
 zerstörten Kelchen des Lebens...
 Zu viele! Zu viele!

Stark muss ich sein, mich einst umzuwenden,
 Tod und Zerstörung zu zählen
 unter den eigenen Schritten...
 Werde ich einmal, in ferner Zeit,
 jede der Blüten, jeden der Halme
 suchen und kennen, die ich nicht fühlte?

8

Wach liegen nachts – und horchen
 auf den kranken, stoßenden Atem der Brust,
 horchen auf den stoßenden, müden
 ächzenden Atem der Erde...

Welches Gesicht habt ihr, Götter?
 Brennend fühle ich die Gewissheit
 und Glut eurer Hand, euern Zorn...
 Doch hinter den Stätten all eurer großen,
 jähren Geburten, den Stätten der Trümmer,
 der stummen Verwüstung –

Welches ist euer wahres Gesicht?

9

Nächte so schwarz, dass du fühlst –
 nur ein Schritt noch –
 könnte das Schwarze reißen – -
 du wärest getroffen von blendendem Licht...

Grenzland, Abgrund und Rausch...
 Aber dein hohes geflügeltes Sein
 will immer Verwandlung, will Kühle und Maß –
 und schreiten, schreiten von Tod
 zu Leben, Tod und wieder Leben...

10

Schneemorgen... Eine Handvoll Flocken,
 die ich vom Fenster stahl,
 schmilzt mir im Mund. Und mehr denn je
 liebe ich diesen Geschmack – den Duft
 von Borke und Wurzel und Wind,
 in denen alles Kristall war –
 Kristall und Entsagung.

Schnee – als hielte ich mich selbst in der Hand,
 nach all den zahllosen
 Abschieden, die meiner noch warten,
 deren Gesichter ich noch nicht kenne.

11

Die eisige Glut der Städte, ihre zerreißen-
 bohrende Glätte, ihr lähmender Taumel
 und Rausch, ihre geheiligten Fieber –

Die kühlen, heilenden Feuer des Himmels.

12

Ein Apfel in meiner Hand,
 ein Apfel vor meinen Lippen –
 nun wieder muss ich es lernen:
 ihn ganz zu schmecken, lernen: zu essen.

Ein Apfel – das ist: Borke und Baum,
 Apfelblüte und Bienenflüge,
 Frühjahrssonne und Frühjahrsfrost,
 Juligewitter, blauer August,
 Regentage, Sterne und Mond...
 So alles Korn, alles Brot.

13

Mein Leben: ein gläsernes Haus,
 durch das ich schreite von Schwelle zu Schwelle.

Alle gelebten Stunden
 sind auferstanden und atmen
 auch in der einen – und auch diese eine
 wird leben in allen die kommen.
 Gläserne Stunde: Haus eines ganzen Lebens.

14

Die zweifache Hölle -:
 die anderen Menschen – und die
 von Menschen verlassene, verödete Welt.

Der einzige Himmel: die anderen Menschen.

1.7.2006

Clemens - Marja

Liebe Marja, der verunglückte Geburtstag ist längst vergessen. Tjark wohnte noch zwei Tage im Keller. Dann war der Heimplatz für ihn frei und ich lieferte ihn ab. Davor bekam er hundert Euro von mir auf die Hand. Die sollte er, wenn er wollte, zu seiner Familie in Afghanistan schicken. Ich weiß, wie lächerlich gering diese Hilfe ist – gemessen an seinen Wünschen. Doch jetzt kümmern sich andere Menschen um ihn. Und ich hoffe für ihn nur das eine: dass er diesmal durchhält.

Arjona, Swea und Lewin – ich habe mich an ihre blonden Haare und die neuen Frisuren gewöhnt. Und demnächst werden wir auch wieder den Mut haben, etwas gemeinsam zu unternehmen.

In unserer Beziehung allerdings hat sich etwas verändert durch einen Vorfall vor jetzt drei Tagen – ein Verlauf, wie er in keinem Fall in meiner Absicht lag.

Du weißt, dass ich täglich für eine Zeit meditiere und dann in die Meditationshaltung gehe. Ich habe es die Geschwister nie sehen lassen, sie müssen so etwas über mich nicht wissen. Jedes Mal habe ich vorher die Tür verschlossen. Diesmal vergaß ich es. Nach den vielen Tagen des Liegens machte ich wieder einen Versuch.

Die anfänglichen Schmerzen verfliegen rasch, ich sank schon bald in eine tiefe Meditation. Als ich nach einer längeren Zeit die Augen wieder aufschlug, umstanden alle drei Geschwister mein Schlaflager. Sie starrten gebannt auf mich wie auf ein Naturwunder. Sie waren heran gekommen, um zu hören, ob ich noch atme, sie fürchteten einen Moment, ich könnte gestorben sein.

Sie wissen, dass ich mich manchmal zurückziehe und in meinem Zimmer einschließe. Auf meinem Nachttisch

liegt ein Buch mit einem Cover, das einen meditierenden Buddha zeigt. Als sie es das erste Mal sahen, fragten sie mich, ob ich selbst Buddhist sei.

Also, ich sprach nun über Meditation und erklärte ihnen, dass es gut für die „innere Gesundheit“ sei und nützlich für eine bessere Konzentration und Gelassenheit.

Sie wissen wenig von diesen Dingen. Doch sie wissen, dass Buddha ein Erleuchteter war. Und wer in einem Buddhasitz meditiert, ist es möglicher Weise auch.

Ich spürte bei den Dreien plötzlich einen Respekt, der sich in eine schwindelerregende Höhe geschraubt hatte. Ein Erleuchteter ist für sie zugleich auch ein Heiliger.

Seit dem Tod meiner Frau hat es keine Frau mehr in meinem Leben gegeben. Und ich tue Gutes und engagiere mich für Notleidende, wie sie wissen. Und nun meditiere ich auch. Dies alles sind Indizien, ich könnte womöglich selbst ein Erleuchteter und Heiliger sein, wenn ich es üblicher Weise auch verberge.

Sie sprachen die nächste Stunde nur leise und gedämpft miteinander. Ich lachte mehrmals und versuchte mich so zu benehmen, wie man sich benimmt, wenn man weder ein Erleuchteter noch ein Heiliger ist. Schließlich besann ich mich auf ein Witze-Buch in meinen Bücherregalen. Ich ließ es mir bringen und las ihnen Witze vor, die ich doch anschließend jedes Mal mühsam erklären musste – für eine fein geschliffene Pointe ist das Deutsch der Geschwister noch zu schwach und zu lückenhaft.

Ich wünschte, ich könnte dieses Bild eines „meditierenden Buddhas“ in allen wieder löschen, vor allem im Kopf Arjonas. Sehen wir uns, trifft mich nun ein eher scheuer, flüchtiger Blick – und manchmal auch ein flüchtiges Lächeln, doch ohne jenen warmen Charme, den sie früher versprühte, geschweige denn dass ein Flirt beginnt.

Wüsste sie, wie ich diesen Charme, in dem sie aufleuchten kann, wieder herbeisehne!

Nein, ich bin kein Heiliger, kein Erleuchteter. Ich spüre Liebe, ich spüre Verliebtheit in allen hellen und dunklen, in allen irdischen Farben.

Es ist, als stünde im Moment etwas zwischen uns. Sieht sie mich jetzt als einen Mann, der sich asketisch auf sich selbst zurückgezogen hat?

Sie wird wahrscheinlich keinen Versuch mehr machen, mich zu verführen.

Und eigentlich müsste ich erleichtert sein.

Bin ich es?

Ein anderer Teil der Seele trauert.

Er sehnt sich die Wärme zurück, die ich im Leuchten ihrer Blicke spürte, in eigentlich jedem Moment ihrer Nähe. Einem Zustand der Erleuchtung, der mir diese Wärme ersetzen kann, bin ich noch fern.

4.7.2006

Liebe Marja, jetzt ist es geschehen: Ich musste mich von „meinen“ Roma-Kindern trennen. Die Gefahr war plötzlich zu groß.

Sie leben jetzt in einem Asylantenheim, sechshundert Kilometer entfernt von hier. Ich nenne die Stadt besser nicht. Sie sind in Sicherheit.

Ich erzähle Dir, was geschah.

Wir waren mit dem Auto unterwegs zu einem kleineren Stadtrandkino. Arjona und Swea drängten mich seit Tagen, sie wollten dort einen bestimmten Film sehen. Auf unserem Weg lag ein Balkanrestaurant, vor dem vier Männer standen. Plötzlich schrie Swea leise auf, dann auch Arjona und Levin, sie duckten sich auf die Sitze. Es hatte sie etwas zutiefst erschreckt.

Sie meinten, zwei Gesichter wiedererkannt zu haben: nicht nur das jenes Großvaters der verfeindeten Albaner-Familie, auch der Vater dieser Familie stand bei ihm. So musste der Tote in der Zeitung, den sie als den albanischen Großvater identifiziert hatten, wohl doch ein anderer gewesen sein. Und schlimmer: Er war nicht allein hier in der Stadt.

Gerade zwei Tage zuvor war etwas anderes passiert, das bereits eine große Unruhe bei mir und den Geschwistern ausgelöst hatte.

Arjona hatte auf ihrem Handy eine Mail gefunden, in der sich der schwarzhaarige Mann, der angebliche Roma, bei ihr in Erinnerung brachte. Er schrieb ihr in ihrer Muttersprache. Er schrieb ganz unverhohlen den Satz, dass sie es bald sehr bereuen würde, wenn sie auf sein Schutzangebot und das seiner Freunde nicht eingehen würde.

Womit drohte er? Bestand doch ein heimlicher Kontakt zu den Verfolgern aus dem Kosovo?

Und woher hatte er ihre Nummer?

Mir fiel sehr bald ein Detail ein, das die Geschwister geschildert hatten, als sie ihn damals im Park trafen: Er hatte Arjonas verlorenes Handy in seiner Tasche und gab es ihr zurück. Hatte Arjona es wirklich verloren? Oder hatte er es ihr in einem unbeobachteten Moment vorher entwendet?

Offenbar hatte er es über Minuten in seinem Besitz. So konnte er an die Nummer gelangt sein. Doch damit war mir noch nicht in vollem Ausmaß bewusst, was dies bedeutete.

Das erfuhr ich erst am folgenden Abend – als ich mich von einem Kollegen der Volkshochschule verabschiedete und unser Gespräch zufällig auf Handys kam. Er erklärte mir, dass es eine spezielle Technik gibt, den Standort eines Handys auszuspähen. Und das nicht nur während

der Minuten, in denen man telefoniert. Es genügt, dass das Handy sich in Empfangsbereitschaft befindet.

Davon wusste ich bisher nichts. Ich beeilte mich nach Haus und bat Arjona sofort um ihr Handy. Die ganzen vergangenen Tage war es eingeschaltet. Ich legte es auf den Küchentisch und zerschlug es mit einem Hammer. Vielleicht ein völlig sinnloser Akt. Wenn man den Ort bereits ausgespäht hatte – zu spät. Zum anderen: Dies Ausspähen erfordert ein sehr spezielles Know How, meine Besorgnis könnte auch ganz überflüssig gewesen sein.

Trotzdem: Als Tags darauf das geschah, was ich eingangs berichtet habe – wenn es sich also wirklich so verhält, dass sich jener Vater und jener Großvater in der Stadt befinden, dann konnte ich die Dinge nicht weiterlaufen lassen wie bisher.

Der einzige Schutz für die Geschwister war ein anderes möglichst weit entferntes Quartier.

Ich besprach es noch während der Autofahrt mit ihnen. Es war leichter, ihnen dabei nicht in die Augen sehen zu müssen.

Sie begriffen rasch, wie ernst es mir war.

Als wir ausstiegen, sah ich Tränen in ihren Augen, vor allem bei Arjona. Ich drückte ihre Hand, ich strich ihr über die Wange. Swea und Lewin diskutierten miteinander – als könne man eine andere ebenfalls sichere Lösung finden. Doch es war nichts, worüber wir nicht schon gesprochen hatten.

Mir war bewusst, es wird wahrscheinlich ein Abschied für immer sein. Doch ich musste diesem Albtraum der ständigen Bedrohung ein Ende machen.

Ich setzte mich ans Telefon und telefonierte mit einem halben Dutzend Asylantenheimen in Süddeutschland. Schließlich hatte ich meine Entscheidung getroffen.

In diesem Asylantenheim gibt es die Chance, dass sie bald in ein Jugendheim überwechseln können. Dort wohnen elternlose oder schwer erziehbare Jugendliche – doch eben auch andere jugendliche Ausländer.

Ich bat die Geschwister, rasch ihre Sachen zu packen. Dann schien es mir sicherer, erst in der Dunkelheit zu fahren. Es gab noch Reste des gemeinsamen Mittagessens und verschiedene im Kühlschrank aufbewahrte Puddings. Allerdings hatte keiner wirkliche Lust zu essen.

Es wurde zehn. Es wurde elf.

Endlich war es dunkel. Wir fahren los.

Nach den ersten hundert Kilometern spürte ich, dass ich erstmals wieder ruhiger atmete. Und mit jeder weiteren Stunde Fahrzeit ließ ich ein Kilo schwarzer kalter Furcht auf der Straße hinter mir zurück.

Ich fuhr ohne Pause, die ganze Nacht. Meine Roma-Kinder waren auf den Rücksitzen eingeschlafen.

Ich spürte das Glück, dass sie noch immer da und so ganz in meiner Nähe waren.

Ich spürte die tiefe Trauer, dass ich sie in Kürze verlieren würde.

Doch Glück oder Unglück – es war nicht von Belang. Es zählte allein, dass sie in Sicherheit waren.

Dass sie niemand, im Wahn eines falschen Ehrenkodex, abschlachten konnte.

Natürlich würde ich mit ihnen telefonieren.

Ich wandte mich um. Ich sah sie in das Licht des beginnenden Morgens blinzeln.

Wir waren am Ziel.

Ein eingezäunter trostloser mehrstöckiger Bau. Noch etwas trostloser als ich erwartet hatte.

Ich brachte sie in den Aufnahmeraum. Ich hatte sie angemeldet, ihre Zimmerplätze waren bereits reserviert.

Immer noch einmal umarmten wir uns.

Es gab diesen einen Trost: Dass diese drei einer den andern hatten. Ihr Alleinsein war ein Alleinsein zu dritt. So würden sie es irgendwie durchstehen können.

Ich kehrte in meinen Wagen zurück.

Ich fuhr bis zur nächsten Parkbucht. Dort, tödlich erschöpft, schlief ich ein.

Als ich wieder erwachte, war es später Nachmittag.

Ich begriff erneut und vielleicht das erste Mal in ganzem Ausmaß, was geschehen war.

Ich hatte meine drei Roma-Kinder verloren. Ich hatte Arjona verloren.

Der Damm vor der lange angestauten Trauer brach und die Trauer entlud sich in Tränen. Tatsächlich, ich weinte, viele Minuten lang.

5.7.2006

Ich bin zurück.

Die Zimmer um mich sind mit Alleinsein und Trauer gefüllt.

Ja, ich bin wieder allein. Umgeben von meinen Büchern, mit denen ich rede.

Wenn ich diesen Brief fortsetze, morgen oder in einigen Tagen, werde ich keinen weiteren Ton der Klage hinzuzufügen.

Ich muss lernen, wieder allein zu leben.

7.7.2006

Liebe Marja!

Arno hat mir wieder einige Mails geschickt – wie üblich mit neuem Material zu seinen „Verschwörungstheorien“. Alles, so wie es Arnos Art ist, mit vielen Fakten belegt. Ich lese mich wie immer erstaunt darin fest,

schüttele den Kopf und lese doch weiter. Lässt man sich darauf ein, hat vieles durchaus seine eigene Stimmigkeit.

Wieder einmal geht es darin vor allem um die „Illuminaten“. (Und ich warte beim Lesen bereits darauf, dass gegen Ende wieder eine Bemerkung zu Bujar eingefügt ist.) Der eigentliche Ursprung dieser Geheimorganisation reicht angeblich bis in das Jahr 300 000 v. Chr. in Mesopotamien zurück. Sie hieß damals die „Bruderschaft der Schlange“. Weishaupt, der angebliche Gründer im neunzehnten Jahrhundert, war nur ein „Medium“, dessen sich diese Bruderschaft bediente, um in höheren Gesellschaftskreisen wieder Einfluss zu erlangen.

Das ganze ist „heftiger Stoff“. Von diesem Geheimbund wird gesagt, dass die meisten Kriege in der Menschheitsgeschichte von ihm inszeniert worden sind und dass dies weiterhin geschieht. Roosevelt wird zitiert mit dem Satz: „In der Politik geschieht nichts zufällig. Wenn etwas geschieht, kann man sicher sein, dass es auf diese Weise geplant war.“ Ziel ist die absolute Weltherrschaft, und auch ein dritter Weltkrieg wird dabei nicht ausgeschlossen.

Es soll Verstrickungen der „Illuminaten“ mit vielen anderen Geheimgesellschaften geben, denen er doch jedes Mal übergeordnet ist. Ihr Emblem ist eine Pyramide, das so auf Anordnung der Familie Rothschild kreierte wurde. Die Pyramide bildet die oberen „Ordensgrade“ ab. Zuoberst steht Das „Allsehende Auge“: Es symbolisiert das „Auge Luzifers“, der der eigentlich führende Geist ist, die innere Führungsinstanz. (Dieses sehende Auge an der Spitze einer Pyramide ist übrigens auf jedem Dollarschein abgebildet.) Es folgt ein RT. Diese Buchstaben stellen die Familie Rothschild dar, das Rothschild-Tribunal. Diesem zentralen Kreis untergeordnet ist der „Rat der 13“. Es ist der große „Druidenrat“ – die 13

Großdruiden, die etwas wie eine private Priesterschaft der Rothschilds sind und zugleich einem anderen kleinen Zirkel unterstehen, der nicht genannt werden darf. Diesem Rat wiederum untergeordnet ist der „Rat der 33“. Hier sind die ranghöchsten Freimaurer der Welt aus Politik, Wirtschaft und Kirche vertreten.

Angestrebt wird, wie gesagt, eine Weltregierung mit uneingeschränkter Machtfülle. Wir befinden uns, so heißt es, auf dem direkten Weg dorthin. Schon jetzt bringt uns die Speicherung einer immer größeren Fülle persönlicher Daten einem Überwachungsstaat ständig näher. Dies wird, so sagen die Texte, enden in einer Lasertätowierung auf Hand und Stirn. Aller Bargeldverkehr wird abgeschafft. Man wird dies als Errungenschaft preisen: Diebstahl und Raub von Geld wird unmöglich sein. Doch es ist der Staat der absoluten Überwachung.

Die Texte zitieren aus der Offenbarung des Johannes: „Und das Tier bewirkt, dass sie allesamt, die Kleinen und die Großen, die Reichen und Armen, die Freien und Sklaven, sich ein Zeichen an die rechte Hand oder an die Stirn machen, und dass niemand kaufen oder verkaufen kann, wenn er nicht das Zeichen hat, nämlich das Zeichen des Tieres oder die Zahl seines Namens. Hier geht es um Weisheit! Wer Verstand hat, der deute die Zahl des Tieres; denn es ist eines Menschen Zahl, und seine Zahl ist 666.“

Viele Atheisten und Agnostiker, so heißt es weiter, die im Chor mit den „fortschrittlichen Kreisen“ den Okkultismus und die Magie als schwachsinnigen Aberglauben hinstellen, bemerken nicht, dass sie einer bewusst geplanten Politik gewisser Logenkreise auf den Leim gehen. So mancher berühmte Atheist würde sich noch heute im Grabe umdrehen, wenn er wüsste, dass ihm seine Ehrenpreise und Auszeichnungen von Angehörigen okkulten

Orden und Logen umgehängt wurden, die ihn als Werkzeug zur Verbreitung bestimmter irreführender Ideen benutzten. -

Ich sehe meinen Freund Arno vor mir. Er verschlingt eine Lektüre wie diese mit Heißhunger, mit Lust. Sie „öffnet“ ihm „die Augen“, so sagt er.

Eine Welt finsterer Verflechtungen, eine Sklavenhalter-Welt, der keiner entfliehen kann – er richtet sich in einer solchen Welt häuslich ein. Würde man daran rütteln und sie in Frage stellen, würde man ihm dieses Weltbild zerstören, er würde heftig protestieren; er würde sogar, so fürchte ich, unter einem Entzug leiden.

Übrigens, wie vermutet: Arno vergisst nicht, auch Bujar wieder zu erwähnen. Angeblich verfügt er über eine Information, dass Bujar es bis in den „innersten Zirkel der Macht“ geschafft hat.

Also: Wenn es ein Wiedersehen mit Bujar gibt, werde ich ihn selbst dazu befragen.

*Herzlichen Gruß
Dein Clemens*

9.7.2009

Lucia – Clemens

Diese „Traumbilder“ verfolgten mich intensiv.

Unfassbar wie grausam selbst Eltern ihre Kinder behandeln können.

Doch dies sind Dinge, die auch in unserer heutigen Welt noch vorkommen.

Und manchmal fragt man sich, wie sicher wir uns schon tatsächlich von einer archaischen in eine „aufgeklärte“ Welt bewegt haben.

*Mit liebem Gruß
Deine Lucia*

Das zerstörte Augenlicht / Der Mord auf der Brücke

Mein Bruder ist blind und bettelt. Doch ich spüre, dass es ein Geheimnis darum gibt.

Ich habe noch eine Schwester, jünger als mein Bruder, älter als ich. Meine Schwester und ich spielen viel miteinander. Es ist ein Gefühl von tiefer Vertrautheit und Nähe.

Wir sind sehr arm. Wir tragen an den Ärmeln aufgerissene und auch sonst verschlissene Kleidung. Im Sommer suchen wir den Wald nach Pilzen und Beeren ab. Mein Vater ist Gelegenheitsarbeiter. Der Eigentümer des großen Landsitzes schickt ihn manchmal in den Wald zum Bäumefällen, oder Vater darf in seinen Gartenanlagen Tulpenzwiebeln eingraben.

Leben wir im mittleren Asien? Ich kann es nicht sagen.

In unserer kleinen Hütte regnet es durch das Dach. An den Wänden sitzt Schimmel. Wir schlafen alle auf dem Boden und teilen uns zwei große Decken.

Wir besitzen eine Ziege, die täglich gemolken wird. Doch sie ist äußerst mager. Und manchmal füllt die gemolkene Milch kaum eine Tasse.

Vater ist meist mürrisch. Gelegentlich nimmt er mich auf den Arm und drückt mich. Ich möchte ihn gern lieben und möchte, dass er es öfter tut. Doch ich spüre etwas Dunkles an ihm, er bleibt mir fremd. Mutter sitzt fast immer in der Stube und näht.

Wenn mein blinder Bruder nicht ausreichend Geld mit nach Haus bringt, wird er von Vater geschlagen. Ich höre ihn weinen und schreien, dann will ich ebenfalls schreien – vor Wut. Doch gegen Vater hat niemand Macht. Gelegentlich lallt er und bewegt sich torkelnd. Vater, so merke ich, trinkt.

Da mache ich eines Tages im Abendgrauen durch das kleine Fenster unserer Hütte eine schreckliche Beobachtung. Vater hat meine Schwester zu sich nach draußen gerufen, er hat ein

Messer in seiner Hand, und er sticht ihr die Augen aus. Er hält ihr den Mund zu, so dass sie nicht schreien kann. Mit einem Tuch reibt er ihr das Blut vom Gesicht.

(Leider ist dies bei manchen Familien in Ländern der Dritten Welt noch immer der Brauch: Kinder in dieser Art zum Betteln abzurichten.)

Auch meine Schwester soll sich an die Straße setzen und betteln. Wie ich erst nur etwas unklar begreife: Blinde Kinder erregen leichter das Mitleid der Passanten. Meine Mutter und meine Schwester weinen die ganze Nacht. Vater brüllt, er will seine Ruhe. Und wieder sehe ich ihn nach der Flasche greifen.

Sooft ich meinen Vater nun sehe, zittere ich vor Angst. Ich habe meine Schwester als Spielkameradin verloren. Sie sitzt jetzt mit meinem blinden Bruder zusammen an der Straße und bettelt wie er. Manchmal setze ich mich einfach dazu. Doch gemeinsam lachen dürfen wir nicht. Als Vater es einmal beobachtet, fährt er wütend dazwischen. Mein Bruder und meine Schwester müssen traurig und verzweifelt blicken. Ich darf nicht mehr bei ihnen sitzen.

Da belausche ich abends ein Gespräch zwischen Vater und Mutter. Es geht um mich. Ich verstehe die beiden nur undeutlich, doch ich ahne, worüber sie reden. Mutter widerspricht, sie weint, doch mein Vater hat seinen Plan längst gefasst.

Ich bleibe wach. Als alle tief schlafen, verlasse ich leise die Hütte. Es gibt einen Onkel in einem anderen Dorf, drei Fußstunden von hier, den wir manchmal besucht haben. Seine Frau hat uns Kindern im Sommer jedes Mal ein paar saftige Früchte geschenkt.

Ich verlaufe mich mehrmals im Dunkel der Nacht. Doch im Morgengrauen habe ich es geschafft. Ich stehe vor der Hütte meines Onkels und klopfe.

Seine Frau öffnet und lässt mich hinein. Sie gibt mir etwas zu essen, dann erzähle ich, was ich weiß: dass Vater meinen Geschwistern die Augen ausgestochen hat, um sie zum Betteln zu schicken und dass er auch mir die Augen ausstechen will.

Der Onkel fährt schroff wischen. Er verbietet mir, so über seinen Bruder zu reden. Er sagt, dass ich lüge und er wird mich noch heute zu meinem Vater zurückbringen. Seine Frau nimmt mich in den Arm, ich weine, und sie verspricht mir, dass sie mich schützen wird. Darüber gerät sie mit ihrem Mann heftig in Streit. Er verlässt polternd die Hütte.

Am Abend kommen Vater und Mutter. Sie suchen nach mir. Meine Tante versteckt mich in einem Schrank. Sie beteuert, ich sei hier nicht aufgetaucht. Meine Eltern ziehen unverrichteter Dinge wieder ab.

Mein Onkel kehrt erst spät nachts zurück. Ich höre ihn lange mit seiner Frau diskutieren. Am nächsten Morgen erfahre ich, dass ich in ihrer Hütte bleiben darf.

Doch muss ich mich mit Arbeiten nützlich machen: meiner Tante beim Nähen helfen – das habe ich auch schon oft bei der Mutter getan, und am nahen Fluss Wäsche waschen.

Der Onkel bleibt streng. Er schickt mich auch bei harter Winterkälte zum Fluss. Doch ist es zu kalt, dann holt mich die Tante zurück. Immer wieder gelingt es ihr, ihn zu beschwichtigen. Die beiden haben keine Kinder, und mehr und mehr bin ich wie eine Tochter für sie.

Noch einmal erlebe ich Gefahr: Der Vater kommt erneut und er will mich holen. Es ist kein Geheimnis mehr, dass ich nun in der Hütte seines Bruders wohne. Doch die Tante stellt sich ihm in den Weg, sie will mich nicht hergeben. Und ich habe jetzt auch den Onkel auf meiner Seite. Die Tante droht: Sie wird meinen Vater anzeigen für das, was er seinen Kindern angetan hat.

Knirschend zieht er ab. Ich werde ihn und meine Geschwister lange nicht wiedersehen.

Täglich muss ich zum Fluss und wasche stundenlang Wäsche. Am Abend wartet eine große Freude auf mich. Unter dem Bett meiner Tante habe ich in einer Kiste ein Instrument mit sechs Saiten entdeckt, eine Mandoline. Die Tante hat früher

häufig gespielt, dann hatte sie ein Sehnenleiden und das Instrument wurde vergessen.

Sie gibt mir Unterricht, denn die Griffe, die sie einmal gelehrt hat, kennt sie noch gut. Ich werde immer besser, und ich habe auch eine helle und klare Stimme, die Leute kommen aus ihren Häusern und Hütten und wollen mir zuhören.

Jahre vergehen.

Wasche ich die Wäsche im Fluss, so denke ich nur an mein Mandolinenspiel und die neuen Lieder, die ich mir noch einüben will, und immerzu singe ich vor mich hin.

Einmal werde ich unachtsam. Ich verliere ein Wäschestück und es treibt mit dem Fluss davon. Es ist das kostbare Kleid einer Gutsherrin, ich erstarre vor Schreck. Da kommt eben der junge Sohn des Hirten heran, mit dem ich schon häufig am Ufer gesessen habe, augenblicklich stürzt er sich in die Wellen und jagt dem Kleid hinterher. Er ist kein geübter Schwimmer, doch er paddelt mit beiden Armen aus Leibeskräften. Das Kleid hängt für einige Sekunden an einem Stück Felsen fest. Er kann es greifen und mir ans Ufer zurückbringen.

Ich möchte ihn umarmen vor Dank. Er ist völlig nass und ich sehe seinen funkelnden Blick. Er liebt mich. Und ich spüre zum ersten Mal, dass auch ich ihn liebe. Jeden Abend, wenn ich auf meiner Mandoline spiele und singe, sitzt er unter den Leuten. Ich spiele und singe vor allem für ihn. Er hat schon einen kleinen Haarflaum auf seinen Lippen und schulterlanges Haar, er ist hübsch.

Da sagt er mir eines Tages, dass er mit seinem Vater und der Herde weiter muss.

So ist es bei allen Hirten: Ist das Weideland abgegrast, müssen sie weiterziehen.

Ich vergehe vor Trauer und Schmerz.

Doch er gibt mir ein Versprechen: Wenn er die Herde des Vaters einmal übernehmen wird, wird er zu mir zurückkehren.

Es wird eine lange Wartezeit sein. Doch ich soll sicher sein, er wird mich niemals vergessen.

In meiner großen Traurigkeit denke ich wieder an meine Familie, meinen blinden Bruder, meine blinde Schwester, meine Mutter und meinen Vater.

Ich nehme meine Mandoline und wandere in ihr Dorf. Da sehe ich sie an der Straße sitzen, Bruder und Schwester, sie haben den Bettlerbecher neben sich und warten – sie haben in all den vergangenen Jahren nichts anderes getan als zu betteln. Ich setze mich ebenfalls und spiele und singe.

Schließlich gebe ich mich zu erkennen. Erst sind sie ungläubig, doch dann umarmen wir uns, wir weinen vor Freude. Nachbarn kommen, dann sehe ich auch Mutter und Vater unter ihnen. Der Vater blickt finster, die Mutter lächelt. Auch sie umarmt mich.

Wir sitzen in der alten Hütte. Ich habe Früchte und Gemüse mitgebracht. Mutter kocht.

Bei der Verabschiedung sage ich meiner Schwester und meinem Bruder: Sie können bei mir ebenfalls Mandoline lernen. Dann müssen sie nicht mehr betteln, dann können sie bei den Leuten für Geld spielen.

Jetzt gehe ich häufig zu ihnen und gebe ihnen Unterricht. Auch meine Schwester ist begabt, vor allem beim Singen - mein Bruder tut sich mit dem Singen schwer, er klopft mit zwei Steinen, die er gegeneinander schlägt, den Rhythmus mit.

Ich suche angestrengt nach einer zweiten Mandoline für sie. Einmal wird mir eine angeboten, doch sie ist bei weitem zu teuer. Eine andere Mandoline ist schon alt, und sie hat nur noch zwei Saiten.

Es klingt immer besser, wenn die Geschwister zusammen musizieren und singen. Und die Leute legen auch mehr Geld in ihren Bettlerbecher.

Da sage ich meinen Geschwistern: Sie können die Mandoline behalten. Ich selbst werde eine neue geschenkt bekommen.

Es ist eine Lüge. Doch ohne diese Lüge würden sie meine Mandoline nicht annehmen.

Für eine lange Zeit komme ich nicht mehr zu ihnen zu Besuch.

Plötzlich stirbt meine Tante.

Mein Onkel sagt mir, dass er mich verheiraten will. Er hat einen wohlhabenden Mann gefunden und er hat es bereits arrangiert.

Ich denke an meinen Hirtenjungen.

Was sage ich ihm, wenn er wieder kommt?

Doch der wirkliche Schrecken erwartet mich erst: Der Mann, den mein Onkel für mich ausgesucht hat, ist fast schon ein Greis, er hat ein graues, faltiges Gesicht und schütteres Haar, im Mund hängen nur noch wenige Zähne, er ist halb blind.

Dort wo ich lebe, ist es nicht ungewöhnlich, dass ein junges Mädchen mit einem schon älteren Mann verheiratet wird. Die Eltern und der Familienclan suchen den Bräutigam aus, die Ehe ist vor allem ein Geschäft, und es wird oft lange darum verhandelt. Die Wünsche der Braut spielen keine Rolle dabei.

Ich habe meinen Geschwistern versprochen, dass ich sie einmal zu mir holen werde, wenn ich verheiratet bin, vielleicht mit einem wohlhabenden Mann, und ich ein größeres Haus haben werde.

Schließlich willige ich ein.

Doch schon in der ersten gemeinsamen Nacht spüre ich nur Widerwille und Ekel.

Mein neuer Mann schlägt mich, um mich gefügig zu machen.

Es bleibt unerträglich, so sehr ich mir auch jede offene Empfindung versage und die gehorsame Ehefrau spiele.

Mir fehlt die Musik, mein Singen, mein Mandolinenspiel. Ich bitte meinen Mann, mir ein neues Instrument zu besorgen, doch er schlägt es mir ab, er empfindet Musik als lästig.

Und auch von meinen blinden Geschwistern will er nichts wissen. Ich darf sie nicht einmal einladen.

Etwas in meiner Seele verfinstert sich.

Ich denke an nichts anderes mehr, als wie ich dieses Elend beenden kann.

Sollte ich fortlaufen? Noch immer hoffe ich, dass diesen Alten bald der Tod holen wird. Dann wäre ich eine wohlhabende Erbin. Doch mein Ehemann hält sich zäh.

Am Morgen erwache ich mit dem Gedanken, dass ich seinem Tod nachhelfen will.

Ich mische Rattengift in sein Essen.

Doch jedes Mal erbricht er das Essen danach.

Eines Abends biete ich ihm einen Spaziergang an.

Ich führe ihn zum Fluss und auf eine Hängebrücke. Der Gedanke ist schon lange gereift.

Es ist dunkel geworden. Ich stoße ihn von der Brücke ins Wasser.

Ich höre seine verzweifelten Hilfeschreie. Dann treibt ihn die Strömung fort.

Ich eile weinend ins Dorf zurück, ich spiele mein Schauspiel perfekt: das Schauspiel der erschütterten, zu Tode betäubten Witwe. Mein Mann ist von der Brücke in den Fluss gestürzt, alle umstehen mich und versuchen, mich zu trösten.

Nach Tagen wird der Leichnam in der kleinen Bucht einer fernen Böschung gefunden.

Ich schluchze über dem Sarg, als man meinen Mann in die Erde versenkt.

Nur mein Schwager schöpft Verdacht. Er stellt mich zur Rede und wir gehen in heftigem Streit auseinander. Niemand kann mir den Mord nachweisen.

Mein Hirtenjunge kehrt nicht zurück.

Ich heiratete einen neuen Mann, und zum ersten Mal bin ich fast glücklich.

Ich sehne mich, wieder Mandoline zu spielen. Doch mein linkes Handgelenk und die Finger sind versteift. Kein Arzt weiß Rat. Ich fühle unbestimmt, dass ich bestraft werden soll.

Meine blinden Geschwister kommen mich jetzt wieder ab und zu besuchen. Doch mehr als Freude fühle ich Traurigkeit. Mir selbst ist die Musik genommen. Auch meine Stimme klingt dünn und rau.

Die Sehnsucht nach meinem Hirtenjungen ist nie erloschen.

Trotzdem: Ich liebe meinen Mann. Wir haben zwei Kinder, einen Jungen, ein Mädchen.

Mein neuer Mann ist hübsch, er ähnelt dem Hirtenjungen, und immer wieder verdreht er auch anderen jungen Frauen den Kopf.

Zum ersten Mal lerne ich Eifersucht kennen.

Und in den Nächten schrecken mich Alpträume auf. Ich sitze leise schreiend im Bett und zittere.

Ich kenne den Grund.

Ein Schrei hat mich geweckt und schreiend antworte ich, ohne es zu wollen.

Es ist der Schrei, mit dem mein Mann nach dem Stoß von der Brücke in den schäumenden Wellen verschwand.

Und während er versinkt, durchbohrt mich sein dunkler Blick. Er trifft die Mörderin mitten ins Herz, er trifft sie wie ein Pfeil aus blankem Metall.

Immer unruhiger werden meine Nächte.

Ich betäube das Grauen mit Alkohol.

Und im Rausch spreche ich eines Nachts. Ich spreche von meinem Mord.

Mein Mann liegt wach. Ich gestehe die Tat.

Nie hätte ich dies geglaubt: Dass man mit einer solchen Unrechtstat auf Dauer nicht leben kann. Dass das begangene Unrecht schließlich aufbricht wie ein Eitergeschwür.

Ich konnte ihn nicht lieben. Ich hasste ihn. Doch er war ein alter, wehrloser Mann.

*Ich werde zur Arbeit in einem fernen Steinbruch verurteilt –
für den Rest meiner Tage.*

Einmal besucht mich mein Mann mit den Kindern.

Er sagt mir, dass er für unsere Kinder eine neue Mutter gefunden hat.

Ich trage graue Sträflingskleidung und meine Hände sind blutig gerissen von der schweren Arbeit des Steineschlagens.

Eine kleine Steinlawine bricht nieder und begräbt meinen Fuß bis zum Knie.

Mein Fuß ist zertrümmert. Er wird notdürftig umwickelt und man treibt mich wieder zur Arbeit.

Doch der Fuß entzündet sich.

Die Entzündung steigt höher und verfärbt das ganze Bein. Ich fühle grausame Schmerzen.

Ich denke an meine Kinder und meinen Mann.

Sie brauchen mich nicht mehr. Sie haben eine neue Mutter.

Ich liege im Stroh und es ist, als ob der Schmerz immer höher steigt – bis an mein Herz.

Das hört jetzt auf zu schlagen.

Ich bin erlöst.

Irgendwann ist mir dieses Leben entglitten.

Doch immerhin: Meinen blinden Geschwistern habe ich die Musik gebracht. Und ich sah sie für Augenblicke tatsächlich lachen und glücklich sein.

11.7.2006

Clemens - Lucia

Liebe Lucia, das viele Alleinsein gibt auch der Poesie wieder mehr Platz.

Das hier habe ich neu für Dich:

Dalborg, den ich immer mehr schätzen lerne - und wieder ein Zyklus von Liebesgedichten.

Manches traurig, dann wieder traumhaft schön.

Dein Clemens

Dotter M.A. – In Erinnerung an M.A.

Sei nun gelassen und schau:

*Dies ist die Schwelle! Gern wie gern
wäre ich heller und milder gewesen
für dich am Tag dieser Ankunft.*

Dies aber bin ich, dies aber sind wir:

*Lächelnd, staunend in der Verzauberung,
tastend nach Ursprung in den verworrenen Bögen
unserer Stimmen. Sei nah!*

Kometenflug lohte, erlosch

*in dumfer Scholle; Same der Sterne
tauchten wir ein in Sumpf und Morast,
geschlagen von Hagel, von Sturm...*

*Nimm meine Hände und leite mich neu
im ruhigen Schreiten, im klaren
Atem, der mir zerbrach! Fülle mich hell
mit Duldung*

vor eigener Armut, vor Schuld.

1

Ein Amselton, gläsern und hell,
in solch diamantener Frühe des Frühlings...
Dieser Winter war wie ein Schlaf über tausend
Jahre, und dieser Leib, eine Mumie,
müsste zerfallen zu Staub
an einem einzigen sanften Stoß deiner Finger,
könntest du ihn berühren.

Doch selbst noch dieser Leib, wenn er zerfiele -:
auch er doch nur
eine meiner tausend Verpuppungen,
meiner tausend tastenden Werdestufen...

2

Mich wärmer und immer dichter noch hüllen
in das Gewand meiner Trauer,
bevor es der Strom der lärmenden Tage
mir fortreißt, es fortspült der Regen.

Bevor mich in Ungeduld wieder
auftrinkt der Sog und die Unrast der Städte, die
Schreie, das Lachen, das mich erlösen soll...
Was ich habe von dir - ist doch nur dieses Gewand –

3

Ich täumte, du seist eine Schwalbe,
aus dem Zug der Wandervögel gefallen,
und täglich klofte dein Schnabel
an mein zitterndes Fenster; sooft doch ich öffnete,
warst du schon immer entflohen...

Später doch als ich dir folgte,
 fand ich dich wieder im Traum meines Traums:
 mit großen brütenden Flügeln
 über der ganzen frierenden Welt,
 die du umarmen und wärmen müsstest –
 in ihrem Stöhnen, im Schlaf –

4

Abend für Abend überrege ich dir
 meine Wolken des Zorns,
 die mich verdunkeln, die stolzen Roben,
 und alle Kostüme der blinkenden Orden,
 das brennende Nesselhemd
 meiner Eitelkeiten, des Wahns...

Alles nicht du, nicht du – so sagst du...
 Und immer noch wartest du. Willst auch
 dies letzte Gewand meiner Scham, meiner Reue,
 meiner brennenden Zweifel an mir;
 willst auch dies Gewand meiner Krankheit...
 Alles nicht du, nicht du...

5

Nachtfalter ich, aus Frieren
 und Finsternis aufgeschreckt: Was fürchtete ich
 um die zündbaren Flügel –
 da ich dein suchendes Licht sah,
 da wir uns fühlten, glühend wurden
 an jeder Berührung...

Größte Stunde, da ich wusste,
 ich hatte den Raum deines Tempels betreten –
 kein lächelnder flüchtiger Gruß mehr

aus deinen Blicken; stattdessen:
leuchtender Schrecken, Verzehren,
brennender Schrei um Erlösung.

6

Diese Nacht berührte mich
dein Gesicht im Schlaf: dein Mund
ein strömender Kelch, der mich trinken ließ,
von Zug zu Zug nur mit wachsendem,
überquellendem Durst.

Bis ich erkannte, dass du
das unerschöpfliche Meer einer Gottheit warst –
und mein wahrer Durst das Dürsten nach allen
Leidens- und allen Gesundheitssternen des Alls,
allem Sterben und allem Verwandeln.

7

Mittagsgold... deine behutsamen Gesten
lehren mich nun die erste
vergebende Liebe zu mir.
Und jede, so fühle ich heimlich, will mich auch
weiter erschaffen, will mich bejahen –
in der Verwandlung.

Durch wieviel Verpuppungen noch
werde ich selber mir zusehn –
mich erkennen an meiner Ungeduld,
all meiner lodernden, dunklen Geduld
mit jedem Wurm, den ich nähre –
um des Schmetterlings willen.

8

Morgen für Morgen spüre ich
über mir deinen Schritt, der eben
vergangen ist und wieder entgleitet
in Dunkel, in Nacht – zeichnend ins leuchtende Gras
die Spur meines Fußes. Und wieder
entgleitend in Dunkel und Schwere der Nacht,
Trauer der Nacht, die ihn saugt.

So leicht wirst du werden, dass nur noch
der zitternde Tau auf den Gräsern
deine Spuren verrät –
so leicht einst alles, was meine Liebe berührt.

9

Vorüber der Sturm... Jetzt in das Grabeslauschen
der wunden erschöpften Erde
singt nur die Harfe, die ich dir baute,
die ich zitternd versenkt hielt
in den dunkelsten Kammern des Herzens.

Zitternd versenkt hielt...
wenn selbst in der Tiefe noch
Sturm darauf schritt mit den reißenden
Pranken des Tigers und brüllend
Schreie riss aus dem schmerzenden
Silbergewebe der Saiten.

Milder, spielender Frühlingsatem der Luft...
Schweige nun, Welt! Singe du, Harfe!

10

Könntest du mich jetzt sehen – die ganze Nacht
habe ich Dunkelheiten zerrissen, habe ich
ausgeharrt in der Kälte, im Frost,
bis ich selber funkelnd und glühend war
vor bitterer Demut.

Dunkel und Frost – nun schmerzt es nicht mehr.
Nun bin ich Regenbogen, Tag und Kristall.
Kämst du – du würdest
mich sicher erkennen?

11

Heute, auf meinem ersten
Morgenweg der Genesung, erkannte ich dich:
im Gezweig ein funkelndes Netz –
im Netz der brennende funkelnde Tau
der Frühe... Und meine Hand,
die durstig dich sammeln wollte, erschrak
an der eigenen raschen Bewegung.

Während mein Auge sich still
in der wachsenden Sonne verlor, die zögernd
dich aufzutrinken begann...

Unterrichtsstunde des Glücks.

12

Ich träumte, du seist eine Harfe,
ausgespannt duch das All, und über dich
glitten die Sternenfinger des Lichts –

Nun bin ich erwacht und lausche noch
deiner Musik. Singt sie
von mir? Nein – nicht von mir. Immer nur
wieder von dir... Denn ich
war in der Fingern der Sterne.

13

Seit ich es das letzte Mal fühlte,
ist dein Gesicht eine Landschaft,
über die Sommer und Winter hingehn,
Schmelze des Frühlings, Gewitterstürme,
Herbst und loderndes Laub...

Und immer dunkler, geheimnisvoller
dehnen die Wälder sich, tiefen und weiten
sich Seen und Bäche, heben sich
neue Gebirge; und Menschen und Wagen
suchen sich neue Straßen.
Ich darf es -: dich weiter erschaffen?
darf dich verwandeln?

14

Ich möchte lernen aus deinen
Augen zu schauen und mit deinen Ohren
die Stimmen sammeln, deine Straßen
gehen als seien es meine.
Jeden kränkenden Dorn will ich spüren,
der dich verletzt – und alle Liebe fühlen,
die dich sucht und umstürmt.

Dann wird auch Raum sein für dich –
einzuziehen in meinen Leib, Fülle
und Dasein einzusenken

in diesen Blick, diesen Schritt, diese Stimme.

15

Dieser Sturmstoß, der meine tanzende
Flamme trifft, wird sie nicht töten;
er tötet die schwache, die starke
facht er nur heftiger an.

Diese Fackel, die ich in deine
Wellen versenke, wird nicht erlöschen;
wären es Meere -: Sie alle
müssten sich glühend erheben daran
zu Wolkengebirgen des Himmels.

16

Ich träumte, ich verstellte dir
in einsamer Mittagsstunde
als ein Gebirgsbach den Weg, ein namenloses
Wasser der Labung zu heißer Stunde,
ein blanker Spiegel; du solltest
mich nicht erkennen.

Doch nach der Berührung durch deine Lippen
war ich gereinigt – ein Spiegel des Himmels;
und im erschrockenen Anblick
deiner glühenden Schönheit –
erkanntes du dich.

17

Wo ich auch sei – du wirst heimliches Zeichen
und Inschrift geworden sein,
unlöslich in all meinen Schritten.

Wo du auch seist – du bist Wurzel geworden,
 Wurzel in jeder Geste, Wurzel selbst
 im Schmerzgestein meiner Gedanken;
 Wurzel und Quelle in jedem Wort,
 das nicht ist, was es war ohne dich.

Einmal, in noch werdender Zeit,
 selbst diese Liebe vielleicht –
 nur die bildende Hand jener andern,
 viel größeren, die wir nicht kennen...

15.7.2006

Clemens - Marja

Ja, ich bin wieder allein.

Mir blieb keine Wahl. Die Roma-Geschwister weiter
 bei mir zu behalten, wäre unverantwortlich gewesen.

Wir telefonieren täglich, mal kürzer, mal länger.

Sie erzählen von kleinen banalen alltäglichen Dingen.
 Und aus jedem Satz höre ich, dass sie unglücklich sind
 dort, wo sie sind.

Und jedes Mal erkläre ich ihnen erneut, dass sie sich
 an meinem Wohnort zuletzt in größter Gefahr befanden.

Sie verstehen es.

Und das Gespräch ist beendet.

Und wie ich ihnen wünsche, dass sie glücklicher wären
 an dem neuen Ort, an dem sie jetzt sind, so spüre ich zu-
 gleich diese leise nagende Furcht, dass sie in der Gewöh-
 nung und schließlich im Glücklicher-Sein mich verges-
 sen und ich aus ihren Herzen verschwinden werde. – Als
 könnte ich dauerhaft einen solchen Platz beanspruchen.
 Seit ihrem Abschied weiß ich, dass er verloren ist.

Auch mein Versuch, Tjark in einem Heim für Jugendliche unterzubringen, war glücklos.

Er ist von dort wieder verschwunden.

Er weiß um das Elend, das ihn erwartet, wenn er wie zuvor allein durch die Stadt irrt.

Weiterhin wird er seinen widersinnigen Traum verfolgen, die ferne Familie mit Geld zu beschenken. Die Eltern wissen vom Tod des Bruders noch nichts. Und sie sollen es nach dem Willen von Tjark auch niemals erfahren. Sie sehen ihre Kinder in diesem fernen goldenen Land, das diese endlich erreicht haben, und das Gold, das hier auf der Straße liegt, wird demnächst auch in ihre Hände gelangen.

Armer Tjard! Arme Familie!

Doch mehr konnte ich für den Jungen nicht tun.

Ja, mein Alleinsein bedeutet auch Schmerz.

Meine Wohnung ist leer, ich friere darin - fast wie es damals war nach dem Tod meiner Tochter und meiner Frau.

Ich bin nicht glücklich in meinem neuen Alleinsein.

Schmerzlich hat es auch diese andere Wunde wieder aufgerissen, von der ich doch glaubte, dass sie allmählich verheilt sei. Nein, auch diese alte Wunde schmerzt unverändert. Ich muss leben damit.

16.7.2006

Ich möchte Dir demnächst von einem Buch erzählen, dass ich kürzlich entdeckt habe und das mich zurzeit sehr in Bann hält.

Es heißt „Das Zentrum des Zyklon“, der Autor ist ein John Lilly, der vor allem durch seine Forschungen an Delphinen bekannt wurde und versuchte, ihre Sprache zu „entziffern“. Sind es intelligente Wesen, die sich kom-

plexer Sprachmuster bedienen, um so individuell miteinander zu kommunizieren? – Langjährige Forschungsprogramme scheinen das zu bestätigen.

Davon allerdings handelt das Buch nicht. Es handelt von „inneren Reisen“, die John Lilly unter LSD-Einfluss im Wassertank machte. Das klingt etwas skurril. Doch diese „inneren Reisen“ sind „spirituelle Reisen“ und er erlebt äußerst spannende Dinge dabei.

Du weißt, dass Naturvölker zu bestimmten festlichen Anlässen Drogen zu sich genommen haben, die ihnen eine Bewusstseinsweiterung möglich machten. Sieh es bei John Lilly genauso. Er ist ein sehr gewissenhafter ernsthafter Forscher. Bei all seinen Exkursionen behält er ein klares Bewusstsein. Und er macht Erfahrungen, die ich als neue Mosaiksteinchen erkenne auch für meine eigene Suche. Er spricht von den „inneren Räumen“, doch es ist eine Metapher. Es sind Ausflüge in nahe oder auch ferne, jedenfalls andere Dimensionen. Ich lese es mit Faszination.

Wichtig ist, dass hier ein Wissenschaftler spricht, kein „Mystiker“. Er zeigt, welche ganz anderen Bahnen die Wissenschaft einschlagen kann, wenn sie sich von bestimmten Dogmen zu lösen beginnt.

Demnächst mehr.

17.7.2006

So weit mein Denken nicht um „meine“ Roma-Familie kreist, ist es mit vielem beschäftigt.

Ich sehe täglich am Fernseher die Nachrichten, ich betrachte es als eine Art „Pflicht“, an dem teilzunehmen, was in der Welt geschieht.

Und am Ende jedes Jahres stelle ich mir die immer gleiche Frage: Ob wir als Menschheit nicht einmal eine „Ruhepause“ verdient haben, jedenfalls für das kommen-

de Jahr. Wir haben ausreichend „Drama“ erlebt: Skandale, Finanzkrisen, Umweltkatastrophen, das Spiel korrupter Politiker, Volksaufstände, Kriegserklärungen, Bilder von blutigen Schlachtfeldern.

Und ich weiß zugleich, dass es diese „Ruhepause“ nicht geben wird. Längst brodeln neue Konfliktherde, oder alte, schon vergessene flammen wieder auf. Und oft wird das gewesene Jahr durch das kommende an geballten Konflikten und blutigen Dramen noch übertroffen.

Ich ändere nach und nach meine Blickweise darauf. Kein Jahr vergeht, in dem diese Menschheit nicht von Krisen geschüttelt wird. Ist ein Konfliktherd zur Ruhe gebracht, taucht ein neuer auf. Ich sage es mit einem Begriff von C. G. Jung, der vom „kollektiven Unbewussten“ gesprochen hat, ein Wort, das gebräuchlich geworden ist. Dieses „kollektive Unbewusste“ der Menschheit scheint mit nichts anderem so sehr beschäftigt wie mit dem Erschaffen immer neuer Konflikte und Krisen.

Eigentlich gibt es nur eine Blickweise, die dem gerecht wird: die des Dramatikers. Ein Dramatiker weiß, dass Bilder einer einvernehmlichen Ruhe die Ausnahme bleiben müssen, ein Dramatiker sucht nach Spannung. Alle Elemente, die diese Spannung noch verschärfen, sind ihm willkommen.

Sehe ich es mit diesem Blick, so wird mir das immer wiederkehrende Muster verständlich. Unsere Sehnsucht nach einvernehmlicher Ruhe und Frieden ist ein Irrtum. Das kollektive Unbewusste will Drama und Spannung.

Wie ein Dramenschreiber sucht es die immer neue Zuspitzung. Und zeigt eine Szene, dass sie den Menschen das Härteste abverlangt, so wird ein weiterer noch härterer Konflikt hinzugefügt. Genau dies ist es, was uns bei einem Theaterstück oder einem Spielfilm in Bann hält.

Und genau dies ist offensichtlich das Muster, nach dem das kollektive Unbewusste der Menschheit arbeitet.

Allerdings - es gibt diese Tage, da wird es mir mit den Abendnachrichten zu viel: blutige Kriegsschauplätze, Menschen in maßlosem Elend, Flüchtlingsströme, Massaker, Sprengstoffattentate, die Dutzende töten und Hunderte grausam verstümmelt zurücklassen. Plötzlich frage ich mich, warum ich mir das jedes Mal antue.

Die Schauspiele von politischen Kontroversen, von Skandalen und Korruptionsfällen finden durchaus meine Neugier. Mit zerstörerischen Naturkatastrophen tue ich mich um einiges schwerer - verheerende Waldbrände oder Überflutungen, Erdbeben, die Menschen ihre Bleibe rauben und sie in Not und Elend zurücklassen.

Doch diese Ereignisse lösen oft Empathie und eine Welle der Hilfsbereitschaft aus. Es werden in großem Maßstab Benefizkonzerte veranstaltet und die Spendenkonten füllen sich manchmal mit beträchtlichen Summen. Man darf glauben, dass diese Ereignisse die Menschen der nicht betroffenen Länder, die nun ihr Mitgefühl und ihr Spenderherz entdecken, für einen Moment tatsächlich etwas besser machen.

Was mir jedoch oft unerträglich wird, sind die Bilder von Kriegsschauplätzen, auf denen ein grausames Morden stattfindet; ein Morden, das auch Kinder und Frauen nicht verschont. Hier sehe ich keinen Sinn. Der Philosoph Kant sagte über den Krieg, dass er „nur das Niedrigste und Schlechteste im Menschen befördert“. Was geschieht hier im „kollektiven Unbewussten“? Hat es sich wahnhaft in solche Bilder des Schreckens verrannt?

Abend für Abend „brennt“ es.

Thema Kriege:

Ein Schweizer Gelehrter namens Jean Jaques Babel hat ausgerechnet, dass die Menschheit in den letzten 5.600 Jahren rund 14.500 Kriege mit über dreihundert Millionen Toten aufzuweisen hat.

Allein im Jahr 1991 registrierte man 52 Kriege beziehungsweise kriegsähnliche Krisenherde auf der Erde. Das bedeutet, dass sich in diesem einen Jahr 104 gegnerische Ideologien gegenüberstanden, deren Anliegen offensichtlich schwerwiegend genug waren, das Morden von weiteren Millionen Menschen zu rechtfertigen.

Zum Kriegeführen bedarf es Waffen. Zur Herstellung oder Beschaffung von Waffen nehmen die meisten Staaten Kredite bei den Banken auf. So sind sie bei diesen Banken verschuldet. Die Banken können auf Grund dieses Kreditsystems wenig Interesse daran haben, dass Kriege rasch wieder beendet werden.

Durch das immer neue Entflammen von Kriegen sprudelt eine unversiegbare Geldquelle. Sie stärkt nicht unwesentlich das ganze Gefüge der Finanzmärkte. Die Macht hat, wer diese Finanzmärkte kontrolliert.

Viele dieser Kriege sind Wirtschaftskriege und mindestens ebenso viele sind „religiös motiviert“.

Ich habe mir diese Frage oft gestellt: Ginge es der Menschheit besser, wenn es keine Religionen gäbe?

Durch nichts ist in der Geschichte der Menschheit so viel an grausamen Taten verursacht worden wie durch religiösen Fanatismus. Er liefert die Erlaubnis zum hemmungslosen Niederschlagen der „Ungläubigen“. Immer geschieht es „im Namen Gottes“. Alle Taten blutiger Grausamkeit sind geschützt durch die Überzeugung, im Auftrag Gottes zu handeln; eines Gottes, der offenbar mit Wohlwollen betrachtet, wie die „Ungläubigen“, die von Ihm „Abgefallenen“, ausgemerzt werden.

Es genügt ein Blick auf die Geschichte des Christentums. Die Kreuzzüge des Mittelalters gingen oft mit blutigen Massakern einher. Über Jahrhunderte verfolgte man Andersdenkende als Ketzer und presste unter Folter Geständnisse aus ihnen heraus. Auch die Geschichte des Islams ist eine Geschichte vieler grausamer Massaker. Im Koran steht der Satz: „Die Ungläubigen – verfolgt und tötet sie“.

Nur der Buddhismus hat keine blutigen Kriege und Verfolgung Andersdenkender motiviert. Die Friedensbotschaft ist hier zu klar formuliert. Allerdings: Auch er hat nicht verhindern können, dass die Länder Asiens – der Kontinent, in dem der Buddhismus die weiteste Verbreitung fand – sich bekriegten.

Wie sähe eine abendländische Welt aus ohne Christentum? Wie eine arabische Welt ohne den Islam?

In den „Heiligen Büchern“, der Bibel wie im Koran, überwiegen bei weitem die Passagen, die zu Barmherzigkeit und Mitmenschlichkeit aufrufen. Im Neuen Testament werden kriegerische Töne gar nicht angestimmt.

Sieht man das gesamte Bild, so muss man gerechter Weise einbeziehen, was auch auf dieser Seite geschah, vor allem in der christlichen Welt: Hier entstanden viele Ordnungsgemeinschaften, die sich dem Ideal der Nächstenliebe verpflichtet fühlten und so auch handelten.

Wie stand es um die Welt vor dem Christentum? Vor dem Islam? – Wir sehen, über Jahrtausende hin, eine Welt heftiger, meist völlig skrupelloser Eroberungskriege. Blicken wir dafür nur auf die Geschichte der Wikingen. Oder der Römer. Das Recht stand immer auf Seiten des Stärkeren.

Das Christentum, so sehr es durch Fanatiker missbraucht wurde, hat viele Impulse gesetzt, dieses Gesetz des Stärkeren nicht mehr zu akzeptieren. Zahlreiche Rit-

ter des Mittelalters schmückten sich mit dem Spruch: „Ich helfe den Schwachen“. Und es gibt die gleichfalls vielen, die diesem Ideal gerecht wurden.

Die markantesten Hinterlassenschaften des mittelalterlichen christlichen Abendlands sind seine Bauten: die Dome und Kathedralen, die zahllosen Kirchen.

Ich erinnere mich an einen Besuch als junger Student in einem dieser gewaltigen Dome. Ich trat ein mit der natürlichen Neugier eines Touristen, doch nach wenigen Augenblicken war ich verzaubert. Es verzauberten mich die gewaltigen Glasfenster, das hohe Deckengewölbe, der funkelnde Altarraum. Es herrschte vollkommene Stille. Es war ein Ort „wie jenseits der Welt“. Menschen hatten ihn geschaffen als einen „Ort der Einkehr“, einen Ort zum „Gespräch mit Gott“.

Ich spürte eine starke „Aura“. Es war ein Raum, in der sich alles zusammendrängte, was das Christentum an Idealen in den Menschen entzündet hatte: Andacht und Selbstbesinnen, Verzeihen, Fürsorge und Liebe über alle Schranken des Andersartigen und Fremden hinweg.

18.7.2006

Ich komme noch einmal auf das Thema „Krieg“ zurück. Auch hier will ich etwas ergänzen.

Der grausamste Krieg aller Zeiten mit der größten Zahl an Opfern war ohne Zweifel der Zweite Weltkrieg. Es war das alltägliche Sterben im Kugelhagel, im Bombenterror, ein tägliches Abschlachten, auch wehrloser Frauen und Kinder. Ein Sturzbach blutigster Gräueltaten.

Die größten Spuren der Verwüstung blieben im Land des anfänglichen Aggressors selbst zurück: Deutschland.

An einem Verkaufsstand mit Andenkenartikeln nahe dem Brandenburger Tor sah ich kürzlich in einer Staffeln ausgehängter Postkarten zwei Karten hängen, die das

gleiche Bild zeigten – nur fünfzig Jahre voneinander getrennt. Die eine zeigte das Brandenburger Tor in den Tagen nach Beendigung des Kriegs: ein Torgerippe in einer Ruinen- und Trümmerlandschaft, Grau in Grau.

Niemand hätte glauben können, was dann geschah. Dies zeigte die zweite Karte: das Brandenburger Tor unserer Tage. Alle Spuren der Zerstörung gelöscht, ein Bild wohl gestalteter Architektur, ein Bild der Schönheit. Und in dieser Schönheit lag Freude.

Fünfzig Jahre – was bedeuten sie im großen Atem der Geschichte, der in Jahrhunderten, der in Jahrtausenden zählt? Ein Wimpernschlag. Gesiegt hat, nach all dem Grauen, die Schönheit, die Freude.

19.7.2006

Liebe Marja! Lass mich heute noch etwas über mich selbst erzählen.

Der Gips ist von meinem Finger entfernt.

Ich trage den Finger jetzt in ein steifes Ledersäckchen gewickelt, das ihn vor unbedachten Bewegungen schützt. Noch muss er ruhen und heilen.

Ansonsten: Ich gehe wieder meiner geregelten Arbeit nach. Meine Ausländerschüler in der Volkshochschule, diese über fast drei Wochen verwaisten, begrüßten mich mit stürmischem Beifall.

Nun habe ich es wieder damit zu tun, das, was so zäh und manchmal völlig verdreht aus ihren redebereiten, gutwilligen Mündern quillt, in ein verständliches Deutsch zu verwandeln. Ja, so ist es: dass sich Menschen einer anderen sprachlichen Herkunft fast die Zunge zerbrechen an einem Wort oder einer sprachlichen Wendung, die uns so selbstverständlich und leicht von den Lippen geht.

Natürlich, genauso erginge es uns umgekehrt.

Häufig lachen wir, wenn wir so gemeinsam üben.

Dann biete ich mich an, ein neues Wort ihrer Sprache zu lernen. Und dann scheitere auch ich manchmal kläglich. Und alle lachen – und ich mit ihnen.

Noch etwas anderes:

Meine Einmischung im Fall der iranischen Familie.

Ich habe eine neue Vorladung von der Polizei, um noch einmal auszusagen, jetzt in einer Woche.

Ich habe Dir geschrieben, dass man mich in dieser Sache unmissverständlich bedroht hat und auch tätlich gegen mich geworden ist.

Natürlich werde ich meine Aussage nicht zurücknehmen. Und schon gar nicht werde ich die Position wechseln und die Erklärung des Hauseigentümers unterstützen. Sie ist ohnehin skurril.

Doch ich werde bitten, dass man meinen Namen bis auf weiteres geheim hält.

Ich halte nichts davon, sich mit großer Geste unter das „Schlachtermesser“ zu begeben. Opferrollen sind ehrenwert doch manchmal auch einfach nur dumm.

Und auch eine „gesunde Angst“ hat ihre Funktion: als Warnlämpchen, das uns davor bewahrt, uns kopflos in ein unkalkulierbares Abenteuer zu stürzen.

Doch, meine Gedanken sind häufig bei „meinen“ Roma-Kindern.

Es quält mich, dass sie unglücklich sind, dort wo sie sich nun aufhalten.

Ich habe vor Wochen bei einem unserer kleinen Ausflüge ein paar Fotos von ihnen gemacht.

Ich hole sie häufig hervor.

Das eine betrachte ich fast jeden Tag.

Arjona.

Sie versprüht ein Lächeln, das mir den Atem nimmt.
Zauber. Unendlicher Zauber.

Verzeih mir - ich drücke mich aus wie ein Teenager,
der Tagebuch schreibt und verliebt und verwirrt seine
Gefühle zu ordnen versucht... Doch bei Dir, liebe
Schwester, darf ich das tun.

*Wie immer herzlich
Dein Clemens*

P.S. Noch zwei Monate und eine Woche bis zu mei-
nem Wiedersehen mit Bujar – wenn er sich an die Abma-
chung hält.

Das wird er tun, ich zweifele nicht.

21.7.2006

Lucia – Clemens

Lieber Clemens, wir haben lange telefoniert. Ich fühle deine
tiefe Trauer und weiß doch, dass ich sie nicht lindern kann.

Hier eine neue Geschichte von mir. Wie die meisten habe ich
sie in kleineren Abschnitten in mehreren aufeinander folgenden
Nächten geträumt.

Und es bleibt meine Arbeit, diese Stücke nach dem Erwa-
chen zusammenzusetzen.

Ob Dich eine Geschichte wie diese doch fesseln und von
deiner Traurigkeit etwas ablenken kann?

Mehr als in allen anderen geträumten Existenzen fühlte ich
hier häufig ein tiefes Glück.

*Mit lieben Grüßen
Deine Lucia*

Die Druidin

Schon als kleines Mädchen gehört mein Leben der Natur und den Tieren des Waldes. Am häufigsten Kontakt habe ich mit einer Gruppe von Wildkaninchen. Wenn ich mich einer bestimmten Gruppe von Eichen nähere, hoppeln sie mir immer bereits entgegen. Ich liebe ihren weichen Flaum, jedes einzelne darf ich auf den Schoss nehmen und streicheln und kraulen. Auch zwei Eichhörnchen gehören zu meinen Freunden.

Eines Tages geschieht etwas ganz Besonderes: Ich überrasche eine Rehmutter mit ihrem jungen Kitz, die sich während des Tages in einem Gebüsch versteckt halten und dort schlafen. Ich spüre, dass ich der Rehmutter ein Bild vermitteln kann, während sie aufspringt und doch eigentlich mit ihrem Jungen davonlaufen will. Sie hält an, ich hocke mich auf den Boden, auch die Rehmutter und das Kitz nehmen wieder Platz und ich kraule den Kopf, erst bei der Mutter, dann auch bei ihrem Kitz, schließlich streichele ich lange beiden das Fell.

Immer habe ich einen Sack voll Nüsse bei mir und Brotrinde. Sie lagern im Vorratskeller meines Vaters, der in unserer Dorfgemeinschaft ein hohes Amt bekleidet, wohl als Bürgermeister. Er verwaltet die angrenzenden Äcker, und wir leben gut, ohne jede Not.

Ich bin fasziniert von der Fülle der Gräser und Kräuter und ihrem unterschiedlichen Duft. Ich bin fasziniert von den Sternen. Ich bin fasziniert vom Regenbogen. Einmal laufe ich stundenlang, um den Punkt zu finden, wo er die Erde berührt und wo auch ich ihn berühren kann.

Die Schwester meines Vaters hat eine Ausbildung zur Druidin gemacht. Die meiste Zeit des Jahres wandert sie über Land. Sie kümmert sich um Kranke, sie segnet neugeborene Kinder, sie begleitet Sterbende in den Tod. An den großen Festtagen ist sie meistens bei uns, das ist vor allem während der Wintersonnenwende und der Sommersonnenwende und

während der Erntezeit. Dann findet ein Opferdienst statt, und wir sitzend singend bis spät in die Nacht um ein Feuer, von denen viele an unterschiedlichen Orten brennen.

Man ruft meine Tante auch bei Rechtsstreitigkeiten, sie stellt Horoskope aus und sie genießt eine hohe Autorität. Von ihr auch weiß ich, wie man die Furcht der Tiere auslöschen kann, indem man telepatisch mit ihnen kommuniziert. Sie sagt, ich sei ein Naturtalent, und wirklich bestärkt sie mich nur in dem, was ich intuitiv schon erkannt habe. Ich soll, so sagt sie, wie sie einmal Druidenpriesterin werden.

Ich bin etwa zwölf, als meine Eltern einen fremden Jungen zu uns ins Haus aufnehmen. Seine Eltern und zwei weitere ihrer Kinder sind bei einem nächtlichen Brand ihrer Hütte ums Leben gekommen, der überlebende Junge ist schlimm zuge richtet. Den ganzen Körper überziehen rote Brandspuren, auch das Gesicht, er hat rechts sein Augenlicht verloren, und ebenfalls rechts ist ihm fast das ganze Ohr fort gebrannt. Bei seinem Anblick laufen die kleineren Kinder schreiend davon.

Die Eltern hoffen auf die Druidin, die mit Kräutern die schweren Vernarbungen unsichtbar machen oder vielleicht doch vermindern kann. Das gelingt ihr nicht, sie legt die Kräuter auf und schüttelt zugleich stumm den Kopf. Der Junge hilft sich damit, dass er die Haare tief ins Gesicht hängen lässt. Er geht nur in der Dunkelheit aus dem Haus. Meine Eltern behandeln ihn wie ein eigenes Kind, und wie meine Geschwister erhält er Schulunterricht.

Eines Tages bringt er mir einen Habicht, den er verletzt im Gebüsch gefunden hat. Wir pflegen den Habicht gesund, und der Junge ist nun ständig an meiner Seite. Ich spüre, dass er mich liebt. Sein Blick hängt sehnsuchtsvoll an meinem Gesicht, und manchmal greift er auch vorsichtig meine Hand.

Er hat ein gutes Herz und einen klaren Kopf. Doch ob ich ihn jemals lieben kann?

Ich berate mich heimlich in meinem Zimmer mit einer kleinen Steinfigur, die mir die Druidin geschenkt hat, und dann beschließe ich: dass ich ihn lieben will. Ich werde seine entstehenden Brandnarben nicht mehr sehen. Ich werde nur seine Seele lieben. Und täte ich es nicht, es würde ihm, so weiß ich, das Herz brechen. Er hat seine Eltern und seine Geschwister verloren und durch den Brand Schreckliches erlitten.

Schon längst habe ich für mich entschieden, dass ich wie meine Tante eine Druidin sein will, und er wird der Mann an meiner Seite sein. Druidinnen und Druiden ist es nicht verboten, zu heiraten und eine Ehe zu führen.

Für die Druiden und die Kelten ist die Sexualität etwas Heiliges, das Wort „Sünde“ ist in diesem Zusammenhang unbekannt. Dort wo ich lebe, gibt es den Brauch, dass zu einem bestimmten Jahrestag alle Jungendlichen, die in die Pubertät eingetreten sind, sich in eine Höhle zurückziehen dürfen. Sie haben dann die Freiheit, jede Form der Sexualität zu erkunden, beim anderen und beim eigenen Geschlecht.

Die Druiden kennen ein Kraut, das wirksam zur Verhütung eingesetzt werden kann.

Der Junge Axon und ich sind wenige Jahre, nachdem er ins Haus kam, ein Liebespaar. Wir umarmen und küssen uns, und immer wieder sage ich mir: dass er die Liebe meines Lebens sein soll. Ich sage es ihm auch. – Ich meine, glücklich zu sein.

Es nähert sich der Zeitpunkt meiner Ausbildung als Druidin. Ich weiß, sie wird sich über mehrere Jahre erstrecken, und es finden einige schwierige Vorprüfungen statt. Ein alter Mann und dessen Frau sind Leiter der eine Tagesreise entfernten Ausbildungsstätte, es wird ihnen nachgesagt, dass sie tatsächlich über magische Kräfte verfügen.

Während der Vorprüfungen lerne ich bereits einige der Männer und Frauen kennen, die diesen Weg der Druidenausbildung einschlagen wollen. Der Jüngste unter ihnen ist ein leiden-

schaftlicher Reiter und Bogenschütze; und doch: ich spüre eine frühe Weisheit in seinen Augen, und vor allem ist er ein schlanker, hochgewachsener höchst attraktiver Mann.

Ich wehre mich nach Kräften, doch die schnell aufkeimende Liebe kann ich nicht unterdrücken. Ich habe mich einem anderen versprochen. Nun aber glüht unerwartet diese Liebe in mir auf, wir beide sind jung, und in unserer Liebe schwingt zunehmend Leidenschaft.

Er kommt mich in meinem Dorf besuchen. Ich winke ihn rasch in den nahen Wald. Am Fuß eines alten Baumes sitzen wir eng umschlungen und tauschen Küsse. Da höre ich ein Knacken im Gesträuch. Was ich unbedingt hatte vermeiden wollen: Axon ist uns gefolgt und er hat uns gesehen. Jetzt steht er vor mir und wir starren einander stumm ins Gesicht. Noch ehe ich etwas sagen kann, wendet er sich um und verschwindet rasch wieder zwischen den Stämmen.

Wenige Tage später findet man ihn ertrunken in einem Weiher. Ich leide entsetzlich. Ich handelte fahrlässig, nie hätte ich mich von dieser neuen Liebe vereinnahmen lassen dürfen. Doch sie ist stark. Und auch jetzt kann ich sie nicht abwehren.

Meine Tante nimmt mich einige Tage mit über Land, und sie bringt mich wieder ins seelische Gleichgewicht. Sie löscht in meiner Seele den Gedanken von Schuld. Doch es bleibt eine Wunde, die immer noch einmal aufbricht und mich in eine tiefe Traurigkeit zieht.

Ich lerne viel.

Ich lerne kultische Gesänge und das Saitenspiel. Ich lerne kultische Tänze. Ich erhalte Unterweisung in Astronomie und Mathematik. Ich werde eine Heilpflanzenkundige. Man lehrt mich die intuitive Deutung von Horoskopen. Ich erlerne ein neues Träumen. Ich beobachte meine Traumbilder genau und habe ein klares Bewusstsein dabei.

Der Leiter der Ausbildungsstätte ist ein strenger, zugleich gütiger Mann. Ob er magische Kräfte besitzt? Er spricht mit den Pflanzen, und es scheint mir, dass er ihr Wachstum beeinflussen kann. Er kann eine Wolkenwand zu uns leiten, er kann sie in der Ferne vorbeiziehen lassen.

Mit zwei jungen Frauen fühle ich mich bald freundschaftlich eng verbunden, vor allem mit der einen, Ulina, mit der ich mich telepatisch austauschen kann. Plötzlich verlässt sie uns.

Ihr weiteres Leben nimmt einen tragischen Verlauf, immer wieder erfahre ich von ihr, ihren kurzen Zeiten des Glücks, ihren Zeiten der Unruhe, ihrem schließlich frei gewählten Tod.

Sie wurde als Findelkind ausgesetzt. Zwei Druidinnen nahmen sich ihrer an und ließen sie im Glauben, die eine sei ihre leibliche Mutter. Doch wich ihr Aussehen so sehr von dem der zwei anderen Frauen ab, dass sie zu zweifeln begann und nach ihrer möglicherweise anderen Herkunft fragte. Druiden sehen eine Lüge als Sünde, so klärten sie sie über den wahren Sachverhalt auf. Doch sie wussten noch mehr.

Sie war das Kind eines Fürsten, der sie mit einer jungen Gärtnerin seines Schlosses gezeugt hatte. Der Fürst sah damals keine andere Lösung, als das neu geborene Mädchen aus dem Umkreis seines Hofes verschwinden zu lassen, um einen Skandal zu verhindern. Es war bekannt, dass Druidinnen ausgesetzte Kinder adoptierten.

Ich nehme teil an Ulinas weiterem Leben.

Sie entschließt sich, den Fürsten, ihren Vater, aufzusuchen. Sie hat zwei Muttermale am Hals, und der Fürst weiß, dass auch das damals ausgesetzte Baby sie hatte – sie sind fast identisch mit seinen. Schließlich besteht kein Zweifel mehr, dass sie seine leibliche Tochter ist.

Der alt gewordene Fürst sieht seinen damaligen Fehltritt inzwischen gelassen und das plötzliche Auftauchen einer leiblichen Tochter mit Freude. Ist er sonst doch kinderlos geblieben und hat somit keinen direkten Thronfolger.

Ulina nimmt die Herausforderung an. Nach dem Tod ihres Vaters besteigt sie den Fürstenthron und verschafft sich schnell Respekt. Mit einem benachbarten Fürsten, mit dem der Vater über Jahrzehnte in Streit lag und mit dem er sich viele verlustreiche Schlachten geliefert hat, schließt sie Frieden. Sie holt Künstler an ihren Hof, vor allem singende Barden, und die Feste im Schlosshof stehen für jeden offen. Sieht sie eine Familie in Not, so greift sie in die fürstliche Kasse und hilft. Die Untertanen, die sie alle mit gleichem Respekt behandelt, verehren und lieben sie. Es sind glückliche Jahre.

Da sie keine Gefahr eines Krieges mehr sieht, verringert sie die Zahl ihrer Soldaten bis auf einen kleinen Trupp und ihre Palastwachen, auch am alten Kriegsgerät ihres Vaters hat sie kein Interesse. Den Großteil der einstigen Soldaten lässt sie als Gärtner ausbilden. Im benachbarten Fürstentum allerdings verändert sich die Lage in anderer Form. Ein abenteuerlustiger Neffe besteigt dort den Thron, der von Kriegen und Eroberungen träumt. Eines Tages rückt er mit seinem Heer gegen den Palast des einmal rivalisierenden Fürstentums vor.

Die junge Fürstin hat dem nichts entgegenzusetzen. Ihr kleiner Trupp von Kriegeren wird im ersten Anlauf überrannt, dann werden auch die Palastwachen niedergemetzelt. Die Fürstin verschließt sich in ihrem Zimmer, und angesichts der hoffnungslosen Lage nimmt sie ein Gift. Das Fürstentum ihres Vaters hat aufgehört zu existieren.

Ich kehre zu meiner eigenen Geschichte zurück.

Auch mein einst feuriger Liebhaber ist längst aus meinem Leben verschwunden. Er hat sich den teils strengen Regeln der Ausbildungszeit zum Druiden auf Dauer nicht unterordnen wollen und ist lieber wieder seiner Leidenschaft des Reitens und Bogenschießens gefolgt. So verlieren wir uns nach und nach aus den Augen. An jedem Ort der Welt wird er offene Frauenherzen finden, so viel er will.

Meine Lehrjahre setzen sich fort, indem ich mit meiner Tante, der nun schon betagten Druidin, über Land ziehe. Die Menschen verehren uns, überall öffnet man uns gern die Tür. Wir arrangieren nun alles zu zweit: die Opferfeste, die Festhandlungen zu Geburt und Tod, die Arbeit als Lebensberaterin und als Heilerin. Als meine Tante stirbt, bleibt diese Arbeit allein in meiner Hand. Wie sehr hatte ich einst zu ihr aufgeschaut. Nun bin ich es selbst, die als verehrte Druidenpriesterin über Land zieht.

Einen neuen männlichen Lebensgefährten finde ich nicht. Immer wenn ich glaube, ich sei einer solchen Partnerschaft nah, werden diese Pläne seltsam durchkreuzt. Ich nehme es als gerechte Strafe für meine Untreue gegen Axon. Lebte er noch, ich hätte alles versucht, eine verlässliche Lebenspartnerin für ihn zu sein.

Ich bin nun schon selber betagt. Da mehren sich die Berichte, dass fremde Missionare ins Land vordringen, die einen neuen Glauben verkünden. Er hat seinen Ursprung in einem fernen Reich am Mittelmeer, und im Mittelpunkt steht ein heiliger Mann, den man gekreuzigt hat und der von den Toten auferstand. So ist auch das Kreuz ihr Symbol.

Auch wir Kelten haben ein Kreuzsymbol, doch jeder der Kreuzarme mündet in einen Kreis, der die Verbundenheit mit dem Kosmos ausdrücken soll. Wir Druiden glauben, ähnlich wie im Buddhismus, an die Wiedergeburt. Diesen Gedanken kennen die Missionare des neuen Glaubens nicht. Sie verkünden Nächstenliebe, und ihr Ziel ist ein großes einiges Friedensreich.

Ich erfahre, dass sie zunehmend Anhänger finden. Sie missionieren und predigen voller Eifer, und sie sind überzeugt, den Menschen die einzig wahre Lehre zu bringen. Ich sehe für uns Druiden keine Gefahr, heißt es doch, diese Missionare sind friedlich und so wie wir Druiden verabscheuen sie jede Gewalt. Da kommt mir zu Ohren, dass sie andernorts keltische Kultstät-

ten für sich beanspruchen und an diesen Orten ihre eigenen Kirchen errichten.

Sie wollen die Druiden durch ihre Priester ersetzen. Unsere Lehren sehen sie als heidnische Religion, die aus diesem Land verschwinden soll und Platz machen soll für ihre. Werden wir Druiden das dulden? Wo sich der neue Glaube zu etablieren beginnt, setzt man Bischöfe ein und eine Ausbildung zum Druiden wird untersagt.

Regelmäßig gibt es ein Zusammentreffen der Druiden in dieser Region, bei denen man sich berät und den gemeinsamen Bund erneuert. Vier meiner ehemaligen Druidenfreunde fehlen, zwei sind gestorben, zwei sind zum anderen Glauben übergetreten. Es heißt unter der Hand, man habe ihnen Gewalt angedroht. Nein, diese Botschafter des neuen Glaubens sind nicht friedlich.

Bei einem meiner zahlreichen Wege über Land gerate ich in ein heftiges Spätherbstgewitter. Ich muss noch einen halben Tag wandern, ehe ich die durchnässte Kleidung wechseln und mich aufwärmen kann. Am nächsten Morgen erwache ich mit einem brennenden Fieber. Ich liege im Stroh einer Scheune und bin zu schwach, um mich wieder zu erheben. Das Fieber steigt und ich huste Blut.

Ich weiß, dass ich sterben werde. Ich blicke auf mein Leben zurück und empfinde, es war reich, oft war es sogar glücklich und schön. Noch immer quälte mich leise ein dunkler Fleck: Axon. Ob er mir vergeben hat? Ich muss mir selbst vergeben, und das ist schwer.

Wieder erlebe ich, dass ich mich ablöse und aufwärts schwebe, der vom Fieber geschüttelte Körper bleibt unten im Stroh zurück, nur wie ein altes Tuch.

25.7.2009

Clemens - Lucia

Liebe Lucia, bitte behalte das Postfach. Es könnte ja immer noch einmal Post von den Eltern kommen.

Leider gibt es über die Roma-Geschwister nichts Glückliches zu berichten. Sie haben keine wirklichen Freunde in ihrem neuen Quartier. Und das Jugendheim, in dem sie inzwischen längst Unterkunft finden sollten, hat erst einen freien Platz, noch nicht die zugesagten drei.

Hier sind wieder einige Dalborg-Gedichte. Selten konnte ich in so viel Ruhe an den Übersetzungen arbeiten – wie zugleich in großer Traurigkeit.

*Herzlich grüßt Dich
Dein Clemens*

lätt av rösterna - Licht der Stimmen

*Sturm schlug mich los
vom Pfahl. Wieder und wieder.
Sturm zerriss alle Stimmen.
Glühend in kühler Würde
stehn unerreichbar die Feuer.
Und spinnend im wirren Licht
ziehn meine Finger,
heben die Fäuste sich auf
gegen tauben Raum.*

*Straßabwärts geh ich mir zu.
Netze flechtend und lösend.
Leichtfüßig, an den Flügeln
kein Staub, keine Trauer.*

*Trennendes
sprang wie Glas,
fiel heimlich und leicht.
So gehe ich, wenig noch sichtbar.
Doch sicher, bleibend, befreit.*

1

Wach liegen des Nachts – und lauschen
auf die verworrenen Stimmen der Erde,
ihren dunklen, flutenden Puls –

Ihre Balladen der Trauer, des Zorns,
ihre dunklen, brausenden Leidensgesänge,
ihre Lieder des Spotts, ihre Wiegenlieder,
ihre geheimen Choräle...
Erde, schwebender Stern,
wie bist du gesegnet mit Fülle und Wunder.
Fülle an Schmerz und Geheimnis;
fülle an Zauber, Schönheit und Kraft.

2

Regennachmittag – vor meinem Fenster
summt die Erde, summen die glitzernden Zweige;
jeder Tropfen kühlt eine Wunde –
und segnet. Herrlich ist Dürsten!

Einmal so werden vielleicht
alle schlammigen Bäche und leidenden
Krankheitswasser der Erde
aufgehoben sein und verwandelt
zu fahrenden Wolkenschiffen, wiederkehren
als glitzernder Segen des Himmels.

3

Wieder ist Sommer – wieder
 liege ich, schwer vom träumenden Duft der Erde,
 ausgebreitet über die Gräser –
 in meinem Atem wie goldene Wolken
 den taumelnden blühenden Staub...

Ich weiß, was du sagen wirst einst -:
 Dein Ansturm, dein zorniger Flug
 gegen alle Gebirge und Klippen der Welt
 war nur ein bohrender Rausch;
 anders die Samenflüge des Lebens
 von Blüte zu Blüte; anders
 dein sanftes Warten und Tragen...

4

Der Weiher, die schwimmenden Rosen, das Schilf,
 das Boot an der Kette; der Schwan...
 Durch wieviel Menschenalter
 hab ich geschlafen, hab ich verlernt,
 die Stimmen der Märchen zu sprechen –
 und aus Märchen Geschichte deuten?

Könnte ich mir nochmals ein Auge erschaffen,
 dann müsste es sein wie dieses:
 klar und licht von Geheimnis, wie dieses
 wahr – und schimmernd von Tiefe.

5

Spülend um meinen wurzelnden Fuß:
 wartende Zeit, rinnend von Warten zu Warten.
 Steigend und fallend durch ruhende

Kummerbrunnen, manchmal umarmt von Schatten,
 Silberschatten der Gräser, der Blüten...
 Und wieder verloren in Zonen
 der Winterschollen, verirrt
 im Spiegel der Firne... Wartende Zeit.

Wartendes Dunkel, das uns geschultert ist,
 jahrlang, getragen in dumpfer Geduld –
 um jener schimmernden
 Silberstücke der Liebe willen...

6

Das Gift, das Lärmen der Zeit,
 das mich umspült, der Schlamm der Tage,
 dem ich nicht fliehen kann, den ich
 durchbrennen und und sieben muss –
 alles gehört mir zu; mir zu
 wie die Höhe des Himmels, die Wolke,
 der Schwalbenflug, den ich liebe...

Hat Teil an mir wie immer teilhat:
 das Blau und die Höhe des Himmels,
 die leuchtende Wolke, der wache,
 lichtsprühende Schwalbenflug.

7

Vor mir der See. Licht der Sonne,
 das strömt und rollt. Rotes, rollendes Gold,
 das wandert und anhält vor meinen Füßen...

Da es mir folgt über Uferstraßen,
 Fuß nach Fuß – ist es nicht überall?
 den weiten, stummen, summenden See

zur Straße malend an jedem Ort –
für mich zu ihm, für sich zu mir.

Für dich, der schaut, zu ihm und zu mir.

8

Dort der Stern. Ich bin der Stern.
Schaue, schaue auf mich, schaue zur Erde,
den dunklen, funkelnden Tropfen.

Zeiten, Zeiten. Wie viele
Wellen mussten mich tragen, Monde und Wolken
spiegelnd, Lebendes atmend zahllos,
dass ich Muschel sein durfte,
glitzernd geschält aus dem Allmeer...

Zeiten, Zeiten.

9

Sanfter, strömender Atem –
wieviel gewaltige dröhnende Welt
ist durchgegangen durch dich:
Schneeluft der Höhen, salzige Brandung,
Tannenwälder und Harz,
der kranke Ruß der rauchenden Städte,
der Duft ihres Menschenhaars;
und wieder – Korn und lodernder Mohn.

Großer Atem:
Wie sind wir ausgestreut, ausgebreitet
überall in die Welt.

10

Wenn später mein Atem dich trifft –
ein flüchtiger, suchender Hauch –
weißt du, dass ich auch dann
gewaltig gebändigter Sturm bin?

Kein Gleiches. – Mächtig
in preisgebener Macht – so wirst
auch du sein, dort einst wird alles münden.

11

Als ich den Stein nicht aufhob,
der hart meine Stirn traf aus ihren Händen,
als ich selber den Stein nicht warf...
verlachten sie mich.

Ich aber spürte: Die Erde atmete
freier einen Moment und irgendwo blühte
eine Lilie reiner als sonst, schwang sich
leichter und höher hinauf ein Vogel paar.

12

Jedes Auge, das mich nicht sah,
jedes Auge, das kalt mich verlor,
wird ein Auge in mir sein – für andere.
Jedes Schweigen, das kalter, kränkender Pfeil
der Verachtung gegen mich war,
wird Stimme in mir sein, die heilt.

Wirst du dann kommen und einziehen
in den ruhenden Dom meiner Hände?

Inmitten der ungestüm brodelnden,
stürzenden See:
das tanzende, zuckende Boot –

An der Reling der Reisende:
von Atem zu Atem die Augen
gelassen dort auf den schäumenden, funkelnden
Wunderkronen der Kämme -: ich

Das wäre die Ankunft.

30.7.2006

Clemens – Marja

Liebe Marja! Hier wieder einmal ein Beispiel von Behördensturheit und Behördendummheit. - Ach wären Geschichten wie diese doch einfach erfunden!

Es geht erneut um zwei Ausländer.

Heute Vormittag war ich bei einer amtlichen Vorladung dieser Ausländer und ihres Rechtsanwalts anwesend. Die jungen Männer waren als Sechzehnjährige aus Afghanistan gekommen und hatten sich in den letzten zehn Jahren in Deutschland gut eingelebt. Sie hatten erfolgreich eine Ausbildung als Fernsichttechniker absolviert, inzwischen gehörten sie zur festen Belegschaft einer Firma und dort zu einem Spezialistenteam.

Ihre Aufenthaltserlaubnis, immer noch einmal verlängert, war endgültig abgelaufen. Die jungen Männer hatten Afghanistan seit ihrer Flucht nie wieder gesehen, und sie sprachen das Deutsche inzwischen besser als das Afghanische. Afghanistan war für sie ein völlig fremd ge-

wordenes Land. Hier in Deutschland hatten sie ihren Bekannten- und Freundeskreis. Und vor allem: Die Firma brauchte sie, mit ihrer Spezialisierung und ihrem Know-How waren sie nur schwer zu ersetzen.

Als der erste Abschiebebescheid bei beiden eintraf, hatte ich ihnen einen jungen Anwalt verschafft, der ein Widerrufungsverfahren einleitete. Er warf sich dann auch mit all seinem Paragraphenwissen für sie ins Zeug – und dies für eine lächerliche Unkostenpauschale, also für fast nichts. Alle Argumente, die er vortrug, sprachen so eindeutig für ein dauerndes Bleiberecht, dass man mit gesundem Menschenverstand nur annehmen konnte, der Fall sei geklärt und eine Abschiebung endgültig vom Tisch.

Nein, es kam anders. Nachdem sich die zuständigen Behörden nochmals für eine Besprechung zurückgezogen hatten, erklärten sie, der Abschiebungsbescheid bleibe rechtskräftig, man erfülle so geltendes Recht. Punkt um. Keine weitere Diskussion. Man hatte entschieden.

Also: Zwei Fachkräfte, in Deutschland dringend gebraucht, werden in ein Land abgeschoben, zu dem sie keine persönlichen Bindungen mehr haben und das sich weitgehend auf dem Stand einer primitiven Agrarzivilisation befindet. Man könnte es den Afghanen ja gönnen, dass zwei junge Männer mit westlichem Know How in ihre Heimat zurückkehren. Doch nirgends werden sie ihr Spezialwissen dort sinnvoll einsetzen können.

Es ist zum Weinen. Aller Einsatz vergebens.

Ich sah diese Männer anschließend mit hilflosen Blicken im Flur stehen. Ich könnte es ihnen nicht verdenken, wenn sie untertauchten, doch dann verlieren sie ihren Job. Vielleicht dass sie in einem anderen europäischen Land mit ihren guten Papieren und Abschlüssen einen

neuen Anfang versuchen. Doch das bedeutet: auch wieder die Sprache neu lernen.

Man möchte jeden dieser deutschen „Behördenärsche“ treten. Darf ich so deutlich sein? Sie berufen sich auf die höhere Order. Und wahrscheinlich haben sie tatsächlich keine Wahl und müssen „gesetzeskonform“ entscheiden.

Die Verantwortlichen? Die sind in all dem Paragrafen-gestrüpp wieder schwer auszumachen. Das Traurige ist: Wer auch immer dort sitzt, am „grünen Tisch“ der Paragrafenbastler, bekommt die betroffenen Menschen nie zu Gesicht.

Ich bin sicher: Es würde vieles verändern!

Dein Clemens

5.8.2006

Liebe Marja, gestern am späten Abend klingelt es an meiner Tür – und ich traue meinen Augen nicht: die Roma-Geschwister stehen davor.

Einen Moment war ich fassungslos und verwirrt – ich blickte in die Augen Arjonas, ich blickte in die Augen ihrer Geschwister – und ein anderer Teil in mir war beglückt.

Kein Anruf zuvor. Arjona sagte, man hätte ihnen das Handy gestohlen, das nochmals neue, das ich ihnen damals auf dem Weg ins neue Asylantenheim mitgab.

Wie waren sie hergekommen?

Mit drei unterschiedlichen Regionalbahnen. Sie fahren jedes Mal „schwarz“, woher hätten sie das Geld auch nehmen sollen. Einmal kam eine Kontrolle, sie schafften es, sich auf die Toilette zu flüchten, dann nahmen sie einen anderen Zug.

Jetzt waren sie hungrig, mein Kühlschrank allerdings war für diesen Besuch nicht vorbereitet. Alles was ich

ihnen auf die Schnelle anbieten konnte, waren zwei Bananen, zwei Tomaten und ein Bündel Radieschen. Zusätzlich machten wir einen Schokoladenpudding und kochten reichlich Kakao.

Sie waren zufrieden damit. (Und sichtbar glücklich – sehr sehr glücklich – wieder bei mir zu sein.)

Der Grund ihrer plötzlichen „Flucht“: Eine Gruppe älterer Jugendlicher ihres Asylantenheimes war zudringlich geworden; als Levin die beiden Schwestern schützen wollte, kam es zur Prügelei. Außerdem schwelte seit längerem ein Konflikt mit zwei Frauen des Aufsichtspersonals, die sie ständig schikanierten, wie sie behaupteten.

Ich blickte in ihre Gesichter – entzückt sie wieder zu sehen, und doch: in einem anderen Teil meiner Seele rumorte augenblicklich schon wieder die Angst.

Etwas war in den letzten Tagen geschehen, worüber ich bisher nichts schrieb und womit ich auch die Geschwister in diesem Moment nicht beunruhigen wollte.

Viermal kam ein Anruf über mein Festnetztelefon, ich hörte im Hintergrund Kneipenmusik und männliche Stimmen, die teils fremdländisch klangen. Ich reagierte mit einem mehrfachen „Hallo!“, doch bis auf jene Stimmen im Hintergrund blieb es still. Nach knapp einer halben Minute wurde jedes Mal aufgelegt.

Wir saßen, wie wir es über Wochen getan hatten, um den Küchentisch herum und redeten bis tief in die Nacht. Das Deutsch der Geschwister ist inzwischen gut genug, dass sie das meiste verständlich ausdrücken können, wenigstens in einfachen Sätzen, oder es findet doch wenigstens einer von den dreien das Wort, das ein anderer gerade vergeblich sucht.

Wir sprachen über ihre Eltern. Während ihrer ganzen Abwesenheit war in Lucias Postfach nur ein einziges Schreiben eingetroffen. Es wiederholte sich darin alles

schon zuvor Geschriebene. Auch der Satz über ihre baldige Freilassung fehlte nicht. – Das war ein Brief besorgter und liebender Eltern. Doch er sagte nichts aus. Die Eltern warteten unverändert auf ihren Prozess.

Die Geschwister hatten es gelegentlich diskutiert: dass sie den Eltern ein Alibi geben könnten – sie würden beschwören, dass in jener Brandnacht weder Vater noch Mutter das Haus verlassen hätte. Doch es wäre nicht ganz die Wahrheit. Tatsächlich hatte der Vater im spätabendlichen Dunkel seinen Handschuh gesucht. Welcher Zeuge aber konnte ganz sicher behaupten, ihn und ganz genau ihn im Dunkel erkannt zu haben?

Was auch immer geschehen war - ein Alibi aus dem Mund der blutsverwandten Kinder? Nein, dieser Gedanke einer Rettungsaktion war eine Illusion.

Wir saßen um meinen Küchentisch und die alte Vertraulichkeit hatte sich rasch wieder eingestellt. Die Geschwister wussten, dass ihnen hier zuletzt große Gefahr drohte. Inzwischen doch war viel Zeit vergangen. Sie glaubten nicht, dass man sie immer noch suchen würde. Und in keinem Fall hätten sie es länger in jenem grauen Asylantenheim ausgehalten, wo sie nur Langeweile und Schikane erlebt hatten.

Sie würden auch wieder in die Kellerwohnung ziehen, wenn ich es wollte. Und sie würden dort niemanden einlassen und sich auch selbst nicht hinaus bewegen. Und außerdem: Sie würden ihre Haare noch einmal nachfärben, mit diesem hellen Blond, und sich immer neue Frisuren kämmen, keiner würde sie so erkennen.

Sie hatten sich im Voraus gründlich ihre Gedanken gemacht. Und doch: Ich ging mit bleiernen Sorgen zu Bett. Es gab da diese vier Anrufe – und jemanden, der im Besitz meiner Nummer war.

Am nächsten Morgen hatte ich einen Gedanken. Ich telefonierte mit Arno. Er hat sein Haus fast vierzig Kilometer entfernt von hier.

Arno – er ist ein Jugendfreund und, trotz seiner Verschwörungstheorien, immer ein Freund geblieben. Gewiss erinnerst Du Dich daran, dass er eine sehr schmerzhaftige Trennung von den eigenen Töchtern hinter sich hat - mit einem absoluten Kontaktverbot, das die Frau gegen ihn durchgesetzt hat.

Vor Jahren hatte er seinen Dachboden ausgebaut. Die zwei neuen Zimmer sollten gemütliche Wohnräume für seine Töchter werden. Dann kam dieser schreckliche Bruch mit der Frau. Die neuen Zimmer blieben leer.

Arno hält sich meist den ganzen Tag über in seinem Haus auf. Er ist Selbständiger und hat dort sein Büro, alle seine Arbeiten erledigt er vom Computer aus. Das eingezäunte Grundstück bewachen zwei Collies.

Ich rief also Arno an und schilderte ihm die gesamte Situation. Er begriff schnell. Die drei Geschwister brauchten eine andere sicherere Unterkunft.

Mein Instinkt war richtig. Neben Arnos Neigung zum Verschwörungstheoretiker pocht auch eine große Neigung zum Beschützer in seiner Brust. Er sagte ohne langes Bedenken zu.

Es bleibt ein einziges Problem: Arno wird in drei Wochen eine schon länger geplante Reise antreten. Dann müssen die Geschwister das Haus wieder verlassen.

Drei Wochen – immerhin. Danach werden wir weiter sehen. Und einmal auch wird ganz sicher der Zeitpunkt kommen, an dem die Verfolger, wer immer sie sind, die Spurensuche aufgeben werden.

Ich kehrte zu den Geschwistern zurück. Nun tat ich es doch: Ich sprach von den mysteriösen Anrufen der letzten Tage. Sie mussten wissen, dass ich sie mit diesem

Angebot einer anderen Unterkunft einfach nur schützen wollte.

Ich blickte in verstörte, enttäuschte Gesichter.

Sie kannten Arno. Und ich sagte ihnen gleich, dass es nur für die nächsten drei Wochen sei.

Sie tauschten einige Sätze in ihrer eigenen Sprache, tuschelnd und flüsternd, dann sah ich sie nicken und Swea sagte: Doch ich müsste versprechen, sie dort regelmäßig zu besuchen.

Ich nickte spontan. Dann nahm ich mein Nicken langsam wieder zurück. Was wenn man mein Auto kannte und meine Fahrwege verfolgte?

Ich dachte nochmals über die vier anonymen Anrufe nach, und mehr und mehr schob sich jetzt ein anderes Bild in den Vordergrund: Sie konnten möglicher Weise auch von jener Gruppe verrohter Männer stammen, die mit ihren Stiefeln einen am Boden liegenden Iraner ins Koma getreten hatten.

Es ist ein anderer noch immer offener Konflikt, den ich völlig verdrängt habe: mein Einsatz für die iranische Familie und die offene Drohung gegen mich. – Dieser Konflikt betrifft nur mich selbst, das hatte meine Besorgnis erheblich reduziert.

Freilich, ich hörte am Telefon im Hintergrund diese fremdländischen Stimmen. Doch die können aus jeder beliebigen Kneipe kommen.

Meine Gedanken waren jetzt folgende:

Mit dem Auto fahre ich täglich zur Volkshochschule. Sie liegt etwa auf halbem Weg zu Arnos Haus, und es bietet sich an, meine Besuche gleich nach Unterrichtsende vorzunehmen. Das heißt: Ich fahre nie direkt von meinem Haus zu dem Arnos.

So wiederholte ich jetzt mein Nicken. Diese Besuche – ich würde sie selber heftig herbeisehnen, da ich doch wusste, die drei sind wieder hier in der Stadt.

Am späten Abend trafen wir bei Arno ein.

Er begrüßte mich mit dem gewohnten festen, herzlichen Händedruck und führte uns hinauf in die Dachbodenzimmer. Wirklich sind es zwei hübsche Räume, es standen zunächst nur zwei Betten darin, doch ein drittes brachte Arno aus einer Abstellkammer hinauf.

Wir aßen ein gemeinsames Abendbrot und blieben noch zwei Stunden zusammen. Arno ist ein guter Witze-Erzähler. Und er erzählte die Witze tatsächlich so, dass die Roma-Geschwister lachten. Ich spürte Sympathie zwischen allen, in diesem Punkt kann ich unbesorgt sein.

Ich folgte ihnen am späten Abend noch einmal die Treppe hinauf auf den Dachboden. Im Moment der Verabschiedung sah ich sie auf ihren Betten sitzen – mit einem traurigen Ausdruck von Verlassenheit, der mich schmerzlich auf meiner ganzen Heimfahrt verfolgte.

Hatte ich eine Wahl?

Immer noch einmal hatte ich von diesen drei Wochen gesprochen, die sie längstens dort bleiben können und nach denen wir alles neu überdenken werden.

Und es ist doch nicht mehr als eine vage Hoffnung: dass ich sie dann ohne Furcht, ohne Furcht um sie selbst, wieder ins Haus nehmen kann!

11.8.2006

Liebe Marja! Ich besuche die Roma-Geschwister nun jeden zweiten oder doch jeden dritten Abend.

Natürlich habe ich ihnen auch wieder „Lektüre verpasst“. Bei so viel freier Zeit, die sie haben, ist es nur sinnvoll, wenn sie ihr Deutsch weiter verbessern.

Im Keller von Arno gibt es einen Billardtisch, das war für sie eine Entdeckung! Sie trainieren nun viele Stunden am Tag. Das ist natürlich um einiges attraktiver als ihre deutsche Lektüre – auch wenn ich immer etwas Spannendes für sie auswähle. Doch ich werde ihre Begeisterung fürs Billardspiel sicher nicht bremsen.

Gestern schon später am Abend – es war kein Besuchstag bei Arno – klingelte Arjona an meiner Tür.

Sie gab keine Erklärung für ihr Kommen. Sie war einfach da.

Ich ließ sie ins Haus. Und sah sie weiter nur fragend an.

Sie hatte ein Blatt mit einer kleinen Zeichnung in einem der Bücher entdeckt, die ich ihnen überlassen hatte.

Das Bild zeigte meine Tochter, elfjährig, von meiner Frau gemalt, kurz vor ihrem letzten Geburtstag. Ein paar mit Bleistift geschriebene Zeilen, in denen von viel Liebe die Rede ist. Dazu ein kleines Gedicht.

Ich hatte über den Tod meiner Frau und meiner Tochter mit den Roma-Geschwistern nur einmal gesprochen. Natürlich kennen sie die Fotos, die in meinem Wohnzimmer hängen, und natürlich haben sie gefragt. Sie spürten schnell, sie hatten eine Wunde berührt und sie fragten nie wieder.

Nein, ich wusste nicht mehr, dass ich dieses Bleistiftbild mit diesem Gedicht in eines dieser Bücher gelegt hatte. Natürlich, es war eines der Bücher meiner Tochter gewesen.

Arjona stand vor mir und plötzlich legte sie ruhig und saft ihre Arme um meinen Hals.

Viele Sekunden stand sie so.

Dann sagte sie: Sie hatte an mich gedacht und sich vorgestellt, ich wäre den ganzen Abend in meiner Wohnung allein. Und, plötzlich, da war sie so traurig für mich.

Ich spürte Rührung. Ich spürte tiefe Verwirrung.

Sie sagte jetzt, sie hätte das Gedicht auf dem Zettel auswendig gelernt.

Sie trat einen Schritt zurück, senkte den Kopf und ohne jede Unterbrechung strömten diese Zeilen aus ihrem Mund, alle korrekt.

Liebe Marja, ich hatte mit keiner Zeile etwas darüber berichten wollen, was mich in den Tagen seit ihrer Rückkehr bewegt hat.

Nun kann ich es nicht ganz übergehen.

Alle Gefühle waren wieder lebendig.

Ich versuchte, am Tag ihrer Ankunft, diese Gefühle wie eine bedrohliche Strömung hinter eine Staumauer zu verbannen. Dann spürte ich diese Dämme brechen. Ich konnte es auch gefahrlos zulassen. Ich hatte ihr und ihren Geschwistern ein Quartier bei meinem Freund Arno verschafft. Sie war fort. Sie war gleichzeitig nah. Ich konnte ihr Bild mit allen Farben der Sehnsucht füllen - eine Sehnsucht, die wie ein ständiges Brennen war, und ich liebte es, dieses Brennen zu fühlen.

Jetzt aber war sie da – und allein mit mir.

Wir nahmen schließlich in meinem Wohnzimmer Platz.

Sie wollte mir noch einen Traum erzählen, den sie in der vergangenen Nacht geträumt hatte. Sie sammelte ihre Gedanken.

Sie hatte von ihren Eltern geträumt. Sie und ihre Geschwister saßen mit den Eltern auf einem Floß. Sie merkten, dass das Floß mehr und mehr auseinanderbrach. Auf

der einen Hälfte saßen die Eltern, auf der anderen sie und ihre Geschwister. Das Floß drohte immer weiter zu zerbrechen. Doch sie und ihre Geschwister hielten sich mit aller Kraft an den Händen fest. Die Eltern waren plötzlich verschwunden, sie waren untergegangen. Dann aber konnte sie den Arm der Mutter unter dem Wasser fühlen. Sie zog sie mit Hilfe der Geschwister auf ihren Teil des Floßes, der immer noch schwamm. Allerdings, noch immer fehlte der Vater, und sie suchten weiter ängstlich das Wasser ab, vergeblich.

Da hatte sich das Floß auf einmal verwandelt: Es war kein Floß mehr, es war eine Insel - mit Felsen, mit Sträuchern und Gras. Und plötzlich sahen sie auch den Vater wieder. Er zog sich an den Sträuchern auf Land. Sie waren jetzt alle wieder zusammen. Und nun bemerkten sie plötzlich noch etwas sehr Seltsames: Die Insel konnte auch schwimmen. Man konnte sie rudern. Und so ruderten sie alle gemeinsam auf das Ufer zu.

Sie wüsste seit diesem Traum, so sagte Arjona, dass alles für ihre Eltern, für ihre Geschwister und sie gut enden würde.

Sie lächelte still in sich hinein. Sie lächelte zu mir hinüber, ich lächelte ebenfalls. Auf dieser Brücke des Lächelns, die zwischen uns gewachsen war, wanderte immer wieder ein Lächeln hinüber zum andern, lange.

Dann fragte sie, ob sie bleiben dürfe – nur für diese Nacht. Sie wollte noch einmal, so wie in den Wochen, als sie alle drei bei mir wohnten, in ihrem Zimmer schlafen.

Sie ging ins Bad.

Sie war mit einem Stoffbeutel gekommen, der ihr um die Schulter hing. Sie hatte es vorbereitet und Handtuch, Lappen und Zahnbürste eingesteckt.

Nach Minuten erschien sie bei mir an der Tür.

Ich hörte den Satz: „Ich möchte nur sein, wo du bist.“

Und nach einer Pause die weiteren Sätze: „Ich will nichts von dir. Ich will nur noch einmal mein Zimmer, nur diese Nacht.“

Sie verschwand in das Schlafzimmer.

Ich nahm meine am Computer unterbrochene Arbeit wieder auf, nach einer Stunde war sie beendet. Ich ging an ihre Tür. Diese war spaltweit offen geblieben und ich blickte hinein.

Sie atmete friedlich auf ihrer Matratze und schlief.

Es war gegen elf, auch ich legte mich schlafen.

Gegen vier Uhr morgens wachte ich auf. Durch die Gardinen schimmerte das erste Licht des neuen Morgens.

Im Flur, nur wenige Meter entfernt, erkannte ich ihre Matratze, dort lag sie unter ihrer Decke und wieder hörte ich sie friedlich atmen.

Ich fühlte für Augenblicke heftig meinen Puls schlagen. Ich horchte angestrengt.

Doch Arjona schlief tief.

Gegen sechs erwachte ich wieder.

Ich merkte, dass auch Arjona jetzt wach war.

Sie blickte flüchtig zu meinem Schlaflager.

Nach einer Weile hörte ich sie flüstern.

„Ich will einfach nur sein, wo du bist.“ Sie wiederholte nur diesen Satz.

Es war, als hörte ich ihre Gedanken – die doch auch gleichzeitig meine waren.

„Ich bin glücklich, in deiner Nähe zu sein.

Ich will deinen Atem hören.

Mehr brauche ich nicht.“

Es ist unmöglich, Worte für das zu finden, was nun geschah.

Jeder Lektor würde es streichen und an den Rand den Vermerk setzen: Kitsch.

Doch so geschah es: eine Welle von Liebe und Rührung überschwemmte mich, wie ich sie bisher nur wenige Male gefühlt hatte.

Immer neue Wellen von Liebe.

Ich lag wie in einem hellen Feuer, es brannte - und zugleich war es Seligkeit, Glück.

Ich wusste: Arjona ist hier, sie atmet wenige Meter von mir entfernt. Doch eigentlich gibt es keinen trennenden Raum zwischen uns.

Ich fühlte sie so nah, als könnten meine Arme sie direkt berühren. Meine Stirn, meine Augen und meine Nase lagen auf ihren, ich spürte es geradezu körperlich. Mehr noch: Es war, als könnte ich mein Gesicht in ihres hinein schieben.

Ich hatte ihr Lächeln so häufig abgewehrt – als müsste ich eine Gefahr verbannen.

Nun ließ ich es sich ganz in mir ausbreiten, dieses lange gesammelte noch unverbrauchte Lächeln, und es wiegte mich auf Wellen des Glücks. Es war ein so reiches Spektrum von Glück, dass der Gedanke an körperliche Nähe und Intimität nur ein kleiner Aspekt davon war. Er war nicht ganz ausgelöscht. Doch ich war reich entschädigt durch eine andere Art von Nähe und Intimität.

Es war wie ein vollkommenes Einswerden.

Wer etwas Ähnliches nie erlebt hat, wird es belächeln. Ich schwebte in einem Zustand absoluter Verzauberung.

Ich lag wenige Meter von diesem Mädchen entfernt, das ich mit aller Liebe liebte, zu der ich fähig war, und es genügte mir, über ihrem leise atmenden, von Innen lächelnden Körper zu schweben.

Ich weiß: Ich habe einen Zauber erfahren, den ich durch nichts mehr beschädigen will, auch nicht vermischen will mit körperlicher Liebe.

Viele Minuten verstrichen.

Ich blickte flüchtig zu ihr hinüber.

Da sah ich sie wieder schlafen, mit friedlichen Atemzügen.

Als ich erneut erwachte, gegen halb acht, hörte ich ihre Schritte in der Küche. Sie kochte Kaffee und bereitete ein Frühstück für uns beide vor.

Wir sprachen nichts.

Wir saßen uns lächelnd gegenüber.

Ich spürte diesen „Traum“ in ihren Augen – den „Traum“ dieser so intensiv gefühlten Nähe, den sie genauso „geträumt“ haben musste wie ich.

Sie räumte das Frühstück fort und begann mit dem Abwasch.

Einmal kam sie kurz an die Tür. Sagte: „Dein Freund Arno ist nett. Es ist in Ordnung, bei Arno zu wohnen.“

Doch wenn wir wählen dürften, Swea, Levin und ich, dann würden wir wieder zu dir kommen.“

Arno rief an.

Er machte sich Sorgen.

Durch Swea wusste er bereits, dass Arjona losgefahren sei, um mich zu besuchen. Ob sie auch wirklich bei mir angekommen sei?

Ich konnte ihn beruhigen.

Ich sagte ihm, dass ich Arjona am frühen Nachmittag zu ihm zurückbringen würde. -

Doch dieser halbe Tag gehörte noch uns.

Du weißt, Arjona hat ihre Haare blond gefärbt, ein helles Blond. Als die dunkle „Roma-Arjona“, die sie einmal war, ist sie kaum noch zu erkennen. Außerdem erhielt sie von mir eine Sonnenbrille mit großen spiegelnden Gläsern. So war ich sicher, wir könnten eine gemeinsame Ausflugsfahrt ohne Sorge riskieren.

Strahlendes Augustwetter. Wir stiegen beide ins Auto.

Ohne es exakt geplant zu haben, endete unsere Fahrt beim Zoo. Wir hatten ihn ja schon einmal besucht. Arjona hatte den Ausflug mit den Geschwistern gut in Erinnerung – nur war er viel zu kurz, wie sie meinte.

Also gingen wir wieder von Gatter zu Gatter. Immer wieder griff sie für eine kurze Zeit meine Hand.

Der Affenfelsen. Das Gehege der Löwen. Die Eisbären. Die im Schlamm liegenden träge blinzelnden Krokodile. Wir lachten viel.

Wir setzten uns ins offene Zoorestaurant, wir aßen italienische Salate, wir aßen italienisches Eis.

Wenn ich sie ansah, sah ich doch immer nur mich selbst, in den Gläsern ihrer Sonnenbrille gespiegelt.

Es schmeichelte mir nicht. Ich hätte viel darum gegeben, das Gesicht eines jugendlichen Liebhabers zu erblicken.

Der war ich nicht.

Wie war es überhaupt möglich, dass sie mich lieben konnte? War es so? - Doch: für diesen Tag, diese Stunden war es völlig gewiss.

Diese so vergänglichen.

Ich musste zu meinem Nachmittagsunterricht, zu meinen freundlichen wartenden Schülern.

Ich brachte Arjona zu Arno zurück.

Kein Kuss. Keine Umarmung.

Dies alles war in den Morgenstunden geschehen – ohne dass einer den anderen doch berührt hätte.

Am späten Abend, von meinem Unterricht heimgekehrt, hoffte irgendetwas in mir auf ihr erneutes Klingeln an meiner Haustür.

Es blieb still.

So war es die Abmachung.

Freilich, nun geht es mir immerzu durch den Kopf: Ob ich es doch wage – ob ich „meine“ Roma-Kinder wieder ganz bei mir aufnehmen?

Keine weiteren anonymen Anrufe sind während der letzten Tage erfolgt. Und immer mehr verschiebt sich dies Bild in meinem Kopf: Es könnte eine Warnung allein an mich gewesen sein – von den Männern, gegen die ich ausgesagt hatte.

Die Roma-Geschwister waren nicht gemeint.

Meine Besorgnis war gut.

Und doch hatte ich möglicher Weise überbesorgt reagiert.

Vielleicht hole ich sie alle drei bald wieder zu mir.

*Herzliche Grüße
Dein Clemens*

13.8.2006

Lucia – Clemens

Hier wieder einer meiner "Zeitreise-Träume".

Das Leben, in dem ich mich fühlte, war kurz, und doch gab es abwechslungsreiche spannende Etappen darin.

Manchmal habe ich ein ganz intuitives Wissen über die Zeit, das Jahrhundert; und auch über den Ort, an dem ich mich befinde. – Dann wieder bleibt dies alles vage, und ich kann nur meine Schlüsse ziehen, wenn ich Namen in Erinnerung behalte und sie einer Zeit oder einem Ort zuordnen kann.

*Mit lieben Grüßen
Deine Lucia*

Die Taschendiebin / Die Wanderschauspielerin

Meine Kindheit und Jugend verbringe ich als Taschendiebin.

Das Land, in dem ich aufwache, ist England, eine nördliche Industriestadt, wahrscheinlich Glasgow, es ist das neunzehnte Jahrhundert, die Zeit der technischen Revolution.

Mein Vater und seine zwei jüngeren Brüder sitzen tagtäglich in einer großen Fabrikhalle und stanzen Metallteile an einem Fließband, meistens für Lokomotiven, wie Vater mir einmal erklärt, diese schwarzen Loks, wie man sie nun immer häufiger über Land fahren sieht. Einmal bekomme ich die Halle zu sehen, es lärmt dort schrecklich, es ist rußig und stickig, fast hundert Männer arbeiten dort, sie verbringen an diesen Fließbändern vierzehn Stunden jeden Tag, die ganze Woche hindurch, der einzige freie Tag ist der Sonntag. Manche kehren am Abend erst gar nicht nach Haus zurück, der weite Weg würde sie nur zwei nutzlose Stunden kosten, sie schlafen vor ihren Maschinen.

Ich habe sechs Geschwister, alle jünger als ich. Meine Mutter geht bei wohlhabenden Leuten putzen, nur mit dem kleinen Gehalt von Vater könnten die Eltern ihre Familie nicht durchbringen. Die Mahlzeiten sind karg – meistens Kartoffeln oder Steckrüben. Einmal stößt eine meiner Schwestern aus Versehen die große Milchkanne um. Es ist eine Katastrophe. Es ist der Wert von drei Tagen Arbeitslohn. Vater verprügelt sie spät abends dafür. Er riecht nach Schnaps. Immer häufiger kehrt er mit den Brüdern nach der Arbeit in eine billige Kneipe ein.

Es ist ein Hundeleben. Einer von Vaters Brüdern bricht schließlich aus. Er wird Taschendieb. Er lügt uns vor, er habe in der Stadt einen Marktplatz und sei nun Markthändler. Ich will ihn dort besuchen. Da sehe ich ihn, wie er auf der Straße mit zwei Frauen im Gespräch ist. Er greift in ihre Einkaufskörbe

und lässt die gestohlenen Lebensmittel in einem großen grauen Mantel verschwinden. Die Frauen merken nichts.

Ich bin ein junges Mädchen, vielleicht vierzehn. Vater sagt mir, ich solle demnächst auch einen Platz in der Fabrik bekommen. Da fällt Mutter beim Putzen von einer steilen Treppe. Sie bricht sich das Genick, ein junger Arzt kann nur noch ihren Tod feststellen. Jetzt ist Vater mit uns sieben Geschwistern allein.

Ich muss die Rolle von Mutter übernehmen, für alle die Wäsche waschen und nähen, Essen einkaufen und kochen. Da treffe ich wieder mit meinem Onkel zusammen, den Taschendieb. Er ist gut gelaunt, er erzählt mir offen, womit er sein Leben bestreitet. Es gibt ganze Schulen für Taschendiebe. Doch das meiste hat er sich selbst beigebracht. Immer geht es um geschickte Ablenkung. Das zweite ist große Fingerfertigkeit. Während er mir davon berichtet, hat er zwei Taschentücher und einen Schlüssel aus meinem Rock entwendet. Ich bin verblüfft. Hätte er es mir nicht gesagt, es wäre mir in diesem Moment nichts aufgefallen.

Die Arbeit als Taschendieb ist leichter, wenn zwei als Team arbeiten. Einer übernimmt die Ablenkung, der andere greift in die fremden Taschen. Unsere Zusammenarbeit wird immer besser, ich lerne ständig neue Tricks. Einmal beobachtet uns ein Polizist. Im letzten Augenblick gelingt es mir, die Uhr aus dem Mantel meines Onkels wieder in die Jacke der älteren Dame zu befördern. Der Polizist durchsucht ihn nach der Uhr. Auch die ältere Dame soll stehen bleiben, um die Uhr zurückzuerhalten. Doch sie hat sie in ihrer Tasche. Mein Onkel hat das Gesicht von drei Unschuldslämmern. Gott sei Dank hatte er an diesem Tag noch kein anderes Diebesgut bei sich. Der Polizist flucht und er geht wieder seiner Wege.

Doch an diesem Platz können wir jetzt für eine Zeit nicht länger arbeiten. Wie wir überhaupt häufig den Ort wechseln. Unsere Arbeit ist gefährlich. Aber ich habe kaum eine Wahl,

wenn ich meine sechs Geschwister durchbringen will. Nie werde ich, wie mein Vater, am Fließband und an einer solchen Stanzmaschine arbeiten, das habe ich mir geschworen. Wenn ich einen guten Raubzug gemacht habe, dann überrasche ich meine Geschwister mit einem ganzen Korb voller Süßigkeiten, und sie bekommen ein richtiges Luxusessen. Das stachelt meinen Ehrgeiz an. Ich freue mich jedes Mal schon im Voraus auf ihre strahlenden Gesichter.

Vaters zweiter Bruder hat die Fabrikarbeit auch hinter sich gelassen, und er arbeitet für uns als Hehler. Unsere Zusammenarbeit wird richtig professionell und ich habe immer weniger ein schlechtes Gewissen dabei. Es sind fast ausschließlich die gut Betuchten, an die wir uns heranzumachen und bei denen wir unsere Beutestücke sammeln. Diese gut Betuchten gibt es gleichfalls in dieser Stadt, man eignet sich rasch einen Blick dafür an, sie bauen sich Villen in den Vororten der Stadt. Die große Menge freilich ist ein verarmtes Proletariat und lebt in Elend.

Mein Onkel macht die heimliche Bekanntschaft mit zwei weiteren Taschendieben und freundet sich an. Man sollte sich nie mit Leuten dieser eigenen Zunft anfreunden. Denn es geht um lukrative Reviere, die keiner mit anderen teilen will. Eines Abends werden wir, mein Onkel und ich, von zwei Polizisten gestellt. Der Innentaschen im Mantel meines Onkels sind reich mit Beutestücken gefüllt. Wir begreifen rasch: Man hat uns verpöffen. Die Beteuerungen meines Onkels, es sei alles sein Eigentum, nutzen nichts. Wir werden beide auf die Wache geführt, verhört und in Zellen eingeschlossen.

Bei der Gerichtsverhandlung treten die „befreundeten“ Taschendiebe als Zeugen auf. Noch weitere Zeugen werden aufgerufen, die meisten lügen. Das Urteil für meinen Onkel lautet: neun Jahre Zuchthaus. Ich soll mit zwanzig Peitschenhieben bestraft werden. Sie werden mir in meiner Zelle verabreicht, auf den entblößten Hintern, es ist entwürdigend und ein von Schlag

zu Schlag heftiger brennender Schmerz. Als es auf den zwanzigsten Schlag zugeht, verliere ich die Besinnung. Tagelang kann ich nur auf dem Bauch liegen. Der brennende heftige Schmerz vergeht erst nach Wochen.

Als ich zu meiner Familie zurück will, lässt mich der Vater nicht ein. Ich, die Ehrlose, bin für immer verstoßen. Die zweite Schwester kümmert sich jetzt um die Jüngeren. Ich werde nicht mehr gebraucht. Tatsächlich wird es ein Abschied für immer.

Für eine Zeit verliere ich jeden Lebensmut. Ich wandere an einem Fluss entlang und denke daran, mich zu ertränken. Da treffe ich auf eine Gruppe von Wanderschauspielern. Sie spielen vor allem Moliere und Shakespeare, bevorzugt seine Komödien. Ihre Köchin ist ihnen fortgelaufen, das erzählt mir ein jüngerer Mann vor ihren Wohnwagen. Ob ich kochen kann? Er lächelt mich an und er fragt es in einer Art, dass ich nicht „nein“ sagen kann. Und natürlich kann ich das: kochen. Ich habe jahrelang für meine Geschwister und Vater gekocht.

Wenige Tage später sind wir ein Liebespaar. Ich gehe für die Truppe auf den Markt und ich koche. Eine ältere Schauspielerin macht sich den Spaß, mich vor dem Spiegel zu schminken. Ich bin erstaunt, wie sie mich verwandelt. Als Taschendiebin war es nie wichtig, schön und attraktiv zu sein, ich verschwendete auch sonst keinen Gedanken darauf. Plötzlich bin ich es. Mein Liebhaber verschafft mir eine erste Bühnenrolle. Sie wird ein Erfolg. Bald bin ich Köchin und Schauspielerin zugleich.

Bei Regenwetter oder an kalten Wintertagen bleiben die Zuschauer aus. Wir können den Leuten kein schützendes Dach bieten, manchmal gelingt es uns, einen Gemeindesaal zu mieten. Die Theaterkasse ist häufig leer, dann versetzen die Schauspieler ihren Schmuck und manchmal auch ihre Kostüme im Pfandhaus. Als ich einmal, mit dem letzten Geld, auf den Marktplatz zum Einkaufen gehe, merke ich plötzlich, meine Geldbörse ist mir entwendet worden. Mich durchfährt ein tiefer

Schrecken. Alles Geld ist fort. Mich rettet ein goldenes Kettchen, das ich einmal, zurzeit als Taschendiebin, im Kragen meiner Bluse vernäht habe. Ich bringe es zum Pfandhaus. Ich erhalte fast exakt die verlorene Summe dafür.

Als Schauspielerin werde ich immer besser. Ich erhalte Szenenbeifall, oft mehr als die anderen. Man steckt mich in die Kostüme junger Königinnen und heiß umworbener junger Schönheiten. Ich genieße es, zugleich doch langweilt es mich mit der Zeit. Ich bitte um die Rolle einer finsternen Giftmischerin, dort lebe ich mit Lust alle Gemeinheiten und gefühlten Bosheiten aus. Das Theater dieser Zeit ist anders. Die Zuschauer identifizieren die Schauspieler weitgehend mit ihrer Rolle. Ich spiele die Giftmischerin so böse und echt, dass mich das Publikum zu beschimpfen beginnt und mit Tomaten und Äpfeln nach mir wirft. Ich muss mich hinter die Kulissen retten und wage mich auch beim Schlussbeifall nicht erneut auf die Bühne.

Trotzdem: Ich liebe diese finsternen Rollen. Da bin ich echt, mehr als wenn ich die etwas unbedarften Schönheiten spiele. Ich spiele auch mit den Männern der Truppe. Ich verdrehe ihnen die Köpfe, ich spüre es, wenn sie mir innerlich zu Füßen liegen, und es gibt mir ein Machtgefühl. Ich habe die Liebe kennen gelernt, mit meinem ersten Liebhaber habe ich sie als wilden Rausch genossen, doch inzwischen langweilt mich auch er.

Ich will neue Liebesabenteuer, und es gelingt mir leicht, einen anderen Mann in mein Bett zu locken. Mein erster Liebhaber entdeckt es, er zieht sich grollend zurück, dann kämpft er um mich und ich schlafe abwechselnd mit beiden Männern. Doch es ist nicht mehr Liebe, es ist einfach Begierde und Lust. Ich verdrehe einem dritten jungen Mann den Kopf, schon wieder gelangweilt, bin unersättlich nach neuen Liaisons. Schließlich sind es vier Liebhaber zugleich, allen spiele ich Liebe vor, doch vor allem will ich ihre Körper und ich will meine Macht

spüren, wenn sie mich umwerben und ich ihr heftiges Begehren in ihren Augen blitzen sehe.

Je nach Laune weise ich sie ab oder erhöre sie. Da gesteht mir der eine, noch während wir nachts Seite an Seite liegen, seine tiefe verzweifelte Liebe. Er will sie nicht mit anderen Männern teilen, er bittet mich, mit ihm die Truppe zu verlassen, er ist Erbe eines kleinen Herrnguts, dort soll ich als seine Frau mit ihm leben.

Ich lache ihn aus. Er bettelt und fleht. Er überschüttet mich mit Küssen. Ich werfe ihn aus dem Bett. Am nächsten Tag ist er aus der Truppe verschwunden. Wir finden ihn am Abend erhängt in einem nahen Wald.

Es berührt mich wenig. Ich fühlte keine Liebe für diesen Mann. Sein Platz ist schnell ersetzt. Bald habe ich erneut einen vierten Liebhaber. Wieder ist es zunächst ein knisterndes Abenteuer. Und wieder langweilt es mich nach einiger Zeit.

Die vier Männer, meine Liebhaber, laden mich an einem sonnigen Vormittag zu einem Picknick im Grünen ein. Wir fahren mit einer Kutsche zu einem nahen Fluss. Wir lachen viel, trinken und essen, ich merke nichts. Sie rufen mich, ihnen auf eine Brücke zu folgen. Es ist Frühling, der Fluss strömt wild und laut vor sich hin. Wir lehnen an der Brüstung und blicken auf die strudelnden Wellen. Plötzlich, auf ein gemeinsames Kommando, packen sie mich und werfen mich in den Fluss.

Das Wasser ist eiskalt, und ich schlage auf einen Felsen auf. Ich merke noch, dass ich völlig im Wasser versinke und mein Mund nur noch Wasser atmet statt Luft. Dann sehe ich mich plötzlich wie von außen und blicke auf den schmalen Fluss und den im Wasser treibenden Körper zurück. Die Männer starren verwirrt und erschreckt in die Fluten, offenbar haben sie meinen Tod nicht gewollt, mir nur eine Lektion erteilen wollen. Einer will zu meiner Rettung ins Wasser springen, doch ein ande-

rer hält ihn zurück. Mein Körper treibt weiter, sie blicken ihm nach, bis er aus ihren Augen verschwunden ist.

Ich spüre die Gedanken der Männer. Zwei bereuen die Tat. Die zwei anderen denken nur: Sie ist fort, dieses durchtriebene Stück.

Ich denke, indem ich auf diesen treibenden Körper blicke: Er war schön, er hatte ein schön geformtes Gesicht. Als ich es entdeckte, wurde es mein Verderben. Ich liebte die Macht, die ich damit ausüben konnte – mehr als die Liebe. Ein vergeudetes Leben. Und doch – ich wusste: Ich würde nie wieder stehen wollen. Und der Rausch der Liebesabenteuer dauerte immer nur kurz. War es Glück? Ein schnell verbleichendes Glück, nicht wirklich von Wert.

15.8.2006

Clemens – Lucia

Danke, liebe Schwester! Wieder habe ich Deinen Zeitreise-Traum mit Interesse und Spannung gelesen.

Und ich denke es immer erneut: Wie gut dass ich Dich drängte, diese Erlebnisse aufzuschreiben – nicht nur in der Form kurzer Notizen, worauf Du Dich früher beschränkt hast.

Hier kommt meine Gegengabe: neue Übersetzungen „unseres“ schwedischen Dichters Dalborg. Schwere tief-sinnige Verse, voll tiefer Trauer und doch wieder hell.

*Mit vielen herzlichen Grüßen
Dein Clemens*

Ständige – Das Bleibende

Sinkend und blind,
von Strömen und Schnellen
fortgetrunken, stundenlos, grundlos...
Manchesmal sacht
zu dunklen Ufern gestoßen –
war da nicht ein Pochen, ein Ruf?
Und wieder gegriffen und fortgeglitten,
wieder getrunken von Flut... Taglang, jahrlang.

Taumel und Traum
glitten hinab.
Und ließen nur dich –
wie das bittere Salz des Meeres,
nur ragender, wacher Kristall.
Nun: In erhabener Spanne
schaut auf dich der Raum.
Du bist Kristall – und von Lichtern
rinnt es rings in dich ein,
ergründet dich glühend.

Unter dir stürzt
zerrüttetes Leben dahin, zerschlägt
eine Hand im Zorn unsre Dächer,
tilgt unsere Schritte...
Doch aus deiner Mitte hervor
tritt neu jedes Lächeln,
das dich erkannte und trug.
Und unten begräbt nun die Zeit
nur fahde Schätze und Schatten.

Midnatt – Mitternachtsstunde

Wieder lass dir begegnen,
starke, nagende Flamme!
Der hohe, schweifende Bogen
schließt sich und schreitet hinab
in deine brennende Hölle.
Leuchten will ich. Kleide mich ein
in deine glühende Weihe.
Aus deiner zehrenden Nähe
nährt sich das kosmische Erz.
Tritt wieder vor. Ich muss schwinden –
im Wachsen des Andern.

Jäh in den Fängen, im Griff
des kühlen Würgeengels –
schlug es mich spottend in den Staub.
Fortgerissen, gekettet
ins bittere Netz der Getriebenen –
wurde ich Welle im Strom aller Schauder,
aller verworrenen Dauer,
aller Verlorenheit...

Abende kommen, da stehe ich hoch,
mit scheuem Leuchten
mir wieder zu Häupten –
und ich nenne dich mild. Hände
heben mich auf, ohne Entfernung,
werden mich finden wie Finger
der Sterne – geduldig und ohne Wunsch.
Staub und Asche gaben mich frei.
Geronnen aus Sonne der Mitternacht -
Form und Flamme werde ich sein,
aufzehend Meere der Trauer.

En farväl – Ein Abschied

Verfangen immer noch in armes,
 klingendes Maskenspiel,
 sah ich zu oft nur den, der so wie ich
 noch Maske ist, Verhangenheit und Staub
 und Trauer. Nicht dich – verzeih!

Der dunkle, ungewisse Sprung
 von mir zu dir, war dieser auch in mir.
 Von mir zu mir.

Jetzt wieder ging durch meine Erde
 ein kleiner Riss. Treibt so
 der neue Keim? Umgeben schon
 vom zarten, duftigen Schmerz –
 er wird die Blüte sein mit den großen
 kosmischen Augen, zu schauen einst,
 und einst ist bald,
 jenseits des Staubs, jenseits der Trauer.

Sterndansare – Sternentänzer

Sprache, die keiner ersinnt –
 für die klingenden Muster des Lichts
 deines neugesponnenen Lichtleibs,
 seine milde, heilende Stimme;
 Sprache für die Drachengesichter
 deines lauernden Schattens; seine schwarzen
 ätzenden Schreckenschreie – Sturzbäche
 allen Verzweifeln...

Du, der Tänzer auf zitterndem Seil,

wandernd gekrönt von Nacht.
 Weg und Wurzel ist nur
 dein neues Sternenerinnern.
 Wurzel die Welt, die du duldest und trägst.
 Funkelnd gekrönt von Nacht:
 Strahlen des Hauptes werden
 dir Gipfel und Abgründe knüpfen
 ans Wurzelsein deiner Schritte;
 sie tanzen lassen auf deinen Händen.

Sömn – Schlaf

Gleitend, schwindend in deine Mitte,
 in dunkelnde Brunnen gesunken,
 weitest du dich zum See.

Verjüngt und entzündet: Spiegel bist du
 der brennenden, zwölfwachen Tierheit.
 Und auf deiner Fläche die stummen,
 netzwerfenden Fischer –
 sie sammeln das Schwer-Getragene ein,
 das Gut-Geduldete, sie werden dich
 leichter entlassen, freier und leicht.

Schwerer an Mut und Licht. Kostend
 vom knospenden Licht der Frühe
 hebst du dich wieder hinauf,
 die Sternenfäden der Seele gesponnen
 aus Goldstaub noch ungesprochener Worte –

Erwartend den neuen Aufbruch
 im werdenden heilenden Leib.

16.8.2006

Clemens – Marja

Liebe Marja, ich habe die Roma-Geschwister wieder zu mir ins Haus geholt.

Und es macht mich glücklich.

Unsere feste Vereinbarung ist, dass sie nicht allein aus dem Haus gehen. Daran halten sie sich.

Wenn unser Deutschunterricht am Vormittag beendet ist, kochen sie mit großem Aufwand ein Mittagessen. Sie machen mich mit allen Eigenheiten der Roma-Küche bekannt, vor allem mit einigen mir völlig unbekanntem Gewürzen. Gleich neben meiner Schule gibt es einen türkischen Laden und einen freundlichen Türken, der mir alles besorgt. „Meine“ Roma-Kinder sind fleißig, sie waschen ab, sie saugen den Teppich, sie waschen ihre eigene Wäsche. Sie decken am Morgen den Frühstückstisch.

Arjona: Seit jener Nacht, die sie auf dem Flur vor meiner Tür auf ihrer Matratze verbrachte, ist das innere Band zwischen uns stärker als je zuvor. Wir tauschen flüchtige Blicke und wir wissen es beide. Es ist diese Art Liebe, in der man in der ständigen Sehnsucht nach der Gegenwart des andern lebt – und doch die zu nahen Berührungen scheut. Sie könnten überwältigend sein. Das Körperliche bleibt unerfüllt. Es ist besser so. Fünfunddreißig Jahre trennen uns.

Wären wir in der Wohnung allein, es könnte von einem Moment auf den anderen geschehen. Was uns schützt: die Gegenwart ihrer Geschwister - wir stehen „unter Beobachtung“, ob die Geschwister es nun überhaupt wissen oder auch nicht. Nein, sie würden den intimen Kontakt mit der Schwester nicht mit Gleichgültigkeit akzeptieren. Und es wäre vor ihnen nicht zu verheimlichen.

Nein, es ist gut wie es ist.

Noch etwas ganz anderes, liebe Marja. Ich will es vor Dir nicht verschweigen: Mein gesundheitlicher Zustand ist wieder kritisch.

Neulich überfiel mich zweimal am Tag ein Schwindelanfall. Ich suchte daraufhin eine Klinik auf. Die tomografischen Bilder waren eindeutig: Der Tumor hat um mehr als ein Viertel zugenommen.

Ich hatte meine Übungen eine Zeit lang vernachlässigt. Ich kann mich trösten und mir sagen: Dies mag der Grund sein. Vielleicht.

Ich habe den Tumor mit diesen intensiven Konzentrations- und Heilübungen einmal erfolgreich besiegt. Warum sollte es mir nicht auch diesmal gelingen?

Dieser damalige Sieg hatte mich fast sorglos gemacht.

Plötzlich doch klopfen Zweifel an. Kann ich ein weiteres Mal so selbstverständlich darauf vertrauen?

19.8.2006

Liebe Marja, es ist tiefe Nacht. Die Roma-Geschwister schlafen friedlich vor sich hin.

Ich hatte neulich, in den langen Tagen des Alleinseins, einige ältere Zettelkästen hervorgeholt: gesammelte Gedanken, gesammelte Philosophie, wenn manchmal auch nur in kleinen Gedankensplittern. Ich war neugierig, dem „Gedankensammler“ und Philosophen von damals wieder zu begegnen. Was war das für ein Mensch? Wie hat er sich mit den Jahren verändert?

Willst Du mir ein bisschen zuhören dabei? Ich werde versuchen, Dich so wenig wie möglich zu langweilen. Und vielleicht liest Du es am Ende sogar mit Spannung.

Thema Philosophie: An meiner Grundhaltung hat sich wenig geändert. Philosophie kann ein schöner Zeitvertreib sein. Ihren Anspruch, Antworten zu den existenziellen Fragen zu finden, kann sie nicht einlösen. (Der alte „Kirchenvater“ Augustus sagte sehr treffend: „Es gibt keinen Grund, sich mit Philosophie zu befassen, als dass es einem Spaß bereitet.“)

Wieder einmal habe ich in Platons Aufzeichnungen der Gespräche mit Sokrates gelesen. Das klingt über weite Strecken wie das philosophische Geplänkel streitlustiger Knaben. Diese „Kinder“ diskutieren gelegentlich gewitzt, es ist eine Logik ästhetischer Gedankenspiele, tatsächlich gibt es hin und wieder ein paar kleine „Goldkörnchen“ dabei, doch sonst ist es wenig ergiebig.

Und immer wieder begegnet man diesen Konkurrenzkämpfen der widerstrebenden Philosophenschulen.

Nehmen wir Plato und Aristoteles. Im Mittelpunkt des Platonischen Weltbilds steht die Lehre einer raumlosen Ideenwelt, die gegenüber der materiellen Welt die eigentliche, also die primäre ist und die in dieser materiellen Welt alle Gestaltungen erschafft.

Im Gegensatz dazu hat Aristoteles den Begriff der „Entelechie“ in die Philosophie eingeführt. Als Schüler Platons hat er die Welt der Ideen gestrichen und das Formschaffende Prinzip in die Dinge selber verlegt. „Telos“ heißt „Ziel“, die Dinge tragen also ihr Ziel in sich selbst.

Ist das nun weise Philosophie? – Die „Ideenwelt“ Platons, wenn man sie schon als etwas Reales nimmt, erstreckt sich nicht über uns in einem blauen Himmel. Was sollte sie dort? Sie befindet sich - wie die Welle eines Radiosenders - an jeder Stelle des Raums. Welchen Sinn macht es, das Formschaffende Prinzip, den „Sitz der Ideen“, in die Dinge selbst zu verlegen? *Räumlichkeiten spielen in dieser Frage überhaupt keine Rolle!*

Aristoteles hatte Dutzende von Schülern, die er damit beschäftigt hat, für ihn in alten Aufzeichnungen zu forschen und Wissen zu sammeln. In diesem Punkt war er ein kluger Kopf. Er hat dieses Wissen zu immer neuen Büchern verarbeitet. Er hatte sein Ziel klar im Blick: der berühmteste Philosoph aller Zeiten zu werden. Und es ist ihm tatsächlich gelungen.

Ich sprach von den Konkurrenzkämpfen der unterschiedlichen Schulen. Es gibt sie manchmal in einer Form, dass man bis an die Zähne bewaffneter Krieger vor sich sieht. Willst Du ein Beispiel? So äußert sich der Philosoph Schopenhauer gegenüber seinem Kollegen Hegel: „Hegel, ein platter, geistloser, ekelhaft-widerlicher, unwissender Scharlatan, der, mit beispielloser Frechheit, Aberwitz und Unsinn zusammenschmierte, welche von seinen feilen Anhängern als unsterbliche Weisheit ausposaunt und von Dummköpfen richtig dafür genommen wurde... hat den intellektuellen Verderb einer ganzen gelehrten Generation zur Folge gehabt.“

Er nennt seinen Philosophenkollegen im Weiteren einen „erbärmlichen Patron“, einen „geistigen Kalliban“ und „Kopfverdreher“ und dessen Philosophie „hohlen Wortkram“, „philosophische Hanswurstiade“, ein „Zusammenschmieren sinnloser, rasender Wortgeflechte, wie man sie bis dahin nur in Tollhäusern vernommen hatte.“ – Sprechen so erwachsene Männer? Sprechen so „weise Männer“?

Ich weiß, liebe Marja, dass Philosophie nicht Dein eigentliches Steckenpferd ist. Ich beruhige Dich in dem Punkt, dass Dir dabei nicht allzu viel entgangen ist.

Immer wieder formulierten Philosophen den Satz, dass unsere gesamte Wahrnehmung der Welt eine Illusion sein

kann. So besteht ihr Ehrgeiz darin, alles aus dem Denken, aus dem „reinen Geist selbst heraus“ deuten zu können. Sie glauben, dass ihnen dies möglich ist - und verfangen sich doch immer wieder in ihren subjektiven Befindlichkeiten dabei.

Ohne die Ergänzung der sinnlichen Wahrnehmung geht es nicht. Ein von Geburt an Tauber oder Blinder – wie würden seine philosophischen Deutungen der Welt aussehen? Unsere übliche Wahrnehmung der Welt ist gewiss oft nur eine fragmentarische. Doch eben dies ist, neben dem Denken, die zweite Herausforderung: diese Wahrnehmung zu erweitern.

Eigentlich will ich mit all diesen Gedanken, liebe Marja, nur auf ein Buch hinaus, das ich schon einmal erwähnte und das mich über Wochen faszinierte: „Das Zentrum des Zyklon“ von John Lilly. Es ist passagenweise in der sehr nüchternen Sprache eines Wissenschaftlers geschrieben (J. Lilly war zunächst Delphinforscher, wie ich Dir schon mitteilte), diese Sprache würde Dich manchmal irritieren, doch je mehr man sich auf diese Ausführungen einlässt, desto mehr entdeckt man etwas wie ein „solides Gold“.

Ich möchte Dich mit diesem Forscher und seinem Buch näher bekannt machen - doch nochmals verschiebe ich es auf eine nächste Post. Du wirst dann meine scharfen Worte zur Philosophie besser einordnen können.

Ich sagte es schon: Hier spricht ein Wissenschaftler. Und er zeigt, welche ganz anderen Wege man einschlagen kann, um zu begreifen, was Wirklichkeit ist und wie man den Rätselfn unserer Existenz näher kommt.

23.8.2006

Liebe Marja, es kam erstmals wieder Post von den Eltern der Geschwister, Lucia schickte sie mir zu.

Hätte ich den Inhalt gekannt, hätte ich ihn den Geschwistern wohl nicht übergeben. – Natürlich geht es weiterhin um den Prozess. Man hat dem Vater angeboten, wenn er die alleinige Schuld auf sich nähme, würde man die Mutter frei lassen.

Also – man will sein Schuldgeständnis.

Wenn er aber doch, wie die Geschwister immer wieder versichern, überhaupt keine Schuld trägt?

Es gibt die beiden Zeugen, die unverändert gegen ihn aussagen.

Ein Schuldgeständnis würde lebenslange Haft für ihn bedeuten. Soll er dies Opfer bringen – für die Freiheit der Mutter?

Und was würde die Mutter dann tun? Sie könnte ihn nicht einmal besuchen. Sie ist sich ihres Lebens im Kosovo nicht sicher. Und sie wäre es nicht einmal hier in Deutschland.

Die Roma-Geschwister haben jetzt einen Plan gefasst: Sie werden einen Brief an die Zeugen schreiben. Sie kennen beide mit Namen. Sie wollen an ihrem Gewissen rütteln. Sie beraten sich ständig über den Text.

Sie werden beschwören, wie gut das gute Herz ihrer Eltern ist. Nie würden sie einem anderen Menschen Schaden zufügen, schon gar nicht würden sie ein ganzes Haus in Brand setzen.

Sie appellieren an die Ehre und das gute Herz jener Zeugen. Sie wollen kein Wort des Hasses äußern, obwohl sie allen Grund hätten, diese Männer zu hassen.

Es wird ein Brief sein wie eine große verzweifelte Bitte, ihre Familie wieder in Frieden leben zu lassen und nicht für immer zu zerstören.

Ob es die Herzen der Männer erreichen wird?

25.8.2006

Liebe Marja, dieser heutige Tag wird noch lange wie ein Albtraum in meiner Erinnerung bleiben.

Es begann mit etwas äußerst Profanem. In der Wohnung entdeckten wir Flöhe. Ich weiß nicht, wer sie hier hereingeschleppt hat, die Roma-Geschwister oder Tjark, es spielt auch keine Rolle, niemand tut so etwas mit Absicht. Immerhin, es gibt ein bewährtes Mittel: die „chemische Keule“. Man lässt diesen Giftnebel durch die Wohnung ziehen und die Flöhe fallen nach und nach tot von der Wand. Und doch ist es aufwendig: Man sollte auch alle Kleider vollständig wechseln.

Die Roma-Geschwister haben ihre Wechselwäsche, doch einige Stücke sind inzwischen schon reichlich verschlissen. Wir brachen deshalb in die Stadt auf, um neue Wäsche für sie zu kaufen. Während die „chemische Keule“ ihre Arbeit tut, darf sich ohnehin niemand in der Wohnung aufhalten.

Die Einkäufe waren rasch erledigt, ich schlug vor, mit dem Auto weiter ins Grüne zu fahren, für einen gemeinsamen Ausflugstag, den ich schon häufiger geplant hatte.

Am frühen Nachmittag merkten wir, dass ein größerer Wagen uns offenbar folgte, jedenfalls blieb er uns immer dicht auf den Fersen. Ich bog in kleinere Straßen ab, und wieder bog auch jenes andere Auto dort ein. Es war ein Kombi mit Laderaum, neben dem Autofahrer saßen noch zwei andere Männer, alle schwarzhaarig.

Mehr und mehr machte sich ein ungutes Gefühl in mir breit, und ich suchte den schnellsten Weg zur Stadtautobahn. Ich fuhr mit überhöhter Geschwindigkeit, eine Zeit lang sahen wir den Kombi nicht mehr, dann tauchte er

wieder auf. Ich bat die Roma-Geschwister, sich mit den Köpfen ganz nach unten zu bücken, ich verließ die Autobahn und befand mich jetzt mitten im wuseligen, zählfließenden Verkehr der Stadt.

In meinem Kopf bildete sich ein Plan: Würde ich diesen Kombi nicht abschütteln können, so würde ich den kürzesten Weg zum nächsten Polizeirevier nehmen.

Eine Ampel schaltete auf Gelb, dann auf Rot, ich hätte Gas geben und trotzdem noch über die Kreuzung fahren können, doch in der rechten Seitenstraße sah ich eine Polizeistreife stehen. Also bremste ich. Im selben Moment hatte mich auch das Verfolgerauto erreicht, es hielt auf der linken Spur direkt neben mir.

Zwei der schwarzhaarigen Männer sprangen heraus, sie liefen zur hinteren linken Tür. Natürlich hatte ich dafür gesorgt, dass alle Türen verriegeln waren. Doch die Männer hatten das linke Schloss in wenigen Sekunden geknackt und rissen sofort weit die Tür auf.

Levin, Swea und Arjona saßen alle drei auf den hinteren Sitzen, sie hatten zuvor dort während der Fahrt ein Kartenspiel gespielt. Die beiden Männer begannen, Levin herauszuzerren, dann auch Swea, die sich beide schreiend an ihren Gurten festhielten. Dann konzentrierten die beiden Kinder sich auf die in ihrem Fall einzig wirksame Kampftechnik: Sie bissen mit aller Kraft in die Hände und Arme der Männer.

Ich sprang nun selbst aus dem Auto und trat dem einen der Männer gegen das Schienbein, dass dieser mit einem Schrei zu Boden ging. Da sprang der dritte Mann zur Verstärkung heran. Ich sah ein Springmesser in seiner Hand. So zog ich mich wieder ins Auto zurück und hupte, ich hupte ununterbrochen. Passanten hielten an, jeder sah, dass hier schreiende Kinder aus einem Auto gezerrt wurden. Ich hupte verzweifelt weiter.

Die Männer ließen von Levin ab, sie griffen nun nach Arjona. Da hatte sich plötzlich die Polizeistreife in Bewegung gesetzt. Die drei Männer bemerkten es, sofort ließen sie von den Mädchen ab und flüchteten sich in ihren Wagen zurück. Sie brausten los, mit einem raschen Wendemanöver auf die gegenüberliegende Fahrbahn wechselnd. Die Polizisten kamen an mein Autofenster, als ich endlich in knappen Worten die Situation erklärt hatte, war jener Wagen längst verschwunden, jede Verfolgungsjagd wäre nutzlos gewesen.

Die Polizisten winkten mich mit meinem Wagen in die Seitenstraße. Eine Zeugin hatte sich die Nummer des anderen Fahrzeugs gemerkt. Der eine Polizist hielt Rücksprache mit der Wache, nach kurzer Zeit stand fest, dass es sich um ein gestohlenen Fahrzeug handelte.

Inzwischen hatten mich die Geschwister informiert, dass der dritte Mann, der Fahrer, genau jener Mann war, mit dem sie vor Wochen schon einmal Kontakt hatten – auf jener Parkwiese, wo er sie zunächst fotografiert und ihnen dann seinen „Schutz“ angeboten hatte.

Auch ich wurde kontrolliert. Natürlich habe ich die Papiere, in denen den Roma-Geschwistern das vorübergehende Wohnrecht bei mir behördlich zugesichert ist, immer dabei. Die Polizisten wollten weitere Details. Dann war ihr Vorschlag, mit uns allen zur Wache zu fahren. Also stiegen wir um in ein geräumiges Polizeifahrzeug, das man zur Verstärkung herbeigerufen hatte.

Wenn Menschen in diesem unserem Rechtsstaat verfolgt werden und ihnen ernste Gefahr droht, dann bietet dieser Rechtsstaat ein Schutzprogramm an. Das heißt konkret und in einem schwerwiegenden Fall: Man gibt den gefährdeten Personen eine neue Identität und bringt sie unter an einem anderen möglichst weit fernen Ort.

Es war im Prinzip, was ich schon einmal versucht hatte, als ich alle drei in jenes andere entfernte Asylantenheim brachte. Auch dort war sofort vereinbart worden, sie unter neu gewählten Namen zu führen.

Die Geschwister hockten noch völlig verschreckt zusammen. Und doch hörte ich schon den ersten Protest: Keine zehn Pferde würden sie in jenes andere ungeliebte Asylantenheim zurückbringen.

Die Polizisten sagten, man werde den Fall an das Jugendamt weitergeben, das sich schnellstmöglich um eine sichere Heimunterbringung für sie kümmern werde. Allerdings nicht hier in der Stadt. Dies bleibe in diesem Fall ein zu hohes Risiko.

Man lud uns ein in die Polizeikantine, wir sollten uns nach dem Schrecken erst einmal stärken. Man bot uns belegte Brote an und wärmte eine gut gewürzte Pilzsuppe für uns auf.

Eine Polizeipsychologin kam zu uns an den Tisch und unterhielt sich mit den Geschwistern eine längere Zeit. Wirklich, man gab sich viel Mühe. Die Polizeipsychologin war schließlich der Meinung, dass die Geschwister auch in einem Heim in der Stadt untergebracht werden könnten – unter der Bedingung, dass der Ort streng geheim bleiben müsse, und natürlich mussten auch die Namen wieder andere werden.

Sie hatte verstanden, dass die Geschwister unbedingt wollten, dass ich sie weiter besuche und so kam nur ein Ort in Frage, der für mich einigermaßen gut zu erreichen sei. (Mir gegenüber drückte sie es im Psychologendeutsch aus: Ich sei zurzeit ihre einzige feste „Bezugsperson“, und in ihren psychologischen Modellen hatte dies einen hohen Stellenwert.) Allerdings riet sie mir, ich solle zunächst ein paar Tage warten und dann nicht mit meinem privaten Auto fahren. Die Wagentyp und die

Nummer waren den Verfolgern bekannt. Man machte mir großzügig das Angebot, von einem Chauffeur an meinem Arbeitsplatz nach meiner Unterrichtszeit abgeholt und auch dorthin wieder zurückgefahren zu werden.

Allerdings, der vorwurfvolle Unterton der Polizeipsychologin war nicht zu überhören: dass ich die Geschwister überhaupt während so vieler Wochen in meinem Haus behalten hatte, wenn mir die Gefahr doch bekannt war. Die Vorstellung, sie in absehbarer Zeit wieder in mein Haus zurückzulassen, kam in ihrem Denken nicht vor. Die einzige Vorgabe war: die Sicherheit und der Schutz der Kinder.

Also, dies wird mein zukünftiger Kontakt mit den Geschwistern sein: Dass ein Chauffeur mich zu ihrem neuen Quartier fährt, dreimal wöchentlich, und wir uns zusammensetzen, um ein wenig zu plaudern. Ein ganz fremdes Haus, ein ganz fremdes Zimmer. Wird sich jemals wieder die alte Vertraulichkeit einstellen?

Ich brachte alles, was ich an Habseligkeiten der drei in meinem Haus finden konnte, am Abend aufs Revier.

Man hatte bei den Sozialämtern der Stadt mächtig Druck gemacht, dass schon für die kommende Nacht ein Heimquartier für die Geschwister frei sein müsse.

Dann vergingen doch noch drei Stunden Wartezeit.

Wir umarmten uns, wieder flossen Tränen.

Die Geschwister wollten diese Verabschiedung nicht. Doch jeder wusste: Es war ein unvermeidlicher Schritt. Niemand weiß, ob auch mein Wohnort inzwischen verraten ist, man muss es befürchten. Wenn diese Männer ihn kennen, dann muss zuletzt ein Schutzengel über dem Haus gewacht haben. Denn niemand hätte verhindern können, dass sie nachts gewaltsam eindringen, um ihre „Beute“ zu machen.

Ein absolut schrecklicher Gedanke, es wäre dazu gekommen.

26.8.2006

Ja, nun ist meine Wohnung erneut verwaist.

Ach, liebe Marja, so sehr ich glaubte, ins Alleinsein schon wieder „eingewöhnt“ zu sein – ich fühle es doch aufs Neue wie einen Nebel von Trauer um mich.

Schlimmer: Ich leide wie unter einem Entzug.

In allen Winkeln der Wohnung: diese glücklichen Erinnerungsbilder.

Und dann wie Fratzen dazwischen: diese anderen Bilder – die einer Verfolgung, einer Menschenjagd.

Was haben diese armen Kinder zu büßen?

Sie haben niemandem etwas getan. Sie wollen einfach nur leben.

Wie viel kranker Schmutz sitzt in jenen Gehirnen fest, die glauben, einen Ehrenkodex zu erfüllen und dass dieser Ehrenkodex jedes Verbrechen rechtfertigt?

Noch etwas ganz anderes, liebe Marja, ein Wort zu Tjark – Du weißt: der Junge aus Afghanistan, der seinen älteren Bruder verloren hat.

Er sitzt inzwischen im Jugendarrest, wie ich erfuhr.

Er hatte mit zwei anderen Jugendlichen zusammen einen Raubüberfall begangen.

Muss ich mir selber Vorwürfe machen?

Ich hatte ihm damals einen Platz in einem Jugendheim besorgt, er hat es nicht angenommen.

Und habe ihn in meine Kellerwohnung einquartiert.

Ich habe es zweimal versucht. Jedes Mal hat er sich über unsere Abmachungen hinweggesetzt. Nein, ich konnte ihm in meinem Haus keine Hilfe bieten.

Und doch: Die neue Nachricht bedrückt mich.

Er ist noch ein Kind, so können die Behörden ihn nicht einfach abschieben.

Doch wenn er tatsächlich eine kriminelle Laufbahn beginnt, muss man für ihn rechtzeitig ein Haltesignal setzen.

Vielleicht dass ich ihn in den nächsten Tagen einmal besuchen gehe. Vielleicht dass er Zuspruch und ein kleines Zeichen von Anteilnahme braucht.

Immer wieder, liebe Marja, muss ich Dir so viel Unglückliches mitteilen.

Doch eins will ich nicht vergessen: den Brief der Geschwister an die beiden Zeugen habe ich abgeschickt.

Ich bewahre mir diesen letzten winziger Schimmer von Hoffnung, dass er etwas zum Besseren bewegen kann.

*Wie immer liebe Grüße
Dein Clemens*

31.8.2006

Lucia - Clemens

Lieber Clemens, wieder einmal befand ich mich in einem männlichen Körper, dem eines Jungen. Sollte ich einen Ort und eine Zeit nennen, so wäre es England gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts. Ein kurzes, sehr kurzes Leben.

Ich kann mir nicht aussuchen, wohin meine nächtlichen Zeitreise-Träume mich führen. Manchmal sind die Erfahrungen traurig und schrecklich. Und doch: Jeder Tod hat immer noch ein zweites Gesicht.

Auch dieser von dem ich dir hier berichte. Ich teilte diesen Tod mit anderen, die jung waren wie ich selbst. Und ich fühlte plötzlich den Moment einer Wärme und Nähe, die eben nur

eine tödliche Bedrohung und ein scheinbares Auslöschen wie diese erschaffen kann.

Es gibt diesen besonderen Punkt, an dem man das Kämpfen vergisst. Und plötzlich weiß man: Alles Auslöschen ist nur Illusion. Alle Verzweiflung fällt ab. Alle Furcht fällt ab. Die Seele ist etwas zu Großes, als dass sie einfach vergehen könnte.

*Mit liebem Gruß
Deine Lucia*

Das Kind im Grubenschacht

Ein ohrenbetäubender Knall am hinteren Ende des Schachts.

Eine schwarze Staubwolke rast auf uns zu – sie hat eine Wucht, dass sie uns auf den Boden wirft. Wir reiben uns mit schwarzen Fingern die schwarz gewordenen Augen. Wir husten, wir ringen um Luft.

Unser Vorarbeiter – nur wenige Jahre älter als wir fünf Jungen - winkt uns in einen kleineren seitlichen Schacht, wo drei Loren stehen. Auf allen Vieren folgen wir ihm, unsere Spitzhacke und unsere Ölfunzel mit uns ziehend. Seite an Seite am Boden hockend ringen wir noch immer nach Luft.

Alle tragen wir graue Arbeiteruniformen. Unsere Hemden und selbst die Jacken sind durchgeschwitzt. Unruhig taxieren wir uns mit Blicken. Was ist passiert?

Da: Plötzlich ein zweiter Knall. Die Druckwelle rast auch in unseren Seitenschacht. Wieder treibt sie Wolken von Staub und Russ vor sich her.

Wir rücken enger zusammen. Einer der fünf Jungen ist mein ein Jahr jüngerer Bruder. Wir husten erbärmlich. Da kriecht ein knackendes Geräusch in unsere Ohren. Die hölzernen Stützwerte halten nicht stand. Die Erde bricht ein – irgendwo in dem

eben verlassenen Schacht. Dann kracht und splittert es auch am Ausgang unseres Schachts. Wir flüchten uns unter die Loren. Dann wird auch die erste Lore von Erdmassen begraben.

Die zweite und dritte Lore bleiben verschont. Drei Meter hinter ihnen endet der Schacht. Der Rückweg zum Hauptschacht ist nun verschlossen. Dicke Erdmassen sind auf die Schienen gebrochen. Keine auch nur handbreite Öffnung ist zu erkennen.

Wir greifen unsere Spitzhacken und schlagen auf die Wand von Erde und Kohle ein. Ein Loch von einem Meter, in dem wir uns kriechend bewegen können. Wir schlagen den schmalen Tunnel einen weiteren Meter voran durch die Wand. Da bricht erneut die Erde ein – Nick, mein langjähriger Freund, liegt darunter begraben, wir ziehen an seinen Füßen, die schrecklich zucken, doch mit welcher Anstrengung wir es auch tun, wir bekommen Nick unter diesen Erdmassen nicht frei. Dieses Zucken der Füße zeigt den verzweifelten Todeskampf, dies ist uns bewusst, Nick erstickt, ein letztes Zucken, dann liegen die Füße regungslos.

Wir sind eingeschlossen. Die Wand der nieder gebrochenen Erde vor uns kann Dutzende von Metern betragen. Wird jemand uns suchen kommen? Führt überhaupt noch ein Weg durch die verschütteten Gänge? Und wenn – wird uns jemand hier in diesem kleinen Seitenschacht mit den Loren vermuten?

Wir haben das Licht unserer verbliebenen fünf Ölfunzeln, doch sie rauben uns den kostbaren Sauerstoff. Wir löschen alle bis auf eine. Wir haben unsere Wasserflaschen am Gürtel. Einige sind schon halb geleert. Wir haben unsere Mittagsbrote in unseren Taschen am Gürtel.

Wie lange werden wir uns davon ernähren können? Wie lange werden wir durchhalten?

Angespannt lauschen wir in alle Richtungen. Befinden sich noch andere Kohlearbeiter im Schacht? Sind auch andere verschüttet?

Wir erleben nur grausame Stille.

Wir sind eingeschlossen. Mit unseren Trinkvorräten werden wir bestenfalls drei Tage durchhalten. Dann wird das letzte Licht unserer Ölfunzeln längst erloschen sein.

(Kinderarbeit war in England wie in ganz Europa für die Arbeiterschichten eine Selbstverständlichkeit.

In England wurde sie erst verboten, nachdem man festgestellt hatte, dass diese Kinder nicht dieselbe Wehrtüchtigkeit für die Armee hatten wie andere Kinder.)

Mein Vater, seit Jahren ein Vorarbeiter in der Grube, hatte gegen die Zustände im Schacht öffentlich protestiert. Er bemängelte die unzureichende Absicherung durch die Stützwerte, er forderte, dass der zwölfstündige Arbeitstag von mindestens vier viertelstündigen Pausen unterbrochen sein sollte – nicht nur von zweien. Darüber hinaus forderte er für alle Arbeiter eine deutlich bessere Entlohnung.

Jeder Grubenbesitzer konnte in kürzester Zeit ein Millionenkapital erwirtschaften. Kein Gesetz schränkte dies ein. Die Verwaltung der Grube vom Schreibtisch aus brachte dem Besitzer den zweitausendfachen Stundenlohn eines Grubenarbeiters – wobei es gängige Praxis war, auch diese Arbeit an einige Angestellte zu delegieren.

Vater schloss sich mit Leuten zusammen, die mit ihm den Protest an die Zeitungen brachten, er hielt Reden auf offener Straße, als begabter Rhetoriker sammelte er immer größere Menschengruppen um sich. Schließlich fühlte er sich stark genug, einen Streik auszurufen.

Die Leitung warnte: Man werde jeden Streikenden fristlos entlassen. Ein Teil der Arbeiter reagierte verschreckt. Die Arbeit in der Grube garantierte ihr Monatsgehalt, meist hing die Existenz einer ganzen Familie daran. Dennoch: Zwei Tage lagen die Gruben still. Dann allerdings bröckelte die Front der Streikenden, die Leitung hatte eine „Besinnungsfrist“ gesetzt. Ihr Zugeständnis war, dass eine dritte Arbeitspause gestattet wurde. Nach einer Woche befand sich die Hälfte der Arbeiter

wieder im Schacht, bald waren es wieder Dreiviertel. Mein Vater hatte den Kampf verloren.

Er und das Viertel der weiter Streikenden wurden fristlos gekündigt. Es gab Arbeitsuchende genug in den Armenvierteln der Stadt, die die Plätze rasch wieder füllten.

Mein Vater blieb arbeitslos. Und er bekam jetzt die Wut der anderen zu spüren, die der Streik wie ihn um ihre Einkommen gebracht hatte. Sie hatten nichts für ihren Einsatz bekommen, viele saßen jetzt bettelnd am Straßenrand.

Mein Vater war zum Betteln zu stolz. Er beschloss, sein Leben zu beenden. Und er wollte nicht, dass seine Frau und seine vier Kinder in dieser Welt des Elends zurückblieben. Er präparierte den Schlafzimmerofen so, dass der Abzug verstopft war und Kohlenmonoxid durch die halb offene Ofentür in das Schlafzimmer strömte. Ein friedlicher sanfter Tod im Schlaf. Er wollte so alle erlösen.

Gegen Mitternacht klingelte meine Großmutter an der Tür. Sie hatte das Abschiedsschreiben geöffnet, das er auf ihrem Tisch zurückgelassen hatte - entgegen dem Versprechen, es erst in zwei Tagen zu öffnen. Großmutter war alarmiert. Sie besaß einen Wohnungsschlüssel und drang in die Wohnung ein.

Ihre schlimmsten Vorahnungen waren Wirklichkeit geworden. Vater, Mutter und alle fünf Kinder lagen regungslos in ihren Betten und reagierten auf kein Schütteln. Sie riss die Fenster auf und rief die Nachbarn heran – sie sollten die Schlafenden mit ihr ins Freie tragen.

Als die ersten Helfer eintrafen, verlor sie selbst das Bewusstsein. Doch die Aktion hatte begonnen – drei starke Männer zogen die reglosen Körper aus ihren Betten und schleiften sie ins Freie.

Schließlich war auch ein Arzt zur Stelle. Er gab fachkundige Anweisungen zur Beatmung und Wiederbelebung, die er selbst mit letztem Einsatz durchführte. Bei Mutter zeigten sich plötz-

lich wieder die ersten Lebensregungen, dann auch bei mir und meinem jüngerer Bruder. Alle Wiederbelebungsversuche bei meinem Vater und meinen zwei jüngeren Schwestern blieben vergeblich.

Wir drei Überlebenden erholten uns relativ rasch. Mutter ging wieder ihrer Arbeit als Näherin nach, ich sah sie kaum weinen, sie wusste, die Verantwortung für die zwei Söhne lag jetzt einzig bei ihr. Die Beerdigungskosten ließen sie allerdings, obwohl es ein Armutsbegräbnis war, in die Verschuldung abrutschen. Schließlich sahen wir keinen Ausweg mehr, als dass wir Söhne uns selbst zur Arbeit im Grubenschacht meldeten.

Ich bin vielleicht vierzehn, mein Bruder dreizehn. Als wir uns zum ersten Mal durch die matt erleuchteten unterirdischen Schächte bewegen, hat dies auch Augenblicke von Faszination. Doch die Arbeit mit der Spitzhacke ist hart. Wir arbeiten acht Stunden am Tag, am Abend sinken wir tödlich erschöpft ins Bett. Unsere Hände sind wund und schmerzen. Manchmal dürfen wir einen Tag lang nur die Pferde führen, die die beladenen Loren über die Gleise ziehen. Doch immer wieder treibt man uns in die ganz engen Gänge, in denen wir nirgends aufrecht stehen können. Wir arbeiten geduckt oder hocken auf dem Boden. Und fortwährend atmen wir Staub.

Die letzte Ölfunzel brennt, vielleicht ist eine Nacht und ein Tag vergangen, niemand besitzt eine Uhr. Das Wasser in unseren Flaschen geht zur Neige, obwohl wir es nur tropfenweise in den Mund träufeln lassen und wir ahnen, dass bald ein brennender Durst einsetzen wird und ein schneidender Hunger. Niemand spricht.

Und wir haben aufgehört, angespannt seitwärts zu lauschen. Grabesstille. Nur ein Wunder kann uns lebend aus diesem Schacht retten.

Einer der Jungen beginnt in Panik zu schreien. Er schreit über Minuten, nichts kann ihn beruhigen. Der etwas ältere Vor-

arbeiter hält ihm schließlich den Mund zu. Der Junge schlägt um sich. Er schreit, dass er nicht sterben will. Dann sinkt er wimmernd zusammen, ein Häufchen Verzweiflung und Elend.

Glauben wir an ein Wunder?

Meine Gedanken kreisen um Mutter. Wie wird es sein, wenn man ihr die Nachricht bringt, ihre Söhne sind verschüttet und sie werden wahrscheinlich nie mehr ins Tageslicht zurückkehren? Vor einer Woche hat Mutter uns ein Geheimnis anvertraut: dass sie zum fünften Mal von Vater schwanger sei. Wie hätte sich Vater gefreut, es noch selbst zu erfahren. Ob er die Manipulation des Ofens dann unterlassen hätte?

Doch ebenso wie um Mutter kreisen meine Gedanken um Marianne, meine erste wirkliche Liebe. Sie hat einen Onkel in Norditalien, der Eigentümer vieler Weinberge ist. Zu ihm wollten wir hin, in einigen Jahren, wir haben häufig darüber gesprochen. Italien ist ein wunderschönes Land ohne Nebel, fast immer scheint dort die Sonne, im Sommer allerdings kann es manchmal sehr heiß werden.

Wir würden bei diesem Onkel wohnen und dann selbst Weinbauern sein, so hatten wir es geplant. Gerade vor einigen Tagen allerdings hat diese Freundschaft mit Marianne einen Riss bekommen. Wir hatten uns nach dem sonntäglichen Gottesdienst aus einem nichtigen Anlass gestritten. So habe ich am Nachmittag nicht sie sondern ein anderes Mädchen aus der Nachbarschaft besucht. Das hat sie mitbekommen und seitdem nicht mehr mit mir besprochen.

Ich wusste nicht, dass Liebe etwas so leicht Zerbrechliches ist. Heute oder spätestens morgen wollte ich ihr unbedingt sagen, dass jenes Nachbarmädchen mich als Freundin nicht interessiert, nicht wirklich, und dass ich nur sie weiter als meine ganz enge Freundin will, wirklich nur sie.

Mein jüngerer Bruder weiß von Italien und den Weinbergen nichts. Er hat ganz andere Pläne für uns zwei: Er will mit mir nach Kanada und dort Grizzlybären jagen, doch noch lieber,

davor oder danach, mit dem Segelschiff über alle großen Weltmeere segeln. – Mit den Plänen zu den italienischen Weinbergen passte es nicht zusammen. Doch irgendwie hätten wir eine Lösung gefunden.

Über die letzten Stunden habe ich meinem kleineren Bruder flüsternd Mut zu gesprochen. Doch es geschah zugleich, um mich auch selbst zu überzeugen. Mehr und mehr beginnt auch in mir jeder Mut und jede Hoffnung zu schwinden.

Das Flämmchen der letzten Öllampe flackert dünn, dann ist auch diese letzte erloschen. Totenstille. Niemand sucht uns. Niemand würde überhaupt glauben, dass wir noch am Leben sind.

Mein Bruder und ich umklammern uns. Er sagt, dass er schrecklichen Durst fühlt. Den spüren wir alle. Auch alle Brote sind aufgeessen.

Ich denke an den letzten Gottesdienst und die Predigt des Pfarrers. Er sagte uns, dass Gottes Paradies riesig ist und bis an die Milchstraße reicht. Wie viele Menschen auch noch immer geboren würden, alle würden darinnen Platz haben, und Gott würde jeden einzeln empfangen.

Ob er recht damit hat? Ob es dieses Paradies und diesen Gott wirklich gibt?

Warum hilft er uns nicht?

Weil er uns ganz schnell in seinem Paradies haben will?

Vielleicht sind es jetzt zwei Tage, die wir in diesem Schacht verschüttet sind; vielleicht auch schon drei. Dieser schreckliche Durst! Ich spüre es wie ein Fieber, und dieses Fieber zaubert die seltsamsten Bilder hervor – meist beklemmende, schreckliche, dann auch sanfte und schöne.

Ich will nicht sterben.

Oh – noch einmal das Licht der Sonne sehen! noch einmal durch eine Wiese wandern! Die Menschen dort oben wissen nicht, wie unendlich glücklich sie sind.

Mein jüngerer Bruder atmet nicht mehr. Ich fühle seinen Puls. Nicht das kleinste Zucken. Er ist tot.

Ich beneide ihn. Er hat es geschafft.

Auch ein anderer Junge reagiert auf keine Frage mehr. So wenig wie auf ein Schütteln. Es ist ebenfalls tot.

Ich versinke in einen Zustand dämmerigen Träumens. Der brennende Schmerz in der Kehle hat plötzlich ein Ende.

Da begreife ich es: Ich habe es gleichfalls geschafft.

Der dunkle Schacht kann mich nicht länger gefangen halten.

Ich bin auf einmal unendlich leicht. Ich kann jeden Weg nehmen, den ich will, auch den nach oben.

Licht. Musik. Es wird alles so wunderbar hell.

Ist es das Paradies, das uns der Pfarrer versprochen hat? Traurigkeit, Schmerz – alles bleibt unter mir im Dunkel des Schachts.

2.9.2006

Clemens – Lucia

Liebe Lucia, das habe ich in den letzten Tagen wieder für Dich übersetzt.

Nur das erste Gedicht hat ein gebundenes Versmaß.

Die anderen sind wie Prosatexte geschrieben, ich kann Dir nicht sagen warum.

Dalborg hat kein größeres Prosawerk hinterlassen. Vielleicht war es für ihn ein Experiment.

Doch auch hier klingt in jedem Satz die Seele des Lyrikers.

*Sei umarmt und gegrüßt
Dein Clemens*

Kosmisk sorg – Kosmische Trauer

Nachtgesicht –
eingepresst in die Nebeldünen der Zwilichtstunde -:

Die Erde hat sich vom göttlichen Anker gelöst.
Alle Bruderschiffe der großen Flotte
treiben jetzt ewigkeitsfern
an den verlorenen Lichtküsten.
Kein Ruf, der sie mehr erreicht.
Kein Kompass.
Kein Stern in der Nacht.

Manchmal ein Ufer der Schatten. Aber nie Heimat.
Äonentief nur bleierne Weite
des Ozeans, sich dehnend ins Nichts.

Stille. Noch immer Nacht auf der Schwelle.

Die Welt liegt am Meer aller Trennungen.
Nebelwände.
Wo bist du Gott?

Nah nur das schwarze Brausen der Wellen.
Selbstgespräch im quälenden Schlaf des Unerlösten.
Es weint der Stein. Die Tiere kauern
in kalten Höhlen. Die Blüten
falten sich fester zusammen.
Kein Fenster im sternlosen Todraum der Frühe.
Kein Vogelton, der ihn streift.

Gott, wo bist du?

Unsere tausend Traumwanderschaften
in den Schlaflabyrinthen unserer Seelen –

alle entfernten uns,
machten uns erdvoll und himmelsleer.
Wächter vor Schätzen der Schatten.
Glücksspieler in den Verzweiflungen.

Gott, wo bist du?

Brausen der Wellen in schwarzer Stille,
antwortlos. Es weint der Stein.
Die Tiere in den Erdhöhlen weinen.
Die Bäume und Sträucher stehen gebeugt
in den Strom aller Traurigkeit.
Es weint der Wind.

Gott bleibt antwortlos.
Ist hinter das Meer versunken, lautlos,
urzeitenfern.
Einmal noch hat der Saum seines Mantels
Farben und Töne der Sehnsucht
über die Erde geweht.

Sehnsucht, stirb nicht!

Vielleicht dass Sehnsucht uns lehrt,
die Brücken der tausendfach tastenden
scheuen Umarmungen wieder zu bauen.

Die erdweit zerstreuten Teile
unsrer zersplitterten Herzen
Stück für Stück umeinander zu sammeln.

Uns hell zu küssen.

In den gesammelten Herzen
das Muster des Anfangs neu zu erfühlen.

Stirb nicht, Sehnsucht!

jord invigning – Morgenweihe

Eingesunken ins Gras, atmend im Gras. Mein Herzschlag das leise Ticken der Zeit. Sommerlich loderndes Morgengold. Stunde der flüsternden Blüten, aufglühend im urfernen Blau.

Hinter mir dunkel noch Frieren und Nacht.

Hinter mir der verschattete Tag: Glut und Ruß, das Lärmen der Räder und Hämmer, der stampfende Takt, das Mahlwerk stumpfer Ermüdung. Und ich selber voll Staub und Grau...

Mächtiges Schiff. Muterschiff Erde! Wie ich dich fühle – fliegend so, wirbelnd zwischen Planeten, Sonnen und schauendem Blau. Weit über alle Horizonte gespannt: das blaue wachende Auge, Strahlen streuend von altem wissendem Licht. Und atmend strahle auch ich: in farbigem Lichtstaub, Segel und Flügel im Wind.

„Ein Schmetterling dort! Meine Seele.“

„Zu zart noch. Streife sie nur mir den Blicken.“

„Das Zarte wird das Unverletzliche sein.“

„Das wird es sein.“

Erde! Guter Mutterleib Erde! Durch wie viele Zonen und Zeiten bin ich geschritten, Räume und Reiche, um dich zu finden; gesund zu werden an deiner Schwere und Trauer – Duftendes Gras!

svanen – Der Schwan

Trauerweiden, wiegendes Schneidegras. Wiegende Trauer, schreitender Traum. Trauer war Tor und brennendes Schreiten. Trauer war Tanz. Wende nun inwärts. Wie jung ist die Erde!

Daheim, daheim in den Klagewässern, daheim im leichten Teich deiner Klagen. Nun bist du Schwan. Dein gleitender Weitergang schenkt Anmut dem See und Demut dein beugender Hals. Nun bist du Schwan. Und der Quell deiner Klagen sind Mondenperlen. Mondensilber und Mond webend in deiner Tiefe.

Wie du die Wellen teilst und sie adelst; glühende Würde sprühend aus schimmerndem Federspiel.

”Nun bist du Schwan. Bald wirst du Vogel sein, der auch die Lüfte beflügelt – stärker als jetzt, ein fester Anker im Sturm. Doch einmal eins werden musst du mit dem Feuer, lernen das helle Verbrennen – und selber Blitz und Flamme sein.”

Firandet av hemkomst – Feier der Heimkehr

Stunde der neuen Geduld! Stunde der ruhenden Flamme!
Licht trinkend mit den Kehlen der Vögel, hebe dich auf; den Lichtregen heller Gesänge werfend über die Ebenen; in Wolkenleiber gerollt singend mit den Chorälen des Sturms.

Senke dich tiefer: klingend aus Felsen und Erz. Tritt dir entgegen aus Strauch und Kraut. Abschuppend Schalen des Schlafes, Dunkel und Schlaf: Sei wieder Keim aller Wunder!

Atemholend, geborgen im duftenden Krug deiner Ruhe, übst du das Lauschen: auf Regengespräche; auf das klingende Licht im Kristall; auf den Saft, der steigt und fällt in den Zweigen; lauschst du dem Weltenschritt, den du herbergt in Domen des Herzens.

Eingewoben als Faden ins Muster des schreitendes Teppichs, uralt-alterlos, bist du gespannt von All zu All; wandernd von Zeit zu Zeit.

Eins geworden mit Sturz und Schuldendunkel der Erde; aufgehoben zu Andacht und Feier der Heimkehr: So ruhest du im duftenten Sommerleib, sinnst du im Winterernst ihrer herben Schalen. Wandernd von Zeit zu Zeit – und niemals verloren.

x x x x

Alles wird Einkehr sein, einmal in später Zeit. Wandernd von Wohnstatt zu Wohnstatt, werde ich sprechen lernen aus fremden Mündern, schauen lernen aus fremden Augen, werde ich dulden lernen mit den Schultern der andern, lieben mit fremden Herzen.

Mich wiederfinden aus fremden Augen. Manchmal auch mich.

5.9.2006

Clemens - Marja

Ich wühle wieder in meinem Zettelkasten herum.

Ich blättere mich durch früher gelesene Bücher.

Mehrmals habe ich Dir angekündigt, von John Lilly und seinem Buch „Das Zentrum des Zyklon“ zu berichten. Jetzt soll es geschehen.

Bekannt wurde Lilly vor allem durch Veröffentlichungen über seine Forschungsarbeiten mit Delphinen. Er war Psychologe und Hirnforscher, durch und durch Wissenschaftler und doch ganz anders: immer bereit, ganz neue eigene Wege zu gehen. Sein Forschungsgebiet wurde mehr und mehr das Bewusstsein selbst. Er spricht von den „inneren Räumen“, in denen er damit zu reisen begann, was er darüber berichtet, ist eindrucksvoll.

Er stellt seinem Buch diese Worte voran:

„Das Zentrum des Zyklons ist jener aufsteigende, ruhige und spannungsfreie Ort, an dem man lernen kann, wie man ewig lebt. Überall außerhalb dieses Zentrums tobt der Sturm des eigenen Egos, das mit anderen Egos wetteifert im Rundtanz wütender Raserei. Verlässt man das Zentrum, so wird man vom Heulen des Sturms umso heftiger betäubt, je mehr man bei diesem Tanz mitmacht.

Das zentrale Gedanken- und Gefühlswesen - die eigenen Satoris - ist nur im Zentrum zu finden, nicht außerhalb. Die hin und her gerissenen Gemütszustände, die selbstgeschaffenen Höllen, sind außerhalb des Zentrums. Im Zentrum des Zyklons befindet man sich jenseits des Lebens- und Schicksalsrades, dort erhebt man sich, um sich mit den Schöpfern des Universums, den Schöpfern unserer selbst, zu vereinigen.

Hier erkennen wir, dass wir jene geschaffen haben, die Wir sind.“

Das alles mag rätselhaft klingen. Und doch: Es ist der Beschaffenheit unserer täglichen Realität ganz nah – und führt zugleich weit darüber hinaus.

Ich sprach von den Dogmen, in denen auch die gegenwärtige Wissenschaft noch gefangen ist.

Wie die Philosophie hat auch die heutige Wissenschaft ihre Crux. Es ist ihr Dogma, dass der Geist eine Absonderung und ein Produkt der Materie ist. Dieses Paradigma ist nichts als ein Glaubenssatz und eigentlich längst überholt und inzwischen vielfach widerlegt, doch die offizielle Wissenschaft kümmert sich nicht darum.

Man hat erkannt, dass es „Materie“ als solche nicht gibt, dass alles Energie ist und aus winzigsten Teilchen oder Wellen besteht. Für einen weiteren Schritt braucht es nur den gesunden Menschenverstand. In allen Erscheinungen der Natur, vor allem in allen lebendigen,

steckt unübersehbar ein hohes Maß an Intelligenz. Nimm ein einziges menschliches Organ: ein hoch komplexes einzigartiges Wunderwerk. Doch Intelligenz ist Geist. Es verhält sich genau umgekehrt: Materie ist eine Schöpfung des Geistes.

Ich selber habe erlebt, dass man vom Körper völlig abgelöst sein kann – und doch fähig ist, alles mit wachen Sinnen und klar zu beobachten. Mit Halluzinationen hat dies nichts zu tun, man ist völlig klar; nein, man ist wacher und klarer als in der begrenzten Weltsicht des Alltags-Ichs.

Die heutige Wissenschaft ist noch immer in ihrem alten Ehrgeiz befangen, die ganze Schöpfung lediglich als ein Spiel des Zufalls zu erklären. Vielleicht war dies einmal nötig, um sich von einer in Dogmen erstarrten Religion zu lösen. Doch von einem bestimmten Punkt an wird diese Ignoranz, dieses „Aussetzen des gesunden Menschenverstands“ einfach lächerlich.

Ich prophezeie Dir: Man wird in hundert Jahren über das Wissenschaftsbild unserer Zeit einmal genauso spotten, wie wir es tun, wenn wir vom geozentrischen Weltbild des Mittelalters hören, in dem die Erde eine flache Scheibe war.

Lilly fand eine Methode für sich, den Körper ganz ruhig zu stellen und alle sensorischen Reize auszuschalten: indem er in einem verdunkelten Raum in einem Wassertank lag. Anfangs experimentierte er auch mit der damals in Amerika sehr verbreiteten Droge LSD. Später verzichtete er darauf. Der Weg in die „inneren Räume“ war ihm inzwischen vertraut.

Das Wort „innere Räume“ darf man nur als Metapher verstehen. Es handelt sich um „Bewusstseinsreisen“. Er trifft auf fremde Planeten dabei, er entdeckt mächtige

Schöpferwesen im All, die heftige Emotionen verströmen – Wesen von „Schrecken-erregender Gewalt“, er erlebt das All reich bevölkert, zum Teil mit sehr fremdartigen Wesen, manche erinnern ihn an die Bilder Tibetischer Gottheiten, käferartige Monster mit doch machtvoller Ausstrahlung. Er erlebt die ganze Galaxie und die sie bevölkernden Wesen als einen zusammengehörigen großen Organismus, er erlebt andere Formen von Zeit.

Das liest sich spannend. Es ist authentische Erfahrung.
Morgen schreibe ich weiter für Dich.

6.9.2006

John Lilly stellt als Bewusstseinsforscher immer wieder die Frage, mit welcher Art des Bewusstseins ihm diese so andersartigen Erfahrungen möglich sind. Er erlebt Bewusstsein in einer Skala unterschiedlicher Stufen und auf jeder dieser Stufen ist das Erlebte doch völlig konkret und real.

In dem System, das er für sich findet, gibt es schließlich zwei Pole – er nennt sie „Ego“ und „Essenz“. Der „Ego-Zustand“ ist der unseres normalen Alltagsbewusstseins. Das in diesem Zustand Wahrgenommene ist auf seine Weise real. Doch es gibt viele Ebenen der Realität darüber hinaus.

Im „Ego-Zustand“ sind uns diese verschlossen. Es handelt sich um eine beschränkte Art der Wahrnehmung, vor allem auf die materielle Welt konzentriert. Uns ist nicht – oder nur wenig - bewusst, dass wir in diesem „Ego-Zustand“ nur als eine Art Fragment existieren. Unser eigentliches Wesen liegt in der „Essenz“.

Im Alltagsbewusstsein sind wir weitgehend abgeschnitten von dieser „Essenz“. Doch wir können Türen dorthin öffnen – und dies bedeutet auch immer eine Erweiterung unserer gesamten Wahrnehmung, unseres

Selbsterlebens wie unseres Welterlebens. Lilly beschreibt mehrere Einzelstufen, die aus den „Ego-Fixierungen“ hin zur „Essenz“ führen. Es ist der Weg aus der Isolation in die „Räume“ zunehmend kraftvoller positiver Energien, die uns eine neue Bewusstheit schenken und ein beglückendes Empfinden von Einssein und Schutz. In den alten östlichen Religionen nennt man einen solchen Bewusstseinszustand „Samadhi“ oder „Satori“.

„Sobald das Bewusstseinszentrum in die Essenz übergegangen ist, kann man alles, was hinsichtlich des Körpers geschieht, zurücklassen... Plötzlich erkannte ich, dass dort auf dieser Ebene alle Essenzen miteinander verbunden sind und in Kommunikation miteinander stehen, ob das eigene Selbst das nun weiß oder nicht. Sie teilen miteinander auch die vergangene Geschichte eines jeden Selbst. Es gibt kein Verstecken irgendwelcher Dinge vor den anderen Essenzen. Essenz ist ihrer Natur nach eine miteinander geteilte Ganzheit von Bewusstsein, Wärme, Liebe, Erinnerung.“

Lillys Forschungen erhielten einen neuen Einschlag durch die Begegnung mit einem spirituellen Lehrer namens Oscar Ichazo, der in den chilenischen Pampas Schulungskurse anbot für Menschen, die wie Lilly auf einer spirituellen Suche waren. Oscar Ichazo ist, Lillys Schilderung nach, ein modern gekleideter Mensch, ohne jeden Habitus eines Gurus. Schon mit dem ersten Zusammentreffen, so schreibt es Lilly, ist es eine Begegnung „von Essenz zu Essenz“.

(Nur am Rand diese kleine Geschichte: Oscar Ichazo erzählt ihm bei einer späteren Gelegenheit, wie er mit einem Derwisch zusammentraf, der völlig in Lumpen ging. Er fragte ihn: „Warum tust du das?“ Der Derwisch antwortete: „Weil ich in einem Zustand der völligen De-

mut bin.“ Darauf Oscar Ichazo: „Und aus welchem Grund zeigst du das?“)

Ichazo führt Lilly in eine Augenfixierungsübung ein, die über eine Stunde andauert und die beiden Männern klare Eindrücke gemeinsamer vergangener Existenzen vermittelt – „in China, Arabien, im alten Europa“, aber auch Eindrücke gemeinsamer Existenzen in nichtirdischen großen „Licht-Räumen“.

Die von Oscar Ichazo entwickelten Übungsprogramme umfassen zum einen ein intensives, für viele sehr strapaziöses Körpertraining, das in den angrenzenden weitläufigen und menschenleeren „Pampas“ durchgeführt wird. Zum anderen besteht es aus Vorlesungen und einem „geistigen“ Training, dessen Mittelpunkt die „mentations“, Mantras und Sinnsprüche sind. Über meditative Entspannungszustände hinaus werden damit tiefe spirituelle Erfahrungen angestrebt.

Lilly betont den großen Wert auch der körperlichen Übungen, da der Körper vielfach mit uns unbewussten Spannungsfeldern durchsetzt ist. Er spricht von „Band-schleifen“, die man manchmal von frühester Kindheit an mit sich trägt, die in „Körper-Muskel-Gehirn-Kreisläufen“ wirken und die man auflösen muss. Dies sind meist „Ego-Fixierungen“: unbewusste Befehle, außerhalb der „positiven Räume“ zu bleiben.

Auch psychologisch-analytische Betrachtungen und damit seelische Klärungsprozesse spielen in den Übungsabläufen eine Rolle. Sie treten für Lilly aber allmählich zurück, er entdeckt für sich selbst den Wert neuer Meditationstechniken: So richtet er sein Augenmerk immer weniger auf die aktuellen Konfliktfelder, die in der Seele Depression und Beunruhigung schaffen, sondern „schwingt“ sich mit den „mentations“ sogleich auf die neuen Wahrnehmungsebenen ein, in einen Energie-

fluss, der aus sich selbst Klärungen herbeiführt.

Ich erwähnte die unterschiedlichen Bewusstseinstufen, die zu „Samadhi“ oder „Satori“ führen. Lilly beschreibt sie dezidiert. Ich fasse es kurz zusammen.

Ausgangspunkt ist das meist übliche, neutrale Stadium des Bewusstseins, in dem der Mensch sich im vollen Besitz seiner intellektuellen Kräfte befindet. Es handelt sich um ein Stadium, in dem sich Lehren und Lernen vollzieht, in dem Wissen produziert wird, somit kein eigentlich schöpferisches Stadium. Das Bewusstsein ist in bestem Sinn in die physische Welt integriert.

Die folgende Ebene, von Lilly „Berufs-Satori“ genannt, ist den meisten Menschen als ein spezieller schöpferischer Bewusstseinszustand bekannt. Konkret bedeutet dies, dass alle nötigen „Programme“, alles Gedankenmaterial im Unterbewusstsein geordnet vorhanden ist und zur Verfügung steht. Die schöpferische Arbeit wird „Spiel“. Oft verliert sich völlig der Zeitbegriff, das eigene Wesen geht auf in seiner Gestaltungsaktivität und in der völligen Hingabe an das Gestaltete.

Erst die nächsten drei Stufen bringen den entscheidenden Sprung aus der physischen Raumdimension:

Die folgende nennt Lilly den Zustand des „glücklich teilenden Körpers“. Es ist ein „seliger Zustand“, der als Trübung und Leiden nur dieses erlebt: das andere Wesen in den Zustand des Glücks nicht einbezogen zu sehen. (Wir kennen es ansatzweise durch das Gefühl des „Verliebtseins“.) Das Bewusstseinszentrum liegt in der Brust, es ist ein Zustand hoher kosmischer Energie, in der Sprache der Sufi-Meister bedeutet es die Realisation des „Baraka, der göttlichen Gnade, die den inneren Christus entstehen lässt“.

Es folgen zwei weitere Stufen, das Bewusstsein wird

mehr und mehr zur punktartigen Quelle. Es ist Energie, Zentrum „des Lichts und der Liebe“. Die Verbundenheit mit allen anderen schöpferischen Bewusstseins- und Energiepunkten wird deutlich erfahren, das Angeschlossensein an die großen Schöpfungsprozesse des Kosmos und seine Schöpferwesen. So beschreibt es Lilly.

„Es war wie ein Schrittwechsel in diesen anderen Raum. Alles wurde funkelnd, strahlend und wunderbar. Ich sah funkelnde Dinge, der Schmutz auf dem Boden sah aus wie Goldstaub, der Gesang eines Vogels wurde zu einer durch den Kosmos schwingenden Glocke, ebenso wie meine Om-singende Stimme. Alles war transparent. Ich sah kosmische Energie in meinen Körper einströmen und von anderen Körpern ausgestrahlt werden. Ich sah meine eigene Aura; ich sah die Aura von anderen. Nichts war falsch an mir, an der Erde, an ihren Menschen. Alle Dinge waren lebendig, alle Menschen waren kostbar und wundervoll.“

Wieder beende ich es für heute.

Lilly berichtet über weitere aufschlussreiche Erfahrungen. Morgen mehr davon.

7.9.2006

Jahre zuvor hatte Lilly eine Erfahrung in Todesnähe gemacht, in der ihm zwei „Wächter“ begegnen. Diese Begegnung wiederholt sich später in anderer Form.

Ich fasse die erste Begegnung mit Lillys eigenen Worten zusammen: „...Ich bin ein einziger Punkt, der aus Bewusstsein, aus Fühlen und Wissen besteht. Ich weiß, dass ich bin. Das ist alles. Es ist ein sehr friedlicher, ehrfurchtgebietender Raum, in dem ich mich befinde. Ich habe keinen Körper, ich habe kein Bedürfnis nach einem Körper. Ich bin einfach ich. Erfüllt von Liebe und Wärme und Strahlung.“

Plötzlich erscheinen in der Ferne zwei ähnliche Bewusstseinspunkte, Quellen von Strahlung, von Liebe, von Wärme. Ich fühle ihre Anwesenheit. Ich sehe ihre Anwesenheit, ohne Augen, ohne Körper. Ich weiß, sie sind da, also sind sie da. Als sie sich zu mir herbewegen, fühle ich mehr und mehr von beiden, und sie durchdringen mein ganzes Wesen. Sie vermitteln mir ermutigende, ehrfurchtgebietende Gedanken. Ich erkenne, dass sie Wesen sind, die hoch über mir stehen. Sie beginnen mich zu belehren.“

Sie sagen ihm, dass er an diesem Ort von lichtvoller Wärme bleiben und seinen Körper verlassen kann. Gleichzeitig weisen sie ihn darauf hin, dass er noch ein Recht auf seinen Körper habe, dass es „noch nicht an der Zeit“ für ihn sei. Er hat die Wahl. Sie geben ihm unbedingtes Vertrauen, völlige Gewissheit über die Wirklichkeit seines Seins in diesem Zustand.

„Ihre erhabene, tiefe, machtvolle Liebe überwältigt mich fast, aber schließlich lasse ich sie zu. Als sie näher herankommen, finde ich weniger und weniger von mir und immer mehr und mehr von ihnen in meinem Wesen. Sie machen in einer bestimmten, für mich gerade noch ungefährlichen Entfernung halt und sagen mir, dass ich mich jetzt auf einer Entwicklungsstufe befände, auf der ich ihrem Druck nur innerhalb dieser bestimmten Entfernung standhalten könne.“

Sie erklären ihm, dass sie seine Wächter seien und eigentlich immer bei ihm, auch wenn er üblicherweise nicht in dem Stadium sei, sie wahrzunehmen. Sie sagen ihm weiterhin, dass er sie in zwei trennen würde, weil dies die Art seiner Wahrnehmung wäre; doch in Wahrheit seien sie eins. Wenn er sich auf der Erde weiter entwickle, könne er möglicherweise die Einheit wahrnehmen, die sie mit ihm und vielen anderen bilden.

Ich komme zurück zu seiner Zeit im spirituellen Schulungsinstitut Oscar Ichazos.

Lilly verbringt dessen Anweisungen folgend eine Woche der inneren Sammlung allein in der Wüste, in einer Ein-Mann-Hütte. Am zweiten Abend, bei Betrachtung des Sonnenuntergangs, bemerkt er eine dreischichtige Wolkenformation von außerordentlicher Helligkeit und gewaltiger Schönheit mit einem vertikalen Strahl aus leuchtend weißem Licht. Die Formation bildet ein Drei-Balken-Kreuz:

„Ich begann zu weinen, zuerst allein, für mich, ich ging mit dem Schmerz. Er verwandelte sich in eine Verbindung von Schmerz-Freude und bezog sich auf alle Menschen - zuerst auf diesem Planeten, dann in der ganzen Galaxis. Dieses Weinen hielt drei Tage lang an, einschließlich meines Besuches bei Oscar. Bei diesem Besuch unterdrückte ich das Weinen oder die Schmerz-Freude nicht, sondern teilte sie mit ihm.“ Es handelt sich um eine den fortgeschrittenen Sufi-Meistern bekannte Erfahrung, sie ist Teil ihres „Einweihungsweges“, auch Oscar Ichazo ist damit vertraut.

Lilly kehrt nochmals allein in die Wüste zurück, wieder ist er - durch eine Kapuze von visuellen Eindrücken abgeschirmt - im Freien und betet. Plötzlich erscheinen die zwei Wächter rechts und links neben ihm, ein Strahl von „Wärme, Strahlung und Liebe“ kommt von der Sonne, er fühlt sich mit den Wächtern verschmolzen; das verschmolzene Wesen, das „nun aus dreien besteht“, erhebt sich und schwebt der Sonne entgegen.

War ihm bei der ersten Begegnung mit den zwei Wächtern gesagt worden, dass er sich selbst als erkennendes Wesen in ihnen verlieren würde, wenn sie eine gewisse Schranke zu ihm überschritten, so gilt dies nun

nicht mehr. Er fühlt sich geborgen, in inniger bewusster Gemeinschaft mit seinen Wächtern. „Trotz dieser Verschmelzung behielt ich meine eigene Identität.“

Liebe Marja, diese „Wächter“ sind offenbar eine Realität. Sie sind es für Dich, sie sind es für jeden. Doch keineswegs müssen wir in Ehrfurcht vor ihnen erstarren. Diese „Wächter“ haben Humor!

Lilly beschreibt an einer späteren Stelle, wie er ihnen während einer Autofahrt die Steuerung seines Wagens überlässt. Plötzlich spürt er während dieser Autofahrt ihre Nähe und fragt sie einfach, ob sie das könnten - sein Auto steuern. Und es geschieht: der Wagen rollt und nimmt problemlos jede Kurve. -

Noch einmal lasse ich Lilly selber sprechen, er beschreibt eine sehr hohe Bewusstseinsstufe, ein Empfinden von kosmischem Einssein.

„Ich bin eine dünne Schicht aller Wesen in Satori, vereinigt, verbunden miteinander in einer sphärischen Oberfläche um das bekannte Universum herum. Unsere Rückseite ist der Leere zugekehrt. Wir erschaffen Energie, Materie und Leben im Zwischenraum zwischen der Leere und jeglicher bekannter Schöpfung. Wir sind dem bekannten Universum zugekehrt, erschaffen es, erfüllen es. Ich bin eins mit ihnen, verteilt in einer dünnen Schicht um die Sphäre mit einer kleinen, geringfügig größeren Konzentration meiner selbst in einer kleinen Zone... ich bin der Schöpfungsprozess selbst...“

Und in einer solchen Darstellung wird auch jener rätselhafte Satz des Anfangs verständlich: „Hier erkennen wir, dass wir jene geschaffen haben, die Wir sind.“

Liebe Marja, irgendwann muss ich mit diesem Bericht ein Ende finden – auch wenn vieles nur fragmentarisch

bleibt.

Ich weiß, dass Du gegenüber spirituellen Themen oft eine gewisse Zurückhaltung hast. Und es mag sein, dass Du nicht die gleiche Begeisterung und Zustimmung finden kannst wie ich.

Wie immer hast Du mein Angebot, das Buch selbst zu lesen und es Dir schicken zu lassen – und wie immer warte ich, ob Du es willst.

In einer nächsten Mail werde ich wieder über „meine“ drei Roma-Kinder berichten.

Zuletzt noch dies: Jetzt in zwei Wochen und zwei Tagen ist es wo weit - ich werde Bujar treffen.

*Herzlich grüßt Dich
Dein Clemens*

11.9.2006

Lucia – Clemens

Lieber Clemens, diesmal erlebte ich mich in der Existenz einer Renaissancefürstin. Ein Leben mit dem Angebot von Glanz und Macht – dennoch durchschritt ich viele Täler der Trauer.

Keine Existenz bleibt ohne Kämpfe und Herausforderungen, innere oder äußere. Offenbar sind sie ein fester Bestandteil darin. So oft wir klagen, sollten wir wissen: Auch das Leben aller anderen unterliegt diesem Muster, jedes ist eine Prüfung.

Ich bin viel in Gedanken bei dir in diesen Tagen.

*Sei wie immer ganz herzlich gegrüßt
Deine Lucia*

Die Renaissancefürstin

Während meiner Kindertage ist mein liebster Aufenthaltsort ein „Schmetterlingsgarten“.

Sehr früh habe ich einmal beobachtet, wie sich halb unter einer Blüte versteckt ein Schmetterling aus seinem Kokon löste. Sah man genau hin, so konnte man im Kokon den Schmetterling schon erkennen, nur fehlten ihm noch die Flügel. Ich kauerte gebannt am Boden. Stück für Stück schob sich der Schmetterling aus der alten Hülle heraus, die genau ihre Form behielt. Er krabbelte auf die Blüte und hielt dort noch einmal still, als wollte er den Garten vor seinem ersten Ausflug begutachten. Ich bemerkte ein leises Zittern. Plötzlich erhob er sich in Luft.

Von einem unserer Gärtner erfuhr ich, dass es die fetten, eigentlich etwas widerlichen Raupen waren, die sich in einen Schmetterlingskokon verwandelten. Seitdem ich es weiß, sammele ich jede Raupe, die ich an einem Blatt oder Stängel im großen Garten finde und trage sie in meinen eigenen kleinen, der sich direkt hinter einem Pavillon befindet. Oft sitze ich stundenlang und warte, dass sie sich verpuppen. Es kann Tage dauern. Der große Moment, wo sie endlich ihre Flügel entfalten und fliegen, fasziniert mich immer aufs Neue.

Auch der Gärtner sammelt Raupen von den Blättern ab, doch nur um sie anschließend zu zertreten. Sie fressen riesige Löcher in die Blätter, sagt er, sie verunstalten den Garten. Einmal hat sein Gärtnerkollege auch alle Raupen aus meinem eigenen Garten entfernt und zertreten. Ich weine sehr, als ich es entdeckte. Von da tut er es nicht mehr. Doch es gibt auch andere Gegner: gefräßige Igel, Dachse und große Vögel, die kommen meist nachts.

Ich habe einen fast gleichaltrigen Spielkameraden, den Sohn des einen Gärtners. Er bringt mich auf den Einfall, wir sollten ein Glashaus bauen. Alle Raupen, die wir finden, setzen wir auf

den Blättern und Stängeln im Glashaus ab. Dort kann sie nachts niemand fressen und sie können auch nicht einfach davonlaufen. Schon bald nachdem unser Glashaus errichtet ist, wimmelt es von Raupen darin. Und es gibt Tage, an denen wir sogar zweimal gucken können, wie eine Verpuppung geschieht.

Inzwischen habe ich auch gelernt, die Raupen zu unterscheiden. Ich weiß, ob ein Zitronenfalter oder ein Pfauenaugenschlüpfen wird. Mein Spielkamerad schlägt vor, dass wir die geschlüpften Schmetterlinge gleichfalls behalten sollen – in diesem Glashaus oder in noch einem zweiten, das wir für sie bauen. Wir könnten sie dann unseren Gästen zeigen, etwa einem kirchlichen Würdenträger, die oft in unserem Palast unterwegs sind. Doch ich kann mich mit dem Gedanken nicht anfreunden. Schon wenn die unterschiedlichen Falter in unserem Glashaus, in dem sie eben aus ihrer Puppe gekrochen sind, hilflos von Wand zu Wand flattern, leide ich.

Meine zwei älteren Brüder interessieren sich für den Garten nicht. Sie reiten mit dem Vater zur Jagd. Mein Vater ist ein vermögender Provinzfürst, es muss irgendwo im Norden von Italien sein, und er bereitet seine Söhne auf das Regieren vor. Oft ist er fort. Dann führt er irgendwelche Schlachten gegen benachbarte Provinzfürsten durch, oder er unterstützt für gute Bezahlung ein Kriegsheer des Papstes.

Er hat zum ersten Mal auf einen solchen Kriegszug auch seine zwei Söhne mitgenommen. Mutter und ich warten auf ihre Rückkehr. Da kommt ein Bote, ganz in Schwarz, er flüstert Mutter ins Ohr, die mit einem Schrei reagiert. Mein Vater und mein Brüder sind beide in der Schlacht umgekommen.

Meine Mutter versinkt in Trauer und Depression. Zunehmend verweigert sie auch jede Nahrung. Sie wird so dünn, dass man sie bei jedem Weg stützen muss. Nach etwa einem Jahr findet man sie eines Morgens tot auf ihrem Bett.

Ich bin ihre legitime Nachfolgerin. Doch ich befinde mich noch im Pubertätsalter, und ein Onkel übernimmt die Regierungsgeschäfte. Es kommt zu einer ersten Kraftprobe. Mein Onkel will wieder einen Krieg führen, doch ich spreche mich dagegen aus. Wenn ich selbst einmal Fürstin bin, soll niemand durch meinen Befehl auf dem Schlachtfeld sterben. Ich muss gute Fürsprecher um mich versammeln, um meinem Onkel die Stirn zu bieten, doch schließlich gibt er seine Kriegspläne auf.

Sooft es meine Zeit erlaubt, treffe ich mich mit dem Jungen des Gärtners. Er ist nun ein junger Mann und trägt einen kleinen Bart über dem männlich markanten Kinn, seine Augen leuchten meist fröhlich und sanft. Keiner von uns beiden zweifelt, dass wir einmal heiraten werden, auch wenn es in meinem Fall nicht standesgemäß ist. Ich werde es, wenn ich vereidigte Fürstin bin, für uns durchkämpfen. Fürstinnen können Adelstitel aussprechen.

Anfangs halten wir uns noch scheu bei den Händen, dann sitzen wir mit verschlungenen Armen, endlich tauschen wir unseren ersten Kuss. In meinen Träumen als junges Mädchen gibt es seitdem nichts anderes mehr. In einer dunklen Sommernacht ohne Mond zieht er mich in ein Gebüsch und legt meine Brust frei und küsst sie ab. Er entfernt Kleidungs- um Kleidungsstück, auch bei sich selbst, ich zittere vor Erwartung und Glück. Endlich sind wir ein Paar, mühsam dämpfe ich meine Glücksschreie. Ich empfinde es, als ob mein ganzes Leben ein Warten war auf diesen Moment.

Wir verloben uns. Wir schwören uns ewige Treue.

Da geschieht – etwa zwei bis drei Jahre sind inzwischen vergangen – etwas Schreckliches.

Ich habe während einer Ausfahrt in der Kutsche eine am Fuß verkrüppelte Bettlerin mit vier Kindern getroffen. Ich lade sie alle ein, zu mir in die Kutsche zu steigen, dann sollen sie in der

Küche eine warme Mahlzeit bekommen und die Kinder auch Kuchen und sonstige Leckereien.

Kurze Zeit später erkrankte ich an den Blattern. Viele Menschen meiner Zeit, fast die Hälfte, tragen Blatternnarben im Gesicht. Es gibt diese Blattern in einer leichten, eher harmlosen Form, es gibt sie als eine schwere Erkrankung der Gesichtshaut. Von Tag zu Tag beobachte ich mein Gesicht. Die Rötungen verwandeln sich zu eiternden, nässenden Pusteln, die Haut reißt darunter auf, und jedes Mal bleibt ein tiefer Krater zurück. Immer unbarmherziger schaut mich aus dem Spiegel ein vernarbtes Gesicht an.

Es ist ein Sturz ins Bodenlose. Über Jahre habe ich hören dürfen, wie meine Schönheit gelobt wurde. Jetzt ist sie völlig dahin. Keiner der Ärzte, die ich um Rat bitte, weiß ein Mittel. Ich übertünche mein Gesicht dick mit Schminken, doch die Entstellungen kann es nicht unsichtbar machen.

Einige an meinem Hof sehen es als eine „Bestrafung Gottes“, weil ich mich mit der damaligen Verweigerung eines Krieges auch gegen die Interessen der Kirche gestellt habe. Ich spüre, wie man hinter meinem Rücken tuschelt.

Ich sage alle Treffen mit meinem Verlobten ab, sooft er auch anfragt. Nie soll er mich in dieser Entstellung erblicken. Nie mehr sollen sich unsere Wege kreuzen. Ich denke häufig darüber nach, mir das Leben zu nehmen. Denn das Leben ohne meinen Verlobten ist fade und inhaltsleer.

Ich helfe mir mit einem Schleier, den ich von einem Hut aus über mein Gesicht fallen lasse. Und mir kommt erneut zu Bewusstsein, dass ich eine wohlhabende Fürstin bin. Ich hatte schon als Mädchen so viele Pläne, wie ich die Not der Armen in der Stadt einmal mildern will mit all den Schätzen aus meinem Palast. Dies kann ich tun – genau wie zuvor.

Verschleiert besuche ich zunächst ein Waisenhaus, dann ein Armenhospital. Der Anblick solcher Armut und auch die Gerüche sind kaum zu ertragen. Sowohl das Waisenhaus wie das

Armenhospital quartiere ich um, keiner dort soll in der alten Not und im alten Elend weiter leben. Jeder dieser Armen erhält von Zeit zu Zeit ein Geschenk. Es braucht mich kaum ein Zehntel der gesammelten Goldmünzen meines Vaters, um diese Menschen glücklich zu machen.

Ich verschenke einige meiner Ländereien an die Bauernfamilien, die dort seit Generationen wie Sklaven schufteten. Mein Onkel sieht es mit Zorn.

Von einigen Provinzen Italiens weiß ich, dass dort großartige Maler und Bildhauer arbeiten. Die Bildhauer erschaffen Statuen, die sich die Kunstwerke der alten Griechen zum Vorbild nehmen. Auch ich will solche Künstler an meinen Hof binden. Mit einigen Malern bin ich bald im Gespräch. Ich entlasse die Hälfte der hofeigenen Soldaten. Mein Onkel schäumt vor Zorn. Doch ich bin volljährig, er kann mir nichts vorschreiben.

Von meinem Verlobten erhalte ich verzweifelte Briefe. Doch ich bleibe hart, jedes Widersehen lehne ich ab. Ich habe die Liebe zu Männern für immer aus meinem Leben gestrichen. – Dann erfahre ich, dass er sich das Leben genommen hat.

Wieder kämpfe ich selbst mit Todesgedanken. Doch es gibt diese Menschen jetzt, die auf meine Hilfe zählen und denen ich mich nicht entziehen kann. Ich lasse ein Haus für Obdachlose errichten. Die Waisenkinder erhalten eine gründliche Schulbildung, so dass sie keinen Nachteil in der Konkurrenz mit anderen haben und jeden Beruf ergreifen können. Im Volk bringt es mir den Ruf einer selbstlosen Wohltäterin.

Am Hof ist es anders, dort gelte ich als gewissenlose Verschwenderin. Man versucht, meinen klaren Verstand in Frage zu stellen. Ein Gericht soll mich, auf Betreiben meines Onkels, entmündigen.

Es wird gefährlich. Auch für die Kirche bin ich eine Provokation. Denn ich tue die Wohltaten, die sie selbst mit Leichtigkeit an den Armen ausüben könnte. Durch eine Kammerzofe erfahre ich heimlich, dass ich bei einem Treffen mit meiner Tante

durch einen Tee vergiftet werden soll. In einem unbeobachteten Moment tausche ich die beiden Tassen einfach aus, und die Tante bricht vor meinen Augen zusammen. Ihr Leben ist nicht zu retten.

Als der Onkel davon erfährt, versucht er, mir diesen Mord anzuhängen. Doch die Kammerzofe bleibt stark und sagt für mich aus. Er selbst allerdings bleibt unbehelligt. Er kann die Richter ausreichend mit Geld bestechen, dass sie den Fall ruhen lassen und es nie zur Anklage gegen ihn kommt. Doch er muss den Palast verlassen.

Ich weiß, dass mein Leben bedroht ist, mehr als zuvor. Doch es kümmert mich wenig. Ich habe meine Schönheit verloren, ich habe meine Liebe verloren. Ich lebe ein Leben, das ich nicht mehr für mich selbst lebe, nur noch für andere. Im Volk verehren mich einige als Heilige. Ich wäre niemals so hart und so stark geworden, hätte mir die Natur meine Schönheit gelassen. Ich wäre eine in Prunk und Luxus verliebte Provinzfürstin geworden wie viele vor mir.

Jahre sind vergangen.

Zweimal hat es einen Anschlag auf meine Kutsche gegeben. Das erste Mal konnte ich fliehen. Beim zweiten Mal saß ich nicht selbst in der Kutsche, wieder einmal war ich vorgewarnt. Inzwischen vermeide ich es ganz, meinen Palast zu verlassen.

Mein Hofstaat ist um die Hälfte verkleinert. Wir essen mit keinem Silberbesteck mehr und die meisten Golduhren, große und kleine, sind verkauft wie auch sonst zahlreiche Schmuckstücke. Die Münzvorräte meines Vaters gehen zur Neige.

Ich beschäftige Maler und Bildhauer. Doch sind es die wirklich guten? Keiner von ihnen gelangt zu Ruhm. Und das Elend, über das man mir von manchen Orten meiner Provinz berichtet, ist immer noch grenzenlos.

Immer offener geißele ich die Besitzgier der Kirche. Manche Kirchenoberen bereichern sich schamlos. Das Elend der Men-

schen kümmert sie nicht. Gewissenlos werden Testamente gefälscht und rechtmäßige Erben um ihr Vermögen gebracht.

Da wird mir anonym ein größerer Koffer zugespielt. Er enthält goldene Kronleuchter und goldenes Tafelbesteck. Ich soll sie verkaufen und das Geld den Armen zukommen lassen. Meine Freude ist groß, endlich kann ich wieder aus vollen Händen Geld vergeben und Gutes tun.

Kurz nach dem Verkauf doch erfahre ich, dass es sich um Raubgut handelt. Die Kronleuchter und auch das Besteck lassen sich eindeutig identifizieren, sie stammen aus dem Palast eines verstorbenen Grafen und die Witwe hat Anklage erhoben.

Ein ehemaliger Palastdiener sagt gegen mich aus. Er behauptet, ich hätte während der Abwesenheit der Witwe diesen Raub in Auftrag gegeben. Er nennt die Namen der Räuber und zeigt sogar ein schriftliches Dokument, das den Auftrag bestätigt. Das Schriftstück ist gefälscht, der ehemalige Palastdiener ist bestochen. Doch man glaubt mir nicht.

Man bereitet die Anklage gegen mich vor. Die beiden genannten Räuber sind flüchtig. Wenig später erfahre ich, dass sie bei einer Messerstecherei in einem Wirtshaus betrunken zu Tode gekommen sein sollen. Ich bleibe die einzige, über die man Gericht halten kann.

Die Intrige ist mit größter Raffinesse eingefädelt. Auch ein früherer Beichtvater sagt gegen mich aus. Ich erkenne die Drahtzieher – die Kirche, der ich ein Dorn im Auge bin wie mein gealterter Onkel, der späte Rache üben will.

Die Gerichtsverhandlung ist eine Farce. Ich bin längst verurteilt. Man wird mich für zwei Jahre in den Kerker schicken – und dies ein mildes Urteil nennen. Doch vor allem möchte man meinen Ruf als Wohltäterin des Volkes zerstören. Ich habe mich nie als eine Heilige gefühlt. Dies aber schmerzt am meisten: dass man meinen Ruf ruiniert und meinen Namen in den Dreck zu ziehen versucht.

Während der Verhandlung sitze ich ohne Schleier. Alle sollen mich in meiner Entstellung und Hässlichkeit sehen. So bin ich echt.

Ich habe keinen Fürsprecher. Sie werden zur Verhandlung nicht zugelassen oder sie fürchten die Macht der Kirche.

Auch die Rechte an meinem Palast habe ich verloren. Mein Onkel wird nun wieder an meiner Stelle dort residieren.

Nach einer Woche Kerkerhaft stelle ich jede Nahrungsaufnahme ein. Der Hungerschmerz quält mich, doch nur wenige Tage. Dann treibe ich in Lethargie und in meine Träume versunken dahin. Immer kreisen diese Träume um meinen Jugendfreund. Hätte er mich weiterhin geliebt – auch mit meinem entstellten Gesicht? War ich in meiner Verweigerung zu hart? Ich glaubte nicht, dass diese Verweigerung ihn in den Tod treiben würde. Ich hoffte, er könnte mit einer neuen jungen Frau ein neues Glück finden.

Da träume ich zweimal nachts auf meinem Strohlager, dass er in nur geringer Entfernung vor mir steht und mir zuwinkt. Ich versuche mein Gesicht zu verbergen. Doch er lächelt wie früher. Habe ich meine Narben verloren?

Zwei Wochen trinke ich noch das täglich in der Zelle abgestellte Wasser. Dann beschließe ich, dass ich sterben will. Ich habe kein Unrecht getan. Mit dieser Gewissheit kann ich vor meine himmlischen Richter treten.

Und es war nicht allein ein Leben voll Trauer und Schmerz. Ich hatte die Jahre, in denen ich mit Schönheit und Liebe beschenkt war – reich, überreich, mehr als andere während eines ganzen Lebens. Und ich habe das Glück erfahren, das im Schenken liegt. Ein halbes Leben lang war dieses Leben ein Schenken gewesen – und erfüllt mit der Freude, die aus einem solchen Schenken zurückströmt.

14.9.2006

Clemens - Lucia

Liebe Lucia, diesmal nur drei übersetzte Gedichte.

Doch lies diesen Dalborg mit besonderer Aufmerksamkeit.

Im oberflächlichen Lesen mag manches nach „romantische Verklärung“ klingen. Doch es ist mehr.

Wenn Du es tiefer liest, spürst Du, der Dichter hat in diese Zeilen seine ganze Substanz gelegt, mehr noch als sonst.

Und wieder wirst Du Schönheit finden, die Dich schon oft bei diesen Versen berührt hat.

*Herzlichen Gruß
Dein Clemens*

Magiska tid – Magische Zeit

1

Da stehe ich wieder –
eine Handvoll Zauberwind in den Haaren.

Singend glüht
die Silberader im Stein.
Geflügelte Bäume zittern im Licht,
Windharfen aus altem Glück.

Der scheue Kuss meines Fragens,
sanft in den Sand gedrückt,
ins dornige Bett der Ebene,

glüht auf im dämmernden Blau
des Himmels,
im Blau deiner Augen.

2

Unsere Windfinger berühren sich,
tauperlenleicht.
Unsere Windhaare,
im Silberlichtsingen der Luft,
verwehen, verwirbeln in eins.

So ist es, sagst du,
wenn sich dein Auge
austauscht mit meinem,
wenn in der Stille aus Silberstaub
der Lichtwind unseres Atems
heimkehrt zum andern.

Ich bin du.

3

Auf flattern die Schatten
unsrer in alter Zeit gesprochenen Worte,
Worte von magischer Kraft,
tanzend wie einst um das dunkle helle Geheimnis.

So oft im Abschiednehmen gebeugt
die Gesichter über die spiegellosen
sprachlos zitternden Wasser.
Immer war Abschied. War Schmerz.

Immer doch leuchtet

x x x

Du musst nichts anderes tun,
als die Welt entzaubern:
den täglich gegangenen Tag
schälen aus dem Verzauberungsschlaf
seines Alltagsgraus.

Ihn schälen aus seinen Zauberhäuten
von Winterstarre und Wintereis;
den glatten Flächen der rastlosen Worte,
die ohne Erinnerung sind, der ziellosen Eile,
den Gitterhäuten der Furcht.

Wenn du ihn schälst, Rinde für Rinde,
wird er zu leuchten beginnen,
leuchten von verschwiegenen Wundern.

Und eine Musik wird dich wiegen,
so machtvoll, so zauberklar,
dass alle Winterjahrhunderte deines Frierens
verstummt und erloschen sind.

Dass alles Fragen und Zweifeln
still steht und schweigt.

Arme berühren dich sanft.
Es sind die deiner uralten Liebe.
der du entstammst.

Der du entglitten bist.

Die lange dich heimsehnt.

kärlek båge - Liebesbogen

Und mitten im Dämmer des Dickichts
 öffnen sich ungeahnt
 weißblühende Liebeswege,
 ungegangen und neu.

Und wieder kennen wir
 all unsere Liebesnamen.

Plötzlich, im Blühen des Abends,
 weht Schönheit uns an,
 unbezwinglicher Zauber.

Und immer im gläsernen Traum
 über verschwiegenen Ufern
 leuchten die Heimwehsonnen,
 purpurgolden und riesenhaft.

x x x

Wandernd den schwebenden Bogen
 zum Ende der Zeit –

Ich lese die Zeichen,
 das große Versprechen:

Wir werden kristallene Blüte
 und werden Juwel sein,
 jeder von eigenem Glanz.

Kostbar. Unendlich
 kostbar.

Eingeschliffen darin
alle gelebten, alle gelittenen Lieben.

Aller in Liebe verwandelter Zorn.
Alle in Licht verwandelte Trauer.

Perle an Perle gereiht
auf ein tanzendes Band
nicht endender Liebesfeiern.

An dieser Stelle schalte ich mich wieder kurz in die Erzählung ein.

Ich werde einiges ergänzen, das ich nur im persönlichen Kontakt mit Clemens erfuhr.

Die wenigen folgenden Mails, die Clemens an seine Schwester Marja schrieb, sind äußerst knapp gehalten.

Der Grund war möglicherweise der, sie nicht weiter mit Berichten über zu viel „Unglück“ zu belasten.

Ja – es gab neues Unglück, mehr als Clemens selbst zu diesem Zeitpunkt bewusst war.

Es betraf Arjona. Sie war in einen Strudel geraten, der ihre ganze Existenz in ein Taumeln brachte; ein Strudel, dem sie schließlich nicht mehr gewachsen war.

15.9.2006

Liebe Marja, ich besuche die Roma-Geschwister in ihrer neuen Unterkunft dreimal in der Woche, das ist die mit dem Heim abgesprochene Regelung. Wieder muss ich spüren, dass sie in ihrer neuen Umgebung nicht glücklich sind.

Sie schließen kaum Freundschaften mit den anderen Jugendlichen. Sie bleiben meist unter sich.

Die leben gleichfalls in schon geschlossenen Cliquen.

Und spreche ich ehrlich: Die meisten dieser anderen Gesichter, denen ich dort begegne, sind häufig hart und wenig vertrauenerweckend.

Auch ich würde mir meine Freunde woanders suchen.

Oft fühle ich mich sehr erschöpft, schon wenn ich nach dem Unterricht bei ihnen eintreffe.

Es ist der Tumor, zu dem mir die Ärzte auch nach meinem letzten Besuch im Krankenhaus nichts Gutes sagen können.

Ich liege mit ihm im alten „Gedankenkrieg“, mit dem ich ihn vor Jahren besiegte.

Doch die Erschöpfung reicht tief. Gibt es etwas in dieser Tiefe, das ihn gar nicht bekämpfen will?

17.9.2006

Liebe Marja, ich habe mich ein paar Tage krank schreiben lassen. Die Roma-Geschwister besuche ich trotzdem wie üblich.

Gedanken mache ich mir vor allem um Arjona. An manchen Tagen wirkt sie seltsam verändert, wie ausgetauscht. Ihr warmes, Leben-sprühendes Lachen ist fort. Gelegentlich wirkt sie wie abwesend, sogar wie völlig apathisch. – Liegt es allein an dem neuen Quartier?

Swea zog mich neulich in den Flur, sie wollte mit mir unter vier Augen reden. Arjona kam dazu und zog sie wieder von mir fort. Die Schwestern flüsterten miteinander, in ihrer Heimatsprache, es war wie ein kurzes heftiges Streiten. Danach sah ich Swea abwinken – es war eine Geste, die sagte: Es hat sich erledigt.

Wovon wollte sie sprechen?

Ich fragte. Doch je mehr ich drängte, desto mehr blieben beide verschlossen.

Ich denke darüber nach, eine andere Lösung für sie zu finden. In mein Haus zurück dürfen sie bis auf Weiteres nicht. Man sagt mir freundlich, dass dies für die nächsten Monate nicht möglich sein wird. Dann wird man neu einschätzen, ob sich die Gefahrenlage geändert hat.

Man weiß inzwischen auch von meiner Erkrankung.

Ich müsste eine Vormundschaft für die Geschwister erstreiten, diese hat jetzt das zuständige Amt übernommen. Nur mit dieser Vormundschaft hätte ich überhaupt ein entscheidendes Mitspracherecht. Und dieser Vormundschaft müssten wiederum die Eltern zustimmen.

Frage ich die Geschwister selbst, so ist ihre Antwort klar: Sie wollen zurück zu mir. Doch das fällt für die Zuständigen nicht ins Gewicht.

*Liebe Grüße
Dein Clemens*

x x x x

Die folgende Mail hat Clemens für seine Schwester Lucia verfasst.

Marja erhielt eine sehr verkürzte Zusammenfassung.

Mit Lucia telefonierte er, wie schon einmal gesagt, wöchentlich. Ein Brief an sie war eine große Ausnahme, und es musste um Inhalte gehen, die in einem Telefonat nicht in gleicher Form zu vermitteln sind.

Clemens schildert in diesem Schreiben seine Begegnung mit Bujar. Tatsächlich fand sie exakt am Tag der vor Jahren vereinbarten Verabredung statt.

Er beschreibt seine oft kontroversen Befindlichkeiten während der Tage, die dieser Begegnung vorangingen.

Und er spricht über seinen Kampf mit dem Tumor.

Und wieder drückt er eigene Befindlichkeiten mit den Worten des Dichters Arvid Dalborg aus.

20.9.2006

Clemens - Lucia

Ein alter Mann erhebt sich aus seinem Bett, gegen sich selbst gelehnt, brüchig wie ein von Unwettern verbrannter Baum in den ersten rauen Herbstwinden.

Und doch noch immer begierig auf den kommenden Frühling, begierig nach Leben, nach Fülle, nach Lust.

Der Tumor lauert in meinem Kopf.

Ich trete vor den Spiegel. Dieses bekannte Gesicht: gezeichnet von Falten und Narben, den sichtbaren äußeren, den inneren unsichtbaren.

Dies allein ist mir wichtig gewesen: So in den Spiegel blicken zu können, ohne ein Glitzern von Scham.

Auge in Auge mit mir: klare Sicht.

Du hast dich niemals verraten. Du hast keinen anderen Menschen verraten, es wäre dasselbe.

Du hast dich selbst nicht betrogen. Du hast keinen anderen Menschen betrogen. Es wäre ein und dasselbe.

Bei allem was du getan hast – du bist immer du selbst gewesen.

Der Tumor lauert in meinem Kopf.

Damals, in den Kliniktagen, schrieb ich:

„Immerzu bei mir: der stille Feind. Und ich: gefangen in dieser Inselexistenz der blinkenden Apparaturen, im weißen sterilen Käfig, im Probesarg.

Nein, ich werde diese Insel verlassen.“

„Die tickende Zeitbombe im Kopf,“ sagte ein Patient. „Sie wächst vor sich hin, lautlos, in Millimeterschritten. Doch die Explosion, wenn sie geschieht, wird ihr eigener Tod sein.“ Er lachte.

Nein - ich hatte eine Waffe gegen sie.

„Sie riskieren Ihren rasanten Verfall,“ sagte der Arzt mit dem Blick auf das Röntgenbild.

„Meine Waffen sind meine Gedanken,“ sagte ich ihm.

Er schaute mich an, als sei ich schon im letzten Stadium meines Verfalls.

Ich behielt recht: Mein Feind ermüdete. Der Tumor schrumpfte. Meine Waffe: Ich schickte ihm Bilder feindlicher Heerscharen entgegen, die ihn allmählich zertrümmerten.

Gedankenkraftfelder, die ihn auslaugten. Gedankenfeile, die ihn durchlöcherten.

Ich tue es wieder.

Doch mit jedem Morgen, den ich erwache, liegt eine bleierne Schwere auf mir.

Warum muss ich mich diesem Kampf ein zweites Mal stellen?

Ich spüre Zorn.

Und erstmals Zweifel, ob ich den Kampf noch einmal gewinne.

Und im Zweifeln umweht mich ein rauer und kalter, einsamer Wind.

21.9.2006

Bujar hat mir eine Nachricht geschickt.

In drei Tagen erreicht er die Stadt.

Er will mich am Abend treffen.

Spät. Warum? Es wird bereits bei Einbruch der Dunkelheit sein.

Die vereinbarte Stelle, wo wir uns damals trennten: die Parkbank zwischen den Rotbuchen.

Ich zweifelte nie daran. Er wird kommen.

Der Rabe auf der Brüstung meines Balkons.

Wir kennen uns.

Doch dieses Mal ist es anders. Ich bin wie in seinem Kopf.

Ich trete in die geöffnete Tür.

Er beäugt mich gelassen.

Seit ich weiß, dass er das Wasser in den Tellern unter meinen Blumentöpfen liebt, gieße ich häufiger nach, für ihn. Diese Teller sind seine Badewanne geworden.

Ich befinde mich wieder in seinem Kopf.

Vergleichbar habe ich es noch niemals erlebt.

Ich bin „er“.

Es gibt „Rabe“ und „Welt“.

Die Welt: Bäume, Sträucher und Dächer - vertraute Rastplätze und Schlafplätze zur Nacht.

Die Nahrungsplätze der Wiesen und Waldböden, die Fütter-trächtigen Mülleimer – in meinem Kopf existiert eine exakte Kartographie davon.

Mein „Rabesein“ kennt nur eine Pflicht: mich selbst zu erhalten.

Ich kenne keinen Traum von Frühling und Sommer. Ich lebe im Jetzt.

Mir gehören Luft und Wind.

Ich spüre das Sehnenstrecken, ein Gespanntsein bis in die Klauen, wenn ich mich in die Luft erhebe. Sie trägt mich, ein sicherer Boden, sicher wie Zinnen und Zaungeländer, ein Stürzen kenne ich nicht.

Jeder Flügelschlag, jedes Sehnenstrecken ist eingeübt auf den Wind.

Ich bin frei.

Ich folge dem einzigen Gesetz: Rabe zu sein.

Ich kenne mein Gewicht beim Niedergleiten auf Zweige, auf Dachrinnen oder auf Zäune.

Meine Sicht auf die Welt ist fast ein geschlossener Kreis: Die eine Hälfte erfasst mein rechtes Auge, die andere das linke. Dazwischen mein scharf gebogener Schnabel, der meine Waffe ist und mein Werkzeug.

Manchmal schließe ich mich einer Gruppe anderer Raben an. Wir singen. Singend breiten wir uns aus, tragen unser Rabesein in die Welt. Wir kommunizieren mit einer reichen Skala unterschiedlicher Klangfarben und Klanghöhen.

Der Lärm in den Schluchtentunneln der Straßen schreckt mich nicht. Sie sind fern. Sie bedeuten keine Gefahr.

Ich lebe im Augenblick. Ich weiß nichts von Vergehen und Tod.

X X X X

Plötzlich dieser Riss durch den Erinnerungsvorhang – eine Momentaufnahme – habe ich das gesehen?

Ich stehe am Küchenfenster meiner elterlichen Wohnung und blicke auf die angrenzenden Dächer, die Wipfel des angrenzenden Parks, sie strahlen im Glanz der Abendsonne – aber doch anders als sonst. Die Baumwipfel, der ganze Wald strahlen in einem Gold, das wie ein intensives Herbstfeuer ist, eine ruhige majestätische Flammenwand – ein Bild das doch keine Beängstigung auslöst. Ginge ich selbst in die Flammen hinein, ich würde selber zu strahlendem Licht, ganz ohne Schmerz.

Habe ich das gesehen? mit meinen wirklichen Augen? Oder ist es das erinnerte Bild eines Traums?

X X X X

Drei Fragen.

Sie haben mich begleitet von Jugend an:

Kann man mehr als einen Menschen mit der gleichen intensiven Liebe lieben, die man nur im Verliebtsein erfährt?

Gibt es diese Liebe nur in der Zweisamkeit? Nicht auch in der Dreisamkeit? in der Viersamkeit?

Ist dieser Zustand des Glücks jedes Mal an einen einzigen Menschen gebunden und schließt alle anderen aus?

Die zweite Frage:

Gibt es die „reine Freude“? -: Anders als unsere eingewöhnten alltäglichen Freuden, die ihren Glanz aus unseren Siegen über andere ziehen, aus ihren Niederlagen.

Eine Freude, die uns im gleichen inneren Feuer aufleuchten lässt wie unsere Siegerfreuden, die doch immer den Verlierer und Unterworfenen brauchen.

Eine Freude ohne Wunsch und Streben nach Macht – und nicht gestohlen aus der Schwäche und Ohnmacht der andern.

Die dritte Frage:

Werden uns Schauspiele einer ungebrochenen Schönheit und Harmonie je fesseln können wie es die Schauspiele tun mit den Farben des Bösen?

Mit den Schatten, die das Gute verdunkeln, mit dem Dunkel, in dem sich verfeindete Fronten auftun, Fronten der Kämpfe und Schmerzschreie?

Wird das Böse immer Anteil unserer Schauspiele sein?

x x x x

Ich gehe hinaus, ich gehe einem glühenden Abendhimmel entgegen.

Ich habe einen Vers von Dalborg auf meinen Lippen.

„Ich gehe hinein in den Abend.

Und der Felsen singt.

Ich frage den Felsen: Kennst du die Träume der Erde?

Und der Felsen sagt: Ich bin ein Teil ihres Traums.

Ich ziehe mit dem Finger einen Strich durch das Abendrot, den nahen Glaswandhimmel. Und das Abendrot sagt: Auch ich bin Teil deines Traums.

Dahinter berührst du den anderen Traum, immer folgt Traum auf Traum, doch jeder ist näher der Wirklichkeit.“

Noch zwei Tage. Dann werde ich Bujar treffen.

x x x x

22.9.2006

Und wieder lese ich Texte von Dalborg. Es sind Kopien handschriftlicher Notizen, die mir der freundliche Sohn des Buchhändler in Oslo zukommen ließ: Eintragungen während einer frühen längeren Krankzeit, Erfahrungen von Lethargie, tiefer Melancholie, Stunden des Fiebers. Und doch wieder mehr.

„Ich habe einen Teil meiner Seele vor das Fenster gehängt, an einen Birkenzweig, ein Horchposten am Puls der Rinde, ein Chronist der Wolkenzüge und Windwechsel, ein Spion unter freiem Himmel, dort hängt er am Morgen, Tau bedeckt, schaukelnd unter den Gewichten des Frühnebels, zitternd unter der Berührung des ersten tastenden Morgenlichts, dort hängt er am Abend, lauschend auf das Flüstern der Zweige und Blätter.

Dort hängt er nachts, eingesilbert vom Mond, Sternlicht filternd, ein Teleskop in die Milchstraße, Empfänger von Lichtsignalen ferner Planeten, bekannt mit den Echolauten von den Rändern des Alls; dort hängt er vom Herbstwind zerzaust, im hohlen Windecho schleudernd;

Regentropfen zählend, lauschend auf das Ticken der Uhr hinter dem Fenster einer fernen Wand.“

„Graue Anreihung grauer Tage. Grauhimmel, Graudächer. Alle Farben aufgesogen im Grau. Auch alle Geräusche gelöscht im Grau. Eine Welt der tausend Graustufen. Grauteppich, Grauvorhänge. Graugeräusche, Lautlosgeräusche. Ergraut die Bilder an meinen Wänden, ergraut, erblindet die Spiegel. Ein spiegelloser Raum von Grau, der sich selber verschluckt, mit grauem Rachen.

Im grauen Tunnel der stecknadelleise tickende Schlag der Uhr. Der Zeitvermerker, der tödlich exakte Takt. Im Zählen löscht er die Zeit. Irgendwo draußen im Grauzoean schwimmt deine verlorene Liebe, schon unerreichbar, Treibgut, längst ohne Kennung. Du hast sie nicht halten können, sie ist dir entglitten. Die Schatten der Wellen sagen: Es war was du suchtest - Leben. Ohne sie wirst du nichts mehr sein als dies Fünkchen Grau, ein mattes flackerndes Grauglühn, gleichfalls schon namenlos.“

„Ich liege am Meer, ein umgestürzter überdimensionaler Tonkrug, bäuchlings, mit aufgebrochenem Hals, die Wellen spülen in meinen Schlund, Salzgeschmack, Seealgen, Muschelscherben und Muschelstaub, Schaumkronen, der kleine Saum der Unendlichkeit, der Tongefäßrachen weitet sich, streckt sich der Unendlichkeit zu, ein Versuch, das Meer zu trinken, freudiger Irrsinn auf der Stufenleiter in die Ekstase, gefiltert doch wieder von Salz, Trauer, Bittergeschmack, das Wissen um die Verglebarkeit. Ich bin nur die Welle, die namenlos wieder verrauscht in ihrer geborgten Winzigkeit.“

„Vogelsingen, hüpfend auf dem gespannten Draht meiner Nerven, glasklare Schönheit, die Schmerz wird,

Schmerz, der wieder zu Schönheit wird. Schönheit im Klang eines Worts, einer menschlichen Stimme, Schönheit in einem Gesicht. Alle Schönheit eines Gesichts ist aus dem Schmerz geboren.“

„Der Regentropfen vor meinem Balkon. Ich falle zu ihm aufs Regenblatt. Mein Körper leckt Regennass auf. Funkelt von feuchter Frische, von Lust. Frische durchströmt meine Fingerspitzen, die Zehen. Der Tropfen, ein kleiner Kosmos funkelnder Farben. Ich falle in ihn hinein. Ein glitzernder Himmel in meinem Rücken. Farbfunkelmeere vor meinen Füßen. Mein kleiner Kosmos, in dem ich davon rolle, geborgen in meiner kleinen Zerbrechlichkeit, die Spiel ist, die ich tauschen werde mit immer neuen Kostümen des Spiels.“

Bujar

23.9.2006

Bujar. Er sitzt bereits auf der Bank.

Er sitzt im Dämmerlicht der nahenden Nacht, unter einem dunklen Hut, den er tief ins Gesicht gerückt hat.

Er blickt mich an, und ich erschrecke: Sein Gesicht ist vernarbt, ein rotes Narbennetz zieht sich vom Kinn über beide Wangenknochen und weiter bis über die Brauen.

Er bemerkt mein Verwundern, mein Erschrecken.

„Ich stürzte mit meinem Helikopter ab. Der brannte aus.“ Seine Stimme klingt müde und rau.

Abwinkend fügt er hinzu. „Die Flammen begannen mich aufzufressen, von den Füßen aufwärts bis zum Genick.“ Rau und müde die Stimme.

„Jemand kam und zog mich aus dem brennenden Wrack.

Der Tod – er wollte mich noch nicht haben.“

Er schweigt eine Weile.

Ich setze mich neben ihn.

Ich denke an Dalborg, meinen nie gesehenen schwedischen Dichterfreund. Auch er war im Gesicht schwer verbrannt. War danach auch er von solcher Hässlichkeit?

Ich habe mir Dalborg nie hässlich vorstellen können. War das Licht seiner Augen doch schön geblieben dabei?

Bujars Blick ist blutleer und matt.

„Arno hat von Zeit zu Zeit deinen Weg verfolgt.

Er sagte mir: Du bist ein reicher Reeder geworden in Kanada.“

„So war es.“

„Du bist Millionär geworden.“

„So war es.“

„Später auch Milliardär.

Du hast lukrative Waffengeschäfte gemacht.“

„Lukrative Geschäfte. So war es.

Ich war Milliardär.“

Wieder winkt er ab. „Einer von vielen.“

Diese tiefe Müdigkeit in seiner Stimme.

Wieder schweigt er eine längere Zeit.

„Und du?“

„Ich gebe Sprachkurse für Ausländer.“

„Sprachkurse?

Kein Professor?“

„Doktor war genug – und eigentlich auch das nicht wirklich von Wichtigkeit.“

„Ein guter Job?“

„Ich kann leben davon.

Ich unterrichte Freunde, nicht Schüler. Und es gibt beständig die vielen kleinen Gesten des Dankes.

Nein, beklagen muss ich mich nicht.“

„Was macht unsere Schwester Marja?“

„Sie ist glücklich verheiratet und hat drei Kinder.“

„Und du?“

„Ich hatte eine Frau und eine Tochter.

Seit vierzehn Jahren tot...“

„Oh! tot...“

Wieder schweigen wir.

„Und du?“ frage ich.

„Frau und Kinder? Familie?“ Er lacht dunkel. „Das stand niemals in meinem Programm.

Wie geht es Lucia?“

„Ebenfalls seit Jahren verheiratet, glücklich.

Sie wandert nachts durch die Zeit – durch immer andere Existenzen.“

Bujar kann mir sichtbar nicht folgen.

„Es ist ihre Art zu träumen.“

„Von ihren Träumen sprichst du?“

Bujar nickt gleichgültig. Wir schweigen.

„Wenn du sagst: ‚Ich war Milliardär‘ – warum sprichst du es in der Vergangenheit?“ frage ich.

„Ich bin auf der Flucht.“

„Auf der Flucht? Wer sind deine Verfolger?“

„Was hättest du davon, ihre Namen zu wissen?

Ich habe meine zwei Bodyguards. Sie warten auf mich im Hotel.“

Wir schweigen.

„Arno – liebt er noch immer seine Verschwörungstheorien?“

Ich nicke.

„Komme auch ich darin vor?“ Bujar wartet, ein halb belustigt lauernder Blick.

„Für Arno – durchaus.

Er sah dich bei den Illuminaten.“

„Er sah mich bei den Illuminaten?“

„Warst du es?“

Bujar lacht hintergründig.

„War es ein anderer Geheimorden?

Arno tippte auf die Illuminaten – er nennt sie ‚die heimlichen Herrscher hinter den Kulissen der Welt‘.

Hattest du Kontakt mit ihnen?“

„Mit vielen - mit diesen und anderen.“

Er schweigt.

Etwas in ihm ist aufgestört, wie ich spüre, vieles arbeitet in seinen Gedanken zugleich.

„Ich sah diese Millionäre und Milliardäre an meiner Seite. Ich war einer von ihnen, ja.

Ich sah sie alle im selben Hamsterrad.

Die Redensart sagt: Geld stinkt nicht.

Richtig. Aber es langweilt.

Das einzige Mittel gegen die Langeweile: Weitere Gewinne machen, riskante Wettspiele, Börsenspekulationen, immer die Aktienkurse im Blick.“

Sein Körper schaukelt ein wenig vor und zurück.

„Eine fatale Faszination.

Hauptberuf: Milliardär.

Alles wächst dir wie von selbst in den Mund.

Eines Tages doch merkst du: Es macht dich nie satt.“

„Es war auch deine Faszination.

Es hat dich reich gemacht.“

„Es gibt die Höhenflüge.

Es gibt die brutalen Abstürze.“

„Bist du Milliardär geblieben? Bist du es jetzt?“

„Lass uns über etwas anderes sprechen.“

„Hattest du Einfluss?“

„Einfluss?“

„Geld bedeutet Macht.

Einfluss - irgendwo ‚hinter den Kulissen‘?“

„Es ist ein Haifischbecken.

Du fragst nach Einfluss und Macht?

Ich spielte Spiele der Macht, ja.

Man unterschreibt Verträge. Man schließt einen Pakt.

Man schmiedet einen Komplott.

Aber auch jeder deiner Verbündeten ist ein Haifisch.

Irgendwann siehst du die Zähne.“

„Gibt es sie – die Illuminaten? Haben sie Macht?“

Wieder höre ich ihn dunkel lachen.

„Ein Geheimnis.

Ich gebe es an niemanden preis.“

Plötzlich spuckt er aus.

„Die Suche ist zäh.

Ermüdend. Zeitvergeudung, neunundneunzig Prozent.

Immer ein neuer Haufen Orden-behängter Schwachköpfe, Wichtigtuer und Großmäuler.“

Etwas verschweigt er. Ich werde ihn nicht drängen, es preiszugeben.

„Du bist nicht glücklich geworden - mit deinem Geld?“

„Ich hatte es längst verlernt - was Glück bedeutet.“

Wir schweigen.

„Dein Helikopter stürzte ab. Du bist dem Flammeninferno entkommen.

Es muss eine Hölle von Schmerzen gewesen sein.“

„Die fühlte ich erst, als ich im Klinikbett wieder erwachte.

Es war, als hätte ich das ganze Flammeninferno mit mir genommen.

Du hast recht: eine Hölle der Schmerzen.“

Eine längere Stille.

„Doch es existiert noch eine andere Hölle:

Die Lebensrückschau.

Es gibt sie tatsächlich.

Ich hörte davon, häufiger. Doch was geschah, überstieg alles Vorstellbare.

Ein riesiger Teppich aus Bildern – alle Stationen des Lebens in klaren Umrissen.

Nichts wird ausgelassen: kein Bild deiner Lächerlichkeit, deines Versagens, kein Bild der Scham.

Alles liegt offen.

Ich sah ein vergeudetes Leben.

Ich sah jede Spur von Zerstörung und Tod, die ich in die Welt gesetzt hatte.

Ich sah die Streubomben, die die Körper spielender Kinder zerfetzten.

Ich fühlte es mit. Es würgte mich.“

Wir schweigen.

„Mich würgte der Hass auf mich selbst.

Dann verging auch der Hass.

Ich sah einen Menschen, der nutzlos war.

Abgestorben in seiner Kälte und Gleichgültigkeit.

Er hatte sein Leben vergeudet.“

„Es war dein Ziel – alle Emotionen in dir abzutöten.“

„Diesen Satz von damals – du hast ihn dir gemerkt?“

„Es ist dir nicht gelungen?“

Er wiegt mit dem Kopf, ein zähes Verneinen.

„Es gibt eine andere stärkere Kraft.“

Wir schweigen.

„Ich hatte den kurzen Moment einer Chance.

Ich habe sie nicht genutzt.

Die kleine Tochter einer Mulattin lief in mein Auto. Ich besuchte sie im Krankenhaus. Das Mädchen war querschnittsgelähmt bis zum Hals. Dann aber bewegten die Arme sich wieder. Später die Hüften, die Beine. Dieses Mädchen, sechs Jahre alt, kämpfte verbissen. Sie kämpfte sich ins Leben zurück. Die Ärzte verstanden es nicht. Auch ich verfolgte es schließlich mit Faszination. Ich brachte ihr jeden Tag ein Geschenk. Nach wenigen Wochen war sie wieder vollkommen hergestellt.“

Er schweigt. Er rückt mit den Fingern an seinem Hut.

„Ich besuchte das Mädchen Tage später noch einmal in ihrer Stadtrand-Behausung, eine ärmliche Hütte. Sie sprang mir auf den Arm und drückte ihr Gesicht fest an meines. Rückblickend weiß ich: Sie wollte mich lieben, wie man einen Vater liebt. Ich hätte der Vater sein können, den sie nicht hatte und nach dem sie sich sehnte.“

„Hast du sie dann und wann wieder besucht?“

„Am Abend hatte ich ein Geschäftsessen. Für den nächsten Tag war mein Flug in eine asiatische Metropole gebucht.

Nein, ich habe sie nie wieder gesehen.“

Wir schweigen.

„Rückblickend weiß ich: In all den Jahrzehnten war es der einzige Augenblick von wirklichem Glück.

Könnte ich nur diesen einen Schritt zurück in der Zeit gehn – ich würde es tun.

Es war ein Angebot. Ich spürte Verzauberung. Ich hätte diese Verzauberung in mein Leben einlassen können.“

Ich lege meine Hand vorsichtig auf seine Schulter. Der vergebliche Versuch eines Trostes.

Ich sehe ein Auto vorfahren, es hält in unserer Nähe.

„Es wird dunkel und kalt,“ sagt Bujar. „Ich habe zwei wichtige Termine hier in der Stadt. Morgen und übermorgen. Wenn du einverstanden bist, können wir uns danach ein zweites Mal treffen.“

Ich nicke.

Er zeigt auf das Auto. „Mein Bodyguard.

Ich rufe dich an.“

Doch noch immer erhebt er sich nicht.

„Das Leben hat mich bestraft: mit Einsamkeit.

Einsam war ich immer – ohne es doch wirklich zu wissen.

Nun aber weiß ich es.

Ich habe kein Gesicht mehr, das lächeln kann. Mein Lächeln ist eine Grimasse. Mein Gesicht ist mir weggenommen. Nichts mehr wird meine Einsamkeit aufheben.“

Der Fahrer im Auto blinkt.

Bujar macht eine kurze winkende Geste.

„Es ist die stärkste Schmerz: das Empfinden von Versäumnis und Schuld. Sich selbst nicht lieben zu können.“

Er entfernt sich zum Auto.

Das setzt sich fast lautlos in Fahrt, bis die Dunkelheit es verschluckt.

Ich sitze noch immer auf unserer Bank.

Es dauert lange, bis ich die kalte Luft der Herbstnacht spüre und friere.

Ich gehe heim.

Es ist Mitternacht, als ich mich endlich zur Ruhe lege.

Zu einem zweiten Treffen mit Bujar kam es nicht.

Bujar wurde zwei Tage nach dieser Begegnung erschossen in seinem Hotelzimmer aufgefunden. Gleichfalls erschossen war einer seiner Bodyguards.

Der andere Bodyguard wurde nach Tagen gefasst. Das Verhör ergab, dass es ein Auftragsmord war. Außerdem hatte er Bujars Wertpapiere an sich genommen, eine hohe Summe, und zu früh und zu leichtsinnig hatte er versucht, einige davon einzutauschen.

Über Bujar ist alles gesagt. Es war das von ihm gewählte Leben. Glück oder Unglück? Bujar hat selbst die Antwort darauf gegeben.

Arjona

*Eine andere Geschichte muss zu Ende erzählt werden.
Die Geschichte der drei Roma-Geschwister.*

Zentral in dieser Geschichte steht das sechzehnjährige Mädchen Arjona.

In ihrem Leben ereignete sich plötzlich ein tragischer Bruch. Clemens spürte es irgendwie, ohne das volle Ausmaß doch nur zu ahnen.

Was er schließlich über Arjona erfuhr, brachte in sein Leben nochmals eine große Erschütterung.

Ich nehme vorweg: Sein Leben und das Arjonas rücken für Augenblicke noch einmal eng zusammen, enger als je zuvor.

Es war intensive Liebe – stark wie die Verzweiflung, die darin betäubt und auslöscht werden sollte.

Und alles doch wieder eine Straße des Abschieds, diesmal mit Endgültigkeit.

Dass ich selber davon erfuhr, geschah wieder erst Wochen danach. Es war mein letzter Besuch bei Clemens, und diese Stunden des letzten Zusammenseins erschufen eine Vertrautheit zwischen uns, wie wir sie höchstens als Kinder einmal gespürt hatten.

Nichts, worüber er sprach, war in diesen Stunden bedeckt mit Abwehr, mit Gesten des Versteckens, der Scham. Er erlaubte sich, schutzlos zu sein, und war doch ganz gesammelt, ganz klar.

Es war wenige Wochen vor seinem Tod.

Ich berichte, was mir erinnerbar ist.

Und ich ziehe hinzu, was ich dazu in seinem Laptop fand: im Entwurf eines Briefes, der ein Entwurf blieb und

den er nie abgeschickt hat.

Ich berichte es Schritt für Schritt.

Die vierzehnjährige Swea klingelte an seiner Tür, zu bereits vorgerückter Abendstunde. Er ließ sie ein, und sie sagte ihm, dass sie mit ihm dringend über ihre Schwester Arjona reden müsse.

Sie tat sich schwer mit dem Reden, weniger wegen der deutschen Sprache, was sie zu berichten hatte, war für Clemens ein Schock.

Clemens war eine Veränderung bei Arjona aufgefallen, sie schien sonderbar zurückgezogen in sich selbst. Doch nie hatte er eine direkte Frage gestellt.

Etwas Schwerwiegendes war geschehen. Das Leben begann ihr auf tragische Art zu entgleiten. Sie war traurig auf die Straße einer inneren Zerstörung geraten.

Es nahm seinen Anfang in jenem Hunderte von Kilometern entfernten Asylantenheim, in das Clemens die Geschwister gefahren hatte, um sie dem Gefahrenumkreis seiner eigenen Stadt zu entziehen; ein sicher unverzichtbarer Schritt, denn die fanatischen Verfolger des Blutrache-Denkens waren den Geschwistern nach wie vor auf den Fersen.

Wie in den meisten Asylantenheimen saßen auch hier die Bewohner über Wochen hin wartend und gelangweilt herum. Einige junge Männer ertrugen es nur, indem sie sich „Stoff“ beschafften – mal Marijuana mal auch härtere Drogen. In den meisten Asylantenheimen herrscht eine strikte Kontrolle, hier war man im Umgang mit diesem Thema wohl eher lax.

Auch den Geschwistern bot man Drogen an. Die lehnten ab.

Und dann passierte es doch. Arjona folgte einem der jungen Männer in den abendlichen Park, er teilte mit ihr eine Flasche Alkohol, sie saßen und tranken die halbe Nacht. Sie hatte keine klaren Erinnerungsbilder mehr am folgenden Tag. Doch hatte sie sich offensichtlich, im Kontakt mit dem jungen Mann, auf eine Droge eingelassen; und wie sich bald zeigte: eine Droge mit hohem Suchtpersonal.

Zwei Tage danach wollte sie die Droge erneut, nun in eigener Initiative. Sie konnte nicht zahlen. Der junge Mann sah seine Chance - seine Gedanken kreisten längst um einen intimen Kontakt. Doch Arjona ließ ihren Charme spielen, sie nahm die Droge, jeden körperlichen Kontakt wies sie zurück. Der junge Mann entschloss sich zur Geduld und versorgte sie über die nächsten Tage weiter mit Drogen, ohne Gegenleistung.

Als die Geschwister wieder bei Clemens eintrafen, hatte Arjona in ihrem Reisegepäck einen kleinen Beutel an Vorrat der genannten Droge mitgenommen, den sie einfach aus dem Zimmer des jungen Mannes entwendet hatte, während dieser im Drogenrausch lag. Sie war damals fest entschlossen, die Droge wieder abzusetzen, sie wusste von anderen, die es geschafft hatten, doch man sagte ihr auch, es ginge nur in kleinen Schritten. Sie nahm immer kleinere Dosen. Nach zehn weiteren Tagen glaubte sie, wieder völlig „clean“ zu sein. Sie verpackte einen letzten Rest dieser Drogen in einem kleinen Umschlag und rührte ihn nicht mehr an.

Dann kam es zur Einquartierung der Geschwister in ein städtisches Jugendheim.

Arjona sah die Notwendigkeit ein. Doch sie wusste, dass sich Clemens damit wieder aus ihrem Leben entfernte.

Sie ließ es niemanden merken. Doch sie litt heftig an dieser erneuten Trennung. Auch wenn Clemens dreimal wöchentlich in diesem Heim auftauchte, eine vertrauliche Nähe konnte sich bei diesen Zusammenkünften nicht wirklich einstellen.

Im Heim traf sie ein gleichaltriges Mädchen, eine Libanesin, die regelmäßig Drogen konsumierte. Auch sie war ohne Eltern hier eingetroffen, ihre ganze Familie war in den kriegerischen Unruhen des Landes zu Tode gekommen, sie besaß nicht einmal mehr Geschwister.

Sie hatte eine klare Meinung zu ihrem Drogenkonsum: Ohne diesen regelmäßigen Kick, den ihr die Droge verschaffte, war ihr Leben unerträglich, einfach öde und grau.

Arjona erinnerte sich an den Rest ihrer eigenen Droge, und sie verabredete mit der Libanesin in deren Zimmer eine kleine „Drogenparty“ zu zweit.

Das war der verhängnisvolle Schritt, der sie über wenige Wochen zurück in die Abhängigkeit führte – eine Abhängigkeit stärker als jene davor.

Als Swea an dem genannten Abend bei Clemens auftauchte, befand sie sich selbst in einem Zustand großer Ratlosigkeit und Verzweiflung. Brockenweise spuckte sie aus, was sie über die ältere Schwester wusste. Arjona schluckte Drogen, und sie hatte nicht mehr die Kraft, sich davon zu lösen.

Wie war das möglich in jenem Heim, in dem man vorgab, die Jugendlichen unter einer strengen Aufsicht und Kontrolle zu halten?

Es war ganz leicht. Die junge Libanesin praktizierte es seit Wochen: Sie stieg nachts aus dem ebenerdigen Fenster, dazu brauchte sie nur einen Kreuzschlüssel und das Fenster war offen. Für das Heimpersonal war „Ruhe-

zeit“, nur eine Nachtschwester saß im Flur und las. Man hatte die beiden Eingangstüren verschlossen. Und man glaubte die Zimmer ausreichend abgesichert.

Das Gelände war zusätzlich eingezäunt. Die Libanesin zog ihre Schuhe aus, zwängte ihre Zehen geschickt in den Maschendraht und nach einer halben Minute hatte sie das Hindernis überwunden. Das gelang auch Arjona, der Zaun lag an dieser Stelle in tiefer Dunkelheit.

Die Libanesin nahm sie mit in ein nahes Stadtviertel, das als nächtliche „Dealermeile“ bekannt war. Sie hatte einen Freund in der Szene, der ihr regelmäßig den Stoff beschaffte, ihre „Bezahlung“ bestand darin, dass er sich anschließend eine Stunde lang auf seiner Zimmermatratze in einer kleinen Pension an ihr austoben konnte.

Es gab andere Dealer, die nach dem gleichen Muster nach „Bräuten“ Ausschau hielten. Um Arjona versammelten sich an diesem ersten Abend gleich mehrere, doch anfassen ließ sie sich nicht, ihre einzige „Gegengabe“ waren wieder nur Lächeln und Charme. Das ging über mehr als eine Woche, immer wieder gewann sie erneut einen Dealer, der bereit war, etwas von seinem „Stoff“ für sie „abzudrücken“, für nichts.

Mehr und mehr doch schlug ihr ein aggressiver eisiger Wind entgegen. Eines Nachts musste sie erleben, dass sie niemanden mehr fand, der sie mit Drogen versorgen wollte – nicht für ein unverbindliches Lächeln. Man wollte „Bares“. Und wenn sie Bares nicht hatte, dann sollte sie mit ihrem Körper bezahlen, mit Sex.

Sie war völlig „zugesdröhnt“, als sie sich in dieser Nacht auf ihren ersten Liebhaber einließ. Der allerdings verlor schon nach wenigen Nächten jedes Interesse an ihr. Sie sollte selbst dealen oder anschaffen gehen. Sein spezieller Rat: Kinder „anfixen“ und diese so abhängig

machen. Die Reviere waren hart umkämpft und jeder musste sich ein eigenes erobern.

Es war der folgende Tag, an dem Arjona erstmals offen mit Swea sprach, die freilich schon lange gemerkt hatte, dass es mehr als ein nächtlicher „Stadtbummel“ war, wenn sich Arjona aus dem Zimmer entfernte.

Arjona fühlte sich auf einen untersten Punkt abgesunken. Selber dealen? Nicht sie. Anschaffen gehen? Nicht sie. Sie versuchte erneut den Entzug, doch die Körpersymptome waren dieses Mal schrecklich. Sie zitterte, sie litt an Krämpfen und schrecklichen Schweißausbrüchen. Hatte sie den Kampf gegen die Droge bereits verloren?

Sie spielte mit dem Gedanken, sich das Leben zu nehmen. Doch sie fühlte, dass sie verantwortlich für ihre jüngeren Geschwister war. Nach dem Verlust der Eltern konnte nicht auch noch sie sie im Stich lassen.

Der Entzug war misslungen. Arjonas Körper war süchtig nach jenem Stoff. Swea sah sie die letzten beiden Nächte wieder völlig „zugedröhnt“ gegen drei Uhr morgens zurück in das Zimmer steigen.

Also, sie hatte wieder ihre Droge geschluckt. Ob sie dafür inzwischen „anschaffen“ ging? Swea konnte es nicht sagen.

Clemens saß versteinert.

Jedes von Sweas Worten riss Wunden in ihn.

„Es wäre so nie geschehen, wenn Arjona bei dir hätte bleiben können. Ich glaube, das hast du gar nicht begriffen – wie tief ihre Liebe war. Arjona hat mir von dieser einen Nacht erzählt, als sie an dein Schlaflager kam und sie bei dir lag und ihr euch geküsst habt. Sie hat diese Küsse nie vergessen.“

Sie hoffte immer, du würdest sie wieder in den Arm nehmen, sie wieder küssen. Sie hoffte, du würdest sie zu

deiner Geliebten machen. Sie war bereit zu warten, bis auch du es ganz sicher wolltest.

Dein Alter – das ist ihr völlig egal. Sie liebt deine Augen, sie liebt dein Gesicht. Sie würde sofort ihre Finger von jeder Droge lassen, wenn sie erneut mit dir zusammen sein könnte.

Das jedenfalls hat sie mir gestern wieder gesagt.“

Clemens hatte genug gehört. Er sprang auf.

„Ist sie auch diese Nacht unterwegs?

Wo?“

Sie stiegen zusammen ins Auto.

Swea lotste ihn auf die „Dealermeile“.

Arjona war nirgends zu sehen.

War es die andere Straße – der Drogenstrich?

Swea lotste ihn in eine Nebenstraße, doch plötzlich bat sie ihn, anzuhalten.

„Sie darf mich nicht sehen.

Ich habe ihr fest versprochen, es niemandem zu erzählen, am wenigstens dir.

Lass mich hier raus!“

„Hier auf der nachdunklen Straße?“

Clemens zog sein Handy heraus und rief ein Taxi.

Er gab ihr das Geld für die Strecke zurück zum Heim. Swea stieg ein.

Da war er - der Straßenstrich. Die wippenden Täschen. Die wehenden Haare, weißblond, tief schwarz. Die grell geschminkten Gesichter, zwischen rot glänzenden Lippen die glühende Zigarette. Taxierende Blicke.

Clemens empfand es, als wäre jede seiner Zellen in Brand gesetzt. Arjona, deren Bild er in sich trug wie eine seltene, streng zu schützende Orchideenart, unberührbar in ihrer Kostbarkeit – konnte es sein, dass sie sich ver-

kaufte? Ließ sie es zu, dass fremde Männer - junge und alte, ehemüde dickbäuchige Chefs, grobschlächtige Straßenarbeiter, Männer jeder Art, angetrunken, mit üblen Gerüchen - sich über sie warfen, ihre Brüste leckten, sie schamlos aufspreizten?

Etwas war aus jeder Ordnung gefallen.

Er fuhr schleichend die Reihe der wippenden Täschen ab. Der grausamste Gedanke war, jemand hätte sie gerade mitgenommen. Dann wäre alles Suchen vergebens. Dann bliebe er mit dem Bild zurück, dass fremde Männerhände ihren Körper berührten, in völliger Nacktheit, in ihre intimsten Zonen einbrechend. War sie selbst in ihrem Inneren berührbar dabei? Oder ließ sie es einfach geschehen – apathisch, vielleicht auch mit Widerwillen, nur immer den Geldschein im Kopf, der ihr den nächsten Drogenkick verschaffen sollte?

Da sah er den hellblond gefärbten Haarschopf, es war die vorletzte in der Reihe, er fuhr heran, bremste, er schaute in Arjonas Gesicht.

Durch ihren Körper ging sichtbar ein Zittern, sie wollte sich abrupt abwenden. Doch es war zwecklos, er hatte sie erkannt. Sie stand ihm zugewandt, mit gleißendem Blick.

Er stieß die rechte Wagentür auf, winkte ihr, Arjona stieg ein.

Immer noch spürte er dieses Brennen in sich.

Zorn, Zorn.

Tiefe Verstörung.

Mitleid.

Dazwischen, beunruhigend und mit nicht zu überhörende Stimme, ein eigenes Begehren. Er konnte es nicht abwehren. Der Mann in ihm reagierte über Sekunden

gleichfalls mit den Instinkten des nächtlichen „Freiers“, des „Beutejägers“. War dies wirklich er?

Nun wieder Zorn. Zorn.

Nicht gegen Arjona – doch gegen eine Welt, die ein Mädchen wie dieses nicht besser bewachen und schützen konnte. Schönheit, Zauber - auf denen achtlos grobe verschmutzte Schuhe herumtanzten wie auf einem herbstlichen Blatt.

Zorn. Zorn.

Wellen heftigen Mitleids.

Liebe.

Sie sprachen nichts, kein Wort, bis sie seine Wohnung erreicht hatten.

Er griff vorsichtig nach ihrer Hand, ihr Blick flackerte, doch ihn anzuschauen, hatte sie bisher nicht die Kraft.

Seine Hand strich aufwärts an ihrem Arm bis zu ihrem Hals, ihrer Wange.

Seinem Blick wich sie immer noch aus. Er spürte ihre Gedanken: Sie war beschmutzt. Hatten sie schon einmal beieinander gelegen, in enger Umarmung und Küsse tauschend, es wäre jener Moment gewesen, der für alles offen war. Damals war sie unberührt, rein.

Clemens strich ihr über den Kopf, wieder mit größter Behutsamkeit. Er drehte sanft ihr Gesicht auf seines zu. Jetzt war kein Ausweichen möglich.

Er spürte es lächelnd selbst: Jeder Vorwurf in seinem Gesicht war erloschen.

Sie wagte, noch ungläubig, ihr erstes eigenes Lächeln. Er legte ihr den Arm um die Schulter, drückte sie an sich. Sie ließ es geschehen. Sie griff nun selbst seine auf ihrer

Schulter liegende Hand, verschränkte ihre Finger mit seinen.

Noch immer sprachen sie nichts. Clemens verließ seinen Wagensitz, er öffnete vor Arjona die Tür, die drängte sich ihm jetzt an den Hals, in zitternder Ungeduld, sie wollte aufs Neue seine Umarmung.

Clemens ließ jeden Widerstand fahren. Er legte sein Gesicht an ihres, drückte sie wieder an sich. Swea hatte es ihm gesagt, was er mit dieser letzter Gewissheit doch so nie ausgesprochen hätte: Arjona liebte ihn.

Was hatte er selbst an Barrieren geschaffen durch diese Gedanken, die immer erneut um sein Alter kreisten? - Sie liebte ihn. Und diese Liebe war bedingungslos.

Die Jahre nach dem Tod seiner Frau hatte er tatsächlich wie ein Mönch gelebt, im selbst auferlegten Zölibat. Er fühlte es wie eine Treueverpflichtung der geliebten Frau gegenüber, obwohl sie, das wusste er, dies niemals von ihm verlangt hätte.

Doch im Weiteren empfand er es als ein Experiment: Wie sehr sich die Sexualität – vielleicht nur nach einer längeren Strecke geduldigen Wartens – nach und nach sublimieren ließ; sie fortstreben ließ vom einzelnen Wesen und der engen Körpergebundenheit zu etwas, das ein Fluss heller heiliger Energie war, der ganzen Welt im Stillen die heimliche Umarmung anbietend.

Es versprach auch Freiheit. Als Jugendlicher hatte er den Trieb manchmal als unersättlich und quälend erlebt. Dies konnte er womöglich für immer zurücklassen. Und über viele Künstler hieß es, dass sie in ihren Werken ihre Sexualität sublimiert hätten, ein Prozess der inneren Klärung, der abgeklärte Werke doch auch solche von explosiver Kraft hervorbringen konnte.

Clemens und Arjona betraten die Wohnung. Es brauchte kein Wort der Verständigung.

Er empfand es wie sie - Liebe, bedingungslos, Liebe in ihrem ganzen Spektrum. Die Sehnsucht der Körper war ein natürlicher Teil davon. Die Beine strebten ohne Umweg auf Clemens Nachtlager zu, beide sanken sie zugleich auf die Decken, die weiche Matratze, sie warfen Stück für Stück ihre Kleidung ab.

Der Körper hatte es – auch in dieser langen Zeit des Zölibats - nicht vergessen: Er vibrierte unter der Berührung von Haut zu Haut, es versetzte ihn erneut in ein Brennen, ein Brennen ganz anderer Art, etwas begann, was alle Hautschichten mehr und mehr miteinander verschmelzen ließ, es zog ihre Körper in diese gemeinsame Flamme, den hellen Punkt aller Sehnsucht, außerhalb gab es nichts von wert, außerhalb war Kälte und Frieren. Mund auf Mund gepresst: die immer gleiche Sprache der Liebenden, ein Trinken, das durstiger machte mit jedem weiteren Schluck, ihr junger schlanker Körper wiegte sich unter ihm, pulsierend von Lustwellen wie seiner, immer zog die eine sofort die nächste herbei, größer und machtvoller, strebte immer heftiger der Verschmelzung zu.

Er hatte es lange vergessen. Es war pures Glück. Es schien ihre Körper zum Leuchten zu bringen.

Absurd jeder Gedanke, es läge etwas Unreines, Unheiliges darin.

Dreimal wachten sie auf in der Nacht. Sie sprachen nichts. Sie setzten dieses Liebesspiel fort. Jedes Mal war es erneut die ganz nahe Berührung eines vollkommenen Glücks. Es strahlte von Arjonas Gesicht, selbst wenn sie die Augen geschlossen hielt, es strahlte von ihrem ganzen Körper.

Am frühen Vormittag weckte sie der schrille Ton des Festnetztelefons.

Das Heim.

Arjona sei verschwunden.

Die Aufregung vibrierte förmlich durch die Leitung hindurch.

Clemens sagte, er werde in einer halben Stunde dort sein. Er wisse über Arjona Bescheid. Es gäbe etwas Wichtiges zu besprechen.

Es war, als habe sich ein zerstörerischer Pfeil in den beginnenden Tag gebohrt.

Arjona lächelte plötzlich gequält.

Sie spürte leichten Schüttelfrost. Im Bauchbereich setzten nagende Schmerzen ein, dann auch in den Beinen.

Clemens begriff sofort: Die Schmerzen des Entzugs. Ihre nächtlich gewohnte Droge war ihr versagt worden.

Es war Illusion: sein magischer Wunsch, ihr Heilung zu bringen – einfach indem er seine Liebe über ihr ausfließen ließ. Es war nicht genug.

Arjona brauchte Hilfe anderer Art.

Clemens klingelte im Nachbarhaus. Der Mann öffnete - ein in Rente gegangener Internist, der noch eine private Praxis mit wenigen Patienten betrieb.

Clemens fasste die Notlage Arjonas in wenigen Sätzen zusammen, es gab ein Medikament, das die Schmerzen des Entzugs erheblich milderte, der alte freundliche Herr nickte ruhig, dann hatte er das Rezept ausgestellt.

Der Apotheker bedauerte, dass das gewünschte Medikament nicht vorrätig sei. Clemens ließ sich nicht abweisen. Der Apotheker sollte ein zweites Mal suchen. Glück – nach nochmals zwei Minuten hielt er es doch in der Hand und überreichte es Clemens.

Nach einer Stunde, in der Clemens Arjonas Beine und Arme massierte, ging es ihr bereits wesentlich besser.

Wieder kam ein Anruf aus dem Heim.

Man wartete. Man war aufgebracht.

Clemens wiederholte: In einer halben Stunde werde er dort sein.

Er betrat das Heim.

Er suchte zielstrebig das Zimmer Sweas auf, dann das andere, das Levin mit einem anderen Jungen teilte.

Beiden, Swea und Levin, gab er die Anweisung, ihre Sachen zu packen und sich in sein Auto zu setzen. Swea sollte nicht nur ihre, sie sollte auch Arjonas Sachen mitnehmen.

Dann hatte er seinen Auftritt.

Die Heimleiterin und ihre drei Mitarbeiter erstarrten: Er warf ihnen völliges Versagen und unterlassene Aufsichtspflicht vor. Es gäbe in diesem Heim ein massives Drogenproblem, das keiner hier sehen wolle.

Er werde beim Amt Beschwerde einlegen.

Für ihn hatte das Heim jedes Vertrauen verspielt. Für keinen weiteren Tag werde er die Roma-Geschwister hier wohnen lassen.

Die Luft im Raum bebte wie bei einem schweren Unwetter.

Clemens versagte den heftig Beschuldigten mit einer abwinkenden Geste jede weitere Diskussion, jede Erklärung, jede Entschuldigung.

Dann saß er mit Swea und Levin im Auto und alle drei fuhren zu seiner Wohnung.

Arjona schien es nochmals besser zu gehen. Sie hatte sich ein Frühstück gemacht. Die Geschwister umarmten sie heftig.

Doch die Ersatzdroge löste nicht dauerhaft ihr Problem. Arjona brauchte ärztlichen Beistand und eine klinische Entziehungskur. Diese Droge, ein schweres Opiat, war nicht vom Kopf her auszuschalten. Sie grub die Sucht in jede Faser des Körpers ein, sie kämpfte um ihr Fortleben wie ein lebendiges Tier.

Clemens saß bis in den späten Nachmittag an seinem Laptop und telefonierte mit Kliniken, die eine solche Entziehungskur anboten. Eine, etwa dreihundert Kilometer entfernt, weckte sein größtes Vertrauen. Vieles war zu regeln. Eine Organisation für suchtkranke Jugendliche war bereit, einen Teil der Kosten zu übernehmen. Wo blieben für diese Zeit die Geschwister?

Schritt für Schritt war es, als löste sich alles von selbst.

Er und die Geschwister konnten in einer nahen Pension wohnen und Arjona täglich besuchen.

Es war, als wäre die Fröhlichkeit früherer Tage in seine Wohnung zurückgekehrt. Pizza essend saßen sie um den Küchentisch und lachten viel.

Stunden später schliefen „seine“ Roma-Kinder friedlich auf ihren Matratzen.

Es war eine jener Stunden, in denen man das tiefe Atmen des Kosmos zu hören meint und dieser Atem schien noch einmal zu sagen: Alles wird gut.

Gewalt

Drei Wochen später sah ich Clemens ein vorletztes Mal.

Das Gespräch beherrschte von Beginn an ein einziges Thema: die Roma-Geschwister.

Ich hatte bereits erwähnt, dass es zu einer zweimaligen Konfrontation mit den Verfolgern kam. Und diese zweite verlief nicht glimpflich wie die erste im Gedränge der Stadt, die offenbar einen Schutzengel in Form eines Polizeiwagens bereit gestellt hatte.

Folgendes geschah:

Nach zwei Wochen Klinikaufenthalt, in der die Ärzte Arjona einen starken Willen in ihrer Mitarbeit bescheinigten und sie erste gute Fortschritte sahen, unternahm Clemens mit den Geschwistern eine Ausflugsfahrt. Es war ein Sonntag, er wollte ihnen etwas Abwechslung bieten, und er hatte eine Reihe kleiner Sehenswürdigkeiten in der näheren und auch fernerer Umgebung ausfindig gemacht, mit denen er sie bekannt machen wollte.

Am späten Nachmittag musste er feststellen, dass wieder ein fremder Wagen ihnen folgte.

Diesmal befand er sich auf der offenen Landstraße. Es gab keine größere Ortschaft, schon gar nicht eine größere Stadt, in die er hätte abbiegen können.

Der fremde Wagen klebte ihm an den Fersen, zwei schwarzhaarige Männer saßen darin.

In dieser weiten Natur kein anderes Fahrzeug in Sicht.

Schließlich setzte der fremde Wagen zu einem Überholmanöver an, dann bremste er abrupt und stellte sich quer über die Fahrbahn.

Clemens hatte keine Wahl, er musste den eigenen Wagen gleichfalls abbremsen. Zur Flucht in der Gegenrich-

tung war es zu spät. Er sah die Männer aus ihrem Fahrzeug springen. Er griff zum Handy. Doch keine Polizei konnte in wenigen Sekunden zur Stelle sein. Er hätte das Fahrzeug beschreiben können, ein blauer Lada, doch eine Fahrzeugnummer war nicht zu erkennen, das fremde Fahrzeug stand quer.

Beide Türen waren verriegelt. Doch als einer der fremden Männer an die Fahrertür trat, dauerte es nur Sekunden, ein hartes Eisen schabte im Schloss und er hatte die Tür geöffnet.

Clemens richtete sich auf einen Kampf ein, so hoffnungslos unterlegen er war, keins der Geschwister würde er ohne Widerstand herausgeben. Doch dazu kam es nicht mehr. Der zweite der Männer zog eine Gaspistole und feuerte.

Als Clemens wieder zu sich kam, senkte sich schon das Abenddunkel über die Gegend. Seine Hände glitten über verbrannte Haut auf seiner Stirn, die Augen schmerzten, er sah alles schattenhaft und in unklaren Umrissen. Und sicher war: Er befand sich im Auto allein.

Die Position des Wagens war verändert. Er stand wie ein parkendes Fahrzeug neben der Landstraße. Jeder andere Autofahrer hatte einen schlafenden Mann auf dem Fahrersitz gesehen, niemand hätte einen Grund gehabt, Argwohn zu schöpfen.

Er wollte wieder sein Handy greifen. Doch es war fort. Ebenso hatte man seine Brieftasche entwendet. Und auch der Zündschlüssel steckte nicht mehr.

Es gab einen zweiten, im Polster des Rücksitzes versteckt, ein Notfallschlüssel. Er hätte das Fahrzeug jetzt wieder starten können. Doch es wäre die Fahrt eines noch immer fast Blinden gewesen.

Er musste die Nacht verstreichen lassen.

Das linke Auge hatte sich etwas erholt, er riskierte den Weg in die nächste Ortschaft.

Eine Gastwirtschaft war geöffnet und man erlaubte ihm zu telefonieren.

Die Polizistin am Telefon notierte geduldig, was er zu sagen hatte. Er beschrieb den blauen Lada und nannte die Uhrzeit des Überfalls. Der lag inzwischen fast zwanzig Stunden zurück.

Er hörte sich selbst beim Sprechen zu, er sprach mit zitternder bettelnder Stimme. Die Polizistin notierte. Kurz nach dem Überfall hätte ein Verfolgungskommando aufbrechen können. Doch jetzt? Mit Sicherheit führte die Spur in den Kosovo. Dort hatte die deutsche Polizei keine Befugnisse, schon gar nicht die einer Verfolgungsjagd.

Seine Brieftasche mit allen Papieren war fort. Doch er konnte sich an den Ort erinnern, den die Geschwister ihm als den Wohnort ihrer Familie im südlichen Kosovo genannt hatten. Er hatte ihn auch in Arjonas Papieren gelesen und er konnte ihn buchstabieren.

Er zwang sich die Bilder zu denken, die noch einen letzten Schimmer von Hoffnung boten: Man musste die örtliche Polizei verständigen und veranlassen, nach den Geschwistern zu suchen – und, wenn die Entführer sie irgendwo gefangen hielten, sie mit Gewalt zu befreien.

Noch während er redete, begriff er, wie fantastisch und realitätsfern all jene von ihm gedachten Aktionen waren, die zu einer Befreiung der Geschwister führen sollten.

Er sah, er hatte sie diesmal tatsächlich verloren, für immer, unwiderruflich.

Oder gab es auch dieses Mal einen heimlichen Schutzengel, dem gelang, was keiner gut gerüsteten Polizei mehr möglich war?

Clemens spürte, dass sein Körper zunehmend in ein Zittern geriet. Kaum konnte die Hand den Hörer halten. Plötzlich versagte ihm die Stimme, ein Nebel trat vor seine Augen und er sackte in sich zusammen.

Er erwachte wieder im Krankenhaus.

Am nächsten Morgen konsultierten ihn die Ärzte.

Er hätte es gern vermieden: von dem Tumor in seinem Kopf zu sprechen.

Doch die Befragung eines der Ärzte näherte sich schließlich gnadenlos diesem Punkt.

Man machte ein Röntgenbild.

Man riet ihm dringend, sich in eine Spezialklinik einweisen zu lassen. Der Tumor hatte eine gefährliche Größe erreicht. Ohne klinische Hilfe habe er nur noch wenige Wochen Lebenszeit.

Die Verabschiedung

Nach nochmals drei Wochen kam der Tag unserer Verabschiedung.

Clemens sagte es mir ganz direkt:

„Ich verabschiede mich.

Wir sehen uns heute zum letzten Mal.“

Noch bevor wir Platz nahmen, überraschte er mich mit einem Brief. Er hatte ihn bereits vor zwei Wochen erhalten, er stammte aus Österreich, aus einem Krankenhaus nahe Wien. Svea hatten ihn verfasst.

Alle drei Roma-Geschwister lebten.

Allerdings: Sie befanden sich mit mehreren Knochenbrüchen in einem Krankenhaus, Levin und Arjona außerdem mit einer Gehirnerschütterung, so dass sie in einem abgedunkelten Zimmer liegen mussten.

Svea berichtete von einem todesmutigen Einsatz, dessen Held der dreizehnjährige Levin war. Der Wagen befand sich auf einer Landstraße in Österreich, als es Levin gelang, sich von den Handfesseln, die man allen drei Geschwistern angelegt hatte, zu befreien. Der Beifahrer auf dem rechten Vordersitz war eingeknickt. Auf der Ablage hinter den hinteren Sitzen befand sich eine große noch ungeöffnete Cola-Flasche. Kein Plastik, hartes Glas. Leo hangelte sie unbemerkt zu sich heran und schlug sie dem Fahrer mit aller Kraft auf den Hinterkopf.

Der knickte sofort benommen über dem Steuer zusammen. Sein Beifahrer schreckte auf, bevor er begreifen konnte, schlug Leo mit der Flasche auch ihm auf den Kopf. Diesmal zersprang die Flasche in Scherben, doch auch dieser Mann verlor die Besinnung.

Der Wagen geriet außer Kontrolle. Er rollte auf die abschüssige Böschung zu und überschlug sich zweimal.

Dieses Risiko hatte Levin nicht gesehen, doch das Wichtigste war erreicht: Jede Weiterfahrt war unmöglich gemacht. Und die vorbeifahrenden Autos würden umgehend einen Rettungsdienst alarmieren.

So geschah es: Nach etwa zehn Minuten traf die Feuerwehr und ein Notarztwagen ein. Für die Geschwister hatte der Sturz mehrere Rippenbrüche, Fußgelenk- und Armbrüche zur Folge und die schon genannte Gehirnerschütterung. Sie wurden sofort ärztlich versorgt und in Krankenhaus nahe Wien gefahren.

So weit die Ärzte es voraussagen konnten, musste keiner von ihnen bleibende Schäden befürchten.

Dies Sweas Brief.

Clemens wollte sich, als er die Nachricht erhielt, sofort auf den Weg machen und die Geschwister besuchen. Doch nach hundert Kilometer Fahrtstrecke kämpfte er wieder mit einem Schwächenfall, alles begann, vor seinen Augen zu verschwimmen. Er musste bitter begreifen, dass er in diesem Zustand eine solche Fahrt nicht mehr wagen konnte, zumal er eine Gefahr auch für andere Autofahrer war.

Inzwischen allerdings hatte er mit Svea mehrmals telefoniert, den telefonischen Kontakt mit Arjona und Levin erlaubten die Ärzte noch nicht.

In Weiteren telefonierte er mit der Krankenhausverwaltung und der Wiener Polizei. Er schilderte, was sich ereignet hatte: den Überfall auf sein Auto, er beschrieb die Vorgeschichte, die die Geschwister mit ihren Eltern zur Flucht aus dem Kosovo getrieben hatte, die Gefahr einer Blutracheaktion.

Er konnte die Leute vom Ernst der Lage überzeugen. Man versprach ihm, die Geschwister unter Sonderschutz zu stellen, dies auch nach ihrer Genesung. Niemand soll-

te ihre Namen und den Aufenthaltsort nach ihrer Entlassung erfahren.

Die Wiener Polizei recherchierte im Kosovo. Sie konnte in Erfahrung bringen, dass einer der Zeugen, der gegen die Eltern ausgesagt hatte, seine Aussage zurückgezogen hatte. Er hatte erkannt, seine Erinnerungen seien zu vage für die gemachte Anschuldigung.

Eine Wirkung des Briefes, den die Geschwister an ihn geschrieben hatten?

Freilich, die Eltern waren damit noch nicht frei. Es gab jenen zweiten Zeugen – jenen, der wegen einiger Betrugsdelikte schon mehrfach vorbestraft war.

Und damit war die Chance für ein faires Gerichtsverfahren doch wieder in greifbarer Nähe.

Hatte Arjona es richtig geträumt: dass sie sich alle, die ganze Familie, auf einer Insel trafen, auf der sie schließlich sicher an Land rudern konnten?

Clemens hat es nicht mehr erfahren.

Er hatte für „seine“ Roma-Kinder getan, was ihm zu tun möglich war. Es war ein letzter Kraftakt im Kampf mit seiner Tumorerkrankung. Er hätte sie gern noch einmal gesehen. Auch dies war eine vergebliche Hoffnung.

Doch die Wolke von Trauer und Verzweiflung, die ihn lange umgeben hatte und immer wieder die Bilder weckte an jene Autofahrt, nach der er die Geschwister für immer verloren glauben musste, hatte sich aufgelöst.

x x x x

Wieder spürte ich seine ganze Herzlichkeit.

Er hatte einen Kaffeetisch vorbereitet, vier Sorten von Obstkuchenstücken mit Sahne, und von seinem CD-Player spielte das B-Dur-Trio von Schubert, kein schwermütiger melancholischer Schubert sondern ein heiterer.

„Jeder Schachspieler erkennt den Moment, wo das Spiel verloren ist.

Mein Spiel ist verloren.

Nur eines muss ich jetzt noch hinter mich bringen: einen würdigen Abgang.“

Die Schmerzen hatten in den letzten Wochen phasenweise extrem zugenommen, trotz der starken Medikamente. In solchen Phasen konnte es auch zu unkoordinierten Bewegungen kommen, dann musste er selbst in der eigenen Wohnung nach wenigen Schritten immer wieder Platz nehmen, auch die Stimme verlor ihren klaren Fluss, sie klang leise und brüchig, und manche Laute formten sich nur noch unter großer Anstrengung.

Clemens befand sich sichtbar in einem Zustand des zunehmenden raschen Verfalls.

Hätte er sich mit erneutem Ausbruch der Krankheit in eine Klinik einweisen lassen, jetzt vor zwei Jahren, dieser Verfall hätte sich möglicher Weise hinauszögern lassen. Wäre er damit selbst zu heilen und zu retten gewesen?

Clemens hatte die Frage für sich beantwortet. Es wollte die Wiederholung einer Chemotherapie, wie er sie vor Jahren zunächst probiert hatte, nicht. Wenn es ihm diesmal nicht gelingen sollte, den Tumor mit „Gedankenenergien“ zu besiegen, wollte er akzeptieren, dass alles auf seinen Abschied zulief.

Ich traf ihn ganz gelöst bei meinem letzten Besuch, er hatte innerlich „seine Koffer gepackt“ und es ging für ihn auf „die große Reise“. Nichts erschreckte ihn daran, nichts bedrückte ihn deshalb.

All seinen anderen Bekannten und Freunden hatte er es so tatsächlich gesagt: Er werde „verreisen – einige Wochen, vielleicht auch länger“, in der vordergründigen und direkten Bedeutung war es der Satz, der ihn schützen sollte: vor unerwünschten Besuchen oder Telefonaten.

Er hatte sein Sterben so geplant, dass er jede Nahrungsaufnahme einstellen wollte, zunächst das Essen, dann auch des Trinken. Jede Form der Gewalt lag ihm fern. Manche hätten, um sich die möglichen Schmerzen eines langsamen Hungertods zu ersparen, vielleicht einen tödlichen Unfall herbeigeführt oder sich eine Waffe besorgt. Clemens wollte seinen Körper „absterben“ lassen, in kleinen Schritten, von Tag zu Tag.

Was er in jedem Fall vermeiden wollte: nach einer Zeit des längeren Verschwundenseins, in der freundliche Bekannte schließlich besorgt reagierten und veranlassten, die Wohnungstür aufzubrechen, halb lebend auf seinem Bett gefunden zu werden. Es hätte der sofortige Weg in die Klinik gedroht. Hätte er einfach sagen können: „Ich liege hier um zu sterben“? Hätte man ihn, in dieser hilfsbereiten Welt, die keinen selbst gewählten Tod sehen will, einfach sterben lassen?

Er hatte alle Fragen des Testaments geregelt, Marja und Lucia sollten sein Haus, das ja einmal das gemeinsame ihrer Eltern war, verkaufen und sich das Geld teilen. Seine Hausbibliothek sollte zum größten Teil Lucia erhalten. Alles in der Wohnung war aufgeräumt, Bad und Küche geputzt, sie dufteten geradezu vor Frische.

Mich, als seinen sehr engen Freund, der sich für Philosophie und Literatur interessierte, fragte er, ob ich Interesse an seinem Labtop hätte. Er hätte ihn sonst einer seiner Schwestern überlassen, wahrscheinlich Lucia. Doch was ihm vor allem erhaltenswert schien, seine Übersetzungen des schwedischen Dichters Dalborg, besaß Lucia längst durch die regelmäßig ausgetauschte Post.

Es war ein Zusammensein unter sehr nahen Freunden, etwa drei Stunden lang, Augenblicke einer intimen Nähe, das sagte ich schon, wie wir sie vielleicht nur als Jungen

erlebt hatten. Dann zeigte er sich doch plötzlich erschöpft.

Es kam der Moment der Verabschiedung.

Er begleitete mich bis zur Haustür, nicht mehr zur Gartentür.

Wir umarmten uns.

Die Tür fiel ins Schloss, und ich wusste, es war der endgültige Abschied. „Ein Schachspieler erkennt den Moment, wo das Spiel verloren ist.“

Er sah das „Spiel“ beendet und er wollte es in freiem Willen abbrechen.

Nach vier Wochen kam Lucia angereist. Das lange Ausbleiben jeder Nachricht hatte ihr – obwohl Clemens sie darauf vorbereitet hatte – doch allmählich Sorgen gemacht.

Man fand Clemens tot auf seinem Bett. Es gab erst einen geringen Verwesungsgeruch, wahrscheinlich war sein Tod gerade erst vor wenigen Tagen eingetreten.

Wie er es gewünscht hatte, wurde sein Leichnam verbrannt und die Asche über einem See (dem See unserer gemeinsamen Kindheit) verstreut. Für seine Frau und seine Tochter hatte er, als sie verunglückt waren, einen Friedhofsplatz gewählt, mit Grabstein und gepflegtem Blumenbeet. Es war ein Erinnerungsort. Einen solchen Ort für ihn doch brauchte niemand, so meinte er.

x x x x

Ich bewahrte Clemens Laptop wie einen Schatz.

Ich entdeckte zwei weitere Gedichtzyklen von Dalborg darin, deren Übersetzung er abgeschlossen hatte. Schließlich stieß ich noch auf ein Essay. Der Autor ist nicht genannt. Stammt es von Clemens selbst? Jedenfalls fasst es in knapper Form sein ganzes spirituelles Denken zusammen.

So folgt ein Anhang.

Außerdem fand ich einige weitere „Zeitreise-Träume“ von Lucia, abgeschickt vor der Zeit, in der sein Zusammenleben mit den Roma-Geschwistern begann.

Sie schildern die in den Überschriften genannten Zeiten mit ihren Kriegen, mit Unterdrückung, Armut und Elend. Doch fast immer webt sich durch alle Schrecken und alles erfahrene Unglück auch eine Liebesgeschichte.

Ich wählte vier davon aus, die mir besonders lesenswert erschienen und füge sie in einem weiteren Anhang hinzu.

Anhang I

Svaret studentens Chi-Ang på frågan om hans lärare Laozi hur han hade träffat varit dag med meningsfullt arbete och tillbringade i anständighet och värdighet i det sista året av hans elever.

Die Antwort des Schülers Chi–Ang auf die Frage seines Lehrers Laotse, wie er den gewesenen Tag mit sinnvoller Arbeit erfüllt und in Anstand und Würde verbracht habe im letzten Jahr seiner Schülerschaft.

1

Entlassen aus der dunklen Umarmung des Schlafs,
aus Klang und Farbe des Traums,
trete ich ein in Farben und Klänge des Tags.

Ich bin der schimmernde Seidentepich der Wiese
an einem Berghang der Frühe.
Ich bin eine Tauperle auf ihren Gräsern,
feiernd das Lichtfest der Morgenstunde.
Ich bin der Hang und der Berg, ruhig aufgetürmt
in die Schichtungen tausendfarbigen Blaus.

Später, umrahmt von den knöchernen Zehen
des Bergs, bin ich ein wolkenpiegelnder Teich.
Am Ufer bin ich der Baum, der sich wasserwärts biegt,
wippend in tastender Demutsneigung.
Dann, einen schwingenden Herzschlag lang,

bin ich die Herberge eines Vogelschwarms – plötzlich
zerstiebig im schrillen Schrei; und wiederkehrend
in lautlos gleitender einverständlicher Flügelfahrt.

Ich bin eine treibende Wolkeninsel,
ihr glitzernder Schatten im Wasserrund.
Ich bin ein blättertanzender Zweig
im wirbelnden Windbach.

2

Ich gehe die Wege der kleinen Rasten,
die Wege forschender Neugier. Den Weg
geduldiger Eile, der ernsten heiteren Andacht.
Eine Wegstrecke lang streifend durch hartes Gehölz
auf weglosem Feld bietet mir eine Kastanie
ihr Willkommen, mit schattigem Mantelwurf.

Rücken an Rindenrücken gelehnt ruhe ich aus,
Fuß neben Wurzelfuß, horchend auf unser beider
pochenden Puls. Eine kleine Frucht
und die Schattenkühle freundlich mir einverleibt
breche ich auf - und schenke dem Baum
die weitere Obhut meiner Gedanken.

Ich lausche den Taggesprächen der Vögel,
bin ein Klangfaden im seidenen Netz ihres Singens,
das sie spinnen von Wipfel zu Wipfel,
schaukelnd im Fingerspiel grünen Geästs.
Ich bin das bunte, wehende Haar eines Gartenbeets.
Eine blütentrunkene Hummel darin. Eine emsige
Wühlmaus im erdfeuchten würzigen Wurzelgeflecht.

Heimkehrend die Schattenwege des Abends
bin ich der helle Gesang einer Quelle

in einer Bergschlucht.

Ich bin das Dunkel der Schlucht.

3

Ich gehe den Weg der leisen Berührungen.
Den Weg ohne Ziel.
Den Weg von Ankunft zu Ankunft.

Steifend die kleinen Wunder schaffe ich,
probend, noch ungesehene neue:
Lasse das Silbergespann zweier Wolkensegel
ankern im Grünviolett eines Dickichthafens
am Horizont. Spanne mein klares Erinnern
über alle gegangenen Wege, mische
das abendschattige Blau der Ulme
mit dem Blau der gestrigen Morgenstunde.

Ich vermeide sie nicht:
die Wegstrecken rauen Gerölls.
Manchmal stößt sich der Fuß
hart an Felsen und Steinen gewundener Wegspuren.
Umso sanfter empfängt mich blühendes Grün
und Wärme des Grases.

Ich bin der Wind auf dem Weg,
Blütenduft tragend, Libellen und Staub.
Ich bin das Sandkorn, der Grashalm unter dem Fuß,
das sanfte steinige Bett der Erde.
Ich selbst bin der Weg. Der blanke,
klingende Stein darauf.
Das weite Blau des Himmels darüber.

Auf meinen Wegen des Tages tauche ich ein
in Lärm und Unrast der Straßen,
in Rauch und Geschrei der Gassen und Märkte,
pulsierend in Streit und Lust.

Die junge Frau, die königliche Gebieterin
über Pflaumen, Birnen, Rüben und Kohl,
schenkt mir den Blitz eines Lächelns –
und Lächeln und Obst füllt die Tasche
in meiner Hand, als ich gehe.

Ich gehe den Weg durch Lärm
und schluchtige Enge der Straßen. Gehe
ihn über die Antlitze der zahllosen
strömenden Menschen.
In ihren Linien und Furchen sehe ich
eingezeichnet die Stunden der Mühe,
die Stunden der Hoffnung und Zweifel,
die Stunden von Schmerzen und Not.

Und spüre, wie manche offene Wunde
doch heimlich schon sicher gefüllt ist
mit Duft und Freude der Heilung.
Wie ich doch Wunden sehe
durchsetzt von lange zehrendem Gift,
gepanzert hinter den Zäunen von Härte und Spott,
eingedunkelt von Hass.

Ich sehe die Spuren von List und Verschlagenheit.
Menschen gefangen in Gier und Neid,
schwer atmend unter der Enge der Herzen.
Ich spüre das Räderwerk grauer Gedanken.

für einen Sekundenstrahl,
sind ein Spiegel des ewigen Lichts.

Und ich, für diesen Sekundenstrahl,
bin Spiegel des Spiegels.

6

Heute bin ich den Weg
der kleinen Wunder gegangen,
die immer doch auch das heimliche große sind,
auf das sie weisen mit scheuem, lautlosem Finger.

Den Weg der Wundenberührungen,
der offenen und verborgenen Schmerzen,
die immer Muster des größeren sind,
des einzigen Schmerzes: der Trennung ist.

Und doch nicht von Dauer.
Da in der brennenden Duldsamkeit
unseres dunkel erlittenen Durstes
immer aufbrechen die Wege der Heimkehr.
Alle Wege der Heimkehr sind Wege der Heilung,
mündend ins neue stärkere Heilsein.
Strahlendes Wiedererkennen.
Einssein. Glück.

Från den oskrivna dagbok Franciskus av
Assisi –

Aus dem ungeschriebenen Tagebuch
des Franz von Assisi

1

Gehen und atmen das Blau des Himmels.
Hügel, Wälder und Dächer
wachsen hinauf ins Blau und Himmel wächst
immer zu ihnen hinab.

Wo fängt der Himmel an?

Die Lerche schwingt sich hinauf –
auf ihren Flügeln, auf den fernen und nahen
Gipfelkronen der Bäume –

überall fängt der Himmel an.

Blau auf Giebeln und Hecken, auf allen Gräserspitzen.
Himmliches Blau auf meinen Schultern,
auf meinen Händen.

x x x

Durchwandern und atmen das Blau des Himmels.
Himmel wächst überall. Strömt aus den Höhen
des grenzenlosen Blauozeans
im Tiefen ein in die leiseste,

tastende Windumarmung.
Wo fängt der Himmel an?

Diese Landschaft der sanften Hügel Schultern,
der hellen Wälderstraßen –

wie liebe ich alle Farbenspiele
des Himmels auf ihrem Gesicht. Seine Spiele
in allen Tönen des Rots, des Gelbs, des Grau
und des Grüns.

In den tausend Tönen des Blaus.

2

Landschaft der weiten Lichtflächen, Lichtkammern.

Ich sehe das dicht geschlungene Netz
meiner Fußspuren, alter und junger,
dir leuchtend eingemustert.

Immer warst du geduldig
unter den Tritten von Bruder Esel, auch mit dem eilig
gesattelten Reiter darüber.

Nicht immer, bei Aufbruch und Heimkehr,
sah er die kleinen verschwiegenen
Farbfeiern am Weg, nicht immer erkannte er
deine Stimmen aus Vogelkehlen und Quellen.

Oft war der Notruf zu laut,
die Straße der Rückkehr zu lang
und zu hart der Feldweg, die Nacht
der fremden Orte zu kalt.
Und quälend Hunger und Durst.

x x x

Heller die Ankunft.

Der geliebte Stein meiner Hütte. Die grüne Mooshaut
des Brunnens. Das Beet, der Obstbaum –
manchmal mit einer Begrüßungsfrucht.

Später die kleine, dämmrige Kammer, die Schlafstatt –
auch Bruder Esel ruht aus im schmalen
lange verdienten Himmelsboot.

Der Reiter weiß von den Sternen über dem Dach,
die auf ihn blicken. Ihn fragen, ihn kennen.

3

Das lächelnde Gesicht der Armut.

Ein Schälchen Ziegenmilch.

Brot.

Eine Handvoll Hirse.

Vielleicht auch eine Frucht.

Korn und Brot: doch gefüllt mit der Würze
aller himmlischen Witterungen.

Jede Frucht doch gesüßt von Regenduft,
Windgeschmack. Ihre Schale noch schimmernd
vom Silberfinger des Monds.

x x x

Manchmal Erinnerungsschatten.

Vater und Mutter. Die Brüder.
Das Narrenkleid meiner frühen Jahre.

Die Zechgenossen. Das Würfelspiel.
Der wilde Gesang überm Wein.
Die dunklen Gassen der Heimkehr.

Thymian hinter Gartenmauern.
Kaskaden hellen Sommergelächters. Flötenrufe.
Und manchmal ein Blick, tief glühend,
aus schwebender Wolkenhöhe eines Balkons.

Keine Stimme des Zorns im Zurückschaun.
Keine der Trauer. Alles ist gut.

Alles Teil dieses Teppichs,
der gewebt ist nach diesem größeren Plan.

Das festliche Narrenkleid gut
wie dies schmucklose meines Dieneramts.
Dies Freudenkleid meiner Armut.

4

Morgen für Morgen entlassen
aus den geheimen Liebeskammern der Nacht –

lass mich Liebe ausgießen
auf jeden Grashalm, auf jede Vogelfeder.

Hell in jeder Berührung des Liebefingers
lass mich die große
himmlische Gießkanne sein:

Tauklar verströmend in alle Welthorizonte;
über die Freudeversammlungen alle
der still bevölkerten Ebenen.

Wie in wechselnde Tagesgewänder
in ihren Zauber gehüllt, angesteckt
von den Freudespielen all ihrer staunenden
Regen- und Sonnengesichter – ist mir gewiss:

Alle Liebe kehrt taglang
auf allen Wegstrecken wieder zurück.

x x x

Abends Einkehr und Rast.

Mein Auge, vollgetrunken von Welt,
ist nun der große Liebeteich,
in den ich heimkehre in den Stunden der Stille.
Im tiefen All-Ein-Sein.

Ein helles Seligkeitswasser, das ich durchtreibe
von Ufer zu Ufer, im klaren Herzschlag
vertrauter Klänge, streifend die Furten
purpurdunkler Musik,
ohne Ankunft und uferlos.

5

Durchwandernd die Türen der Nacht –
Nachtstille strömt sich mir ein, rinnt mich voll,
meine hundert verborgenen Lichtsinne weckend.

Die Luft voll Sternengewürz.

Die Linien der Felsen singen,
 pochend im lautlosen Puls
 unter den hellen Häuten der Horizonte.

Voll auch vom dunklen
 Flügelschlagrauschen des Winds. Von den klagenden
 Schreien der Nachtvögel. Den Schattengesichtern
 urzeitlicher Verzauberung.

Immer auch aus der Tiefe schlägt
 der schwere Atem der lichtlosen Schöpfung.
 Spricht von den unerlösten dunkleren Namen Gottes.

6

Was wir tun sollen, Brüder?

Nie Köpfe und Hände verstricken
 ins Netz der Grübelgedanken.

Man soll sagen von euch:

Eure Hände
 haben Lichtlaken ausgebreitet
 über die Elendspritschen der Frierenden;
 Hoffnungslose in Freude gewickelt;
 Erdkrüge gefüllt mit Tau an die Durstmünder gereicht.

Man soll sagen von jedem von euch:

Du wart im Dunkel der Seele
 mein Fenster zum Himmel.
 Jetzt kann ich ihn nicht mehr verlieren.

x x x

Dein Auge, Bruder und Schwester,
 gefüllt, verschattet von Schrecken –
 was ist geblieben davon?

Dein Augenpaar -:
 dein großes Lächelfenster
 auf den Schmerz der Welt.

Deinen eigenen Schmerz, der ohne Namen vergeht,
 gesund gelächelt -:
 gesund lächeln alle Schmerzen der Welt.

7

Einlächeln, atmen das Blau des Himmels.

Heiliges Heiterkeitsströmen.
 Goldenes Blau.

Goldenes Blau auch leuchtet
 zurück vom Grund aller Dinge.

Atmen das Blau.
 Atmen das leise Seligkeitszittern der Luft.

Geheimnis und Sinn:
 Das Freude-Erlernen.
 Das Sammeln der Schönheitsgeschenke
 jeglichen Augenblicks.

Härter als alles Schmerzgestein
 sind die strömenden Freudewasser.
 Die Wasser der immer jungen Verwandlung.

Von anderer Wahrheit und Dauer –
und unversieglich.

8

Und immer wieder der Liebefinger,
der alles weckt aus dem Dunkelraum;
aufhebt die Grauvorhänge, allen Staub fegt
von der goldenen Innenseite der Dinge.

Transparent der Feldstein am Weg,
die Scholle im Beet, der alte Brunnen,
der Eimer, die Schüssel.

Die Scheite von Holz, die silbern funkelnde Axt.

Immer im Liebefinger wohnt der verborgene Himmel.

Es ist kein Ort.

Ein Vogelton ist genug, der die große
kosmische Glocke berührt. Alles Gestreifte klingt nach
in den kleineren Glocken
der hellen Fröhlichkeiten:
ein Hundertecho in silberner Schwingung.

Vogelstimmen: die kleinen Fenster
in die schon leichteren Himmel. Du lernst
sie durchsteigen. Silbernes Hundertklingen
durchrinnt deine Kehle,
ein göttliches Wasser.
Nährt deinen eigenen tanzenden Flügelleib.

Jede Faser der Seele wird das Gebot kennen:

Abzuschwören jeder Gewalt.

Es ist das erste Gebot. Das letzte Gebot.

Das innerste aller Gebote.

Zu achten die zarteste Schranke jeder Verletzlichkeit
in jedem Geschöpf.

x x x

Sei freundlicher Gast jeder Seele.

Alle sind Gott.

Gott auf dem Weg seiner Wanderschaft
zu sich selbst.

Alle im Reichtum ihrer Gestalten

Ausdruck von Fülle und Reichtum Gottes.

Immer,

in jeder Begegnung von Seele zu Seele,

trifft Gott

zusammen mit Gott.

Im Wiedererkennen

das leise Fest der Umarmung feiernd.

Uns eingeheimend

strahlend und neu

im Urgrund des wissenden Lichts.

Essay zu einer lebendigen Spiritualität

Inhalt einer spirituellen Weltsicht ist es, dass die Seele als ursprünglicher „Funken Gottes“ diesem zugehört und mit den Eigenschaften Gottes selbst ausgestattet ist: Kreativität, bedingungslose Liebe, Unvergänglichkeit. Dieser Sicht entsprechend löst sie sich in einem tiefsten Wesenskern nie, gleichgültig welche Gestaltmetamorphosen sie durchläuft. All diese Metamorphosen, auch die schattenreichen, sind Ausdruck ihrer Erfahrungssehnsucht und ihres Selbstschöpfungsdranges, welche wiederum die „Gottes“ sind.

Die Darstellungen aller großen spirituellen Sucher und „Mystiker“ treffen sich in dieser Aussage. Sie entstammt einer neuen alles überstrahlenden Selbstentdeckung: Die „Tore zu Gott“ befinden sich in der eigenen Seele. Ihre neuen Wahrnehmungsfenster beginnen, Gott „gegenwärtig“ zu machen, in jedem bewusst gelebten Augenblick.

Das Wort „Mystik“ ist unserer heutigen Zeit verloren gegangen. Ebenso das Wort „Heiligkeit“. In einem falschen Verständnis wird alles „Mystische“ als ein Bereich des Unklaren, Unbestimmten, sogar des Verworrenen gesehen. „Heiligsein“ gilt als eine Bewusstseinsart des Abgehobenen, Kargen. Das Gegenteil trifft zu: „Mystische“ Erfahrung durchbricht die Grenzen eines Erkennens, das fragmentarisch und einschränkend war; ihr Zustand ist glückhafte Fülle, der eines „heilig-nüchternen“ Rauschs.

Nur ein Zustand ist uns bekannt, der dieser Erfahrung nahe kommt – „Verliebt-Sein“ in der Bedeutung einer innersten tiefen Berührung, eines Empfindens heftiger Verzauberung.

Liebe bedeutet immer die Erfahrung von bedingungsloser Bejahung, von selbstverständlichem „Sinn“.

Heiligkeit und spirituelle Erfahrung hat wenig mit Entsagung und Askese zu tun; viel mehr mit Ekstase.

Askese – als Sinnbild der Rückzug in die Stille und Kargheit der Klosterzelle – kann eine Zeit lang dienlich sein: zum Abwerfen alter, hinderlich gewordener Schlacken, zum Öffnen und Reinigen neuer Wahrnehmungskanäle.

Am Ende steht ein verändertes Wahrnehmen, eine neue Korrespondenz mit der Welt.

Es ist das wachsende Einssein mit ihrer Erscheinungsfülle, das Gegenteil von Kargheit und Rückzug: das beständige „Liebesfest“ mit der Welt und ihren zahllosen Schöpfungsformen.

x x x x

Im Verständnis der „Mystiker“ und Weisheitslehrer entstammen wir unterschiedslos der einen göttlichen Quelle, einer Welt des Ursprungs, die uns mit dem Empfinden absoluter Geborgenheit umgibt. In diesem Empfinden bedrängt uns keine Frage nach Existenzrechtfertigung, nach Sinn. Die Seele ist lebendiger Teil der größeren kosmischen Einheit – ihm verbunden wie der einzelne Ast seinem Baum. Sie kann aus dieser größeren Ordnung nicht fallen.

Es gibt kein Vermissen, kein Sehnen. Keinen Schatten von Furcht.

Die Welt unserer irdischen Verkörperung ist eine Gegenwelt. Sie zieht uns in die Isolation, in einen Raum der Ungeborgenheit und Kälte, der Nicht-Liebe.

Wir tauchen in eine materielle Körperwelt ein, die Erbe der Tierwelt ist. Sie ist gekennzeichnet durch ein festes Reg-

lement der Naturtriebe, zu denen das Dominanzstreben des Starken und ein Jagd- und Beuteverhalten gehört.

In dieser Welt beginnen unsere Macht- und Gewaltspiele. Die Konfrontation mit ihnen, in der Rolle des Täters oder des Opfers, ist unvermeidlich. Wir durchleben in den „Schauspielen des Bösen“ die zahlreichen Schattenformen der Liebe, bis hin zu ihren perversen Gesichtern: der Unterwerfungslust und Vereinnahmung im gewalttätigen Übergriff.

Und doch: Jeder Weg in die Verkörperung unterliegt einem Plan.

In unsere sublimen und offenen Machtspiele verstrickt können wir die Quelle unseres Ursprungs scheinbar lange vergessen. Rückblickend werden wir hinter allen Verstrickungen die wieder gleiche Sehnsucht entdecken – und unser existenzielles Dilemma in der Inkarnation: Dass wir aus dem Zustand der selbstverständlichen Bejahung gefallen sind; dass wir die bedingungslose Annahme und Liebe des Ursprungs nicht mehr empfinden können.

Nicht Verliebtsein, nicht „In-Liebe-Sein“, ist der eigentliche „Krankheitszustand“ unserer Inkarnation.

Es liegt kein Makel darauf.

In den Anfängen schwimmen wir wie ein Fisch, der vom Wasser „nichts weiß“, unwissend in der Geborgenheit und All-Liebe des Kosmos. Haben wir sie verlassen und sind eingetreten in die Isolation, so lernen wir bewusst ihr eigentliches Wesen begreifen, ihre „Substanz“. Mit diesem Begreifen kehren wir wieder zurück.

Indem die Seele zurückkehrt, erfährt sie sich wieder als Teil der größeren kosmischen Einheit – unverzichtbar wie der Satz eines Buches mit einem vieldimensionalen komplexen Handlungsgeflecht. Sie trinkt wieder vom „Wasser des

Lebens“ – jenem der großen kosmischen Quelle, mit der sie doch eins ist.

Jede Rückkehr der einzelnen Seele bedeutet: „Gott kehrt zurück zu sich selbst.“

In jeder einzelnen Seele erkennt Er sich neu: in seiner Machtfülle, seiner Größe und Strahlkraft.

Der „Heilige“ fragt nicht nach Sinn. Er verkörpert und lebt ihn. Er ist wie der „Verliebte“, der ihn durch jede Wahrnehmung und Berührung erfährt – in den Blicken, im Atem, im Pulsschlag der/des „Geliebten“; das heißt: in allem was lebt.

Liebe in ihrer psychischen Ausdrucksform ist Erotik, in ihrer körperlichen Sexualität. Der Zustand des Verliebtseins fasst beides zusammen und führt doch weit darüber hinaus. Zentral steht die Erfahrung von Annahme, von Entgrenzung, von „Eins-Sein“.

Stellen wir uns einen Existenzzustand vor, in dem der glühende Wind auf einer Sommerwiese uns wie der Atem eines geliebten Menschen berührt; in dem die Begegnung mit einem Baum das „heilige Glück“ einer Umarmung auf uns verströmt; in dem der Gleitflug einer Wolke, das Eintauchen in die Stromschnellen eines Flusses uns in die Felder einer magischen Kraftfülle zieht. Es ist der „Liebeszustand“ mit der Welt.

Dies ist die vollzogene Rückkehr.

Wir alle, unterschiedslos, sind auf dem Weg.

x x x x x

Welcher Art ein tatsächlich mystisches Erleben, in umfassenderer Form auch „kosmisches Bewusstsein“ genannt, sein kann, sollen hier zwei Beispiele andeuten.

Zunächst die Schilderung von R. Bucke, einem kanadischen Arzt zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts, der sich nach dieser Erfahrung entschloss, vergleichbare Berichte in der Menschheitsgeschichte zu sammeln und diese in seinem Buch „Kosmisches Bewusstsein“ zusammenstellte:

Ganz plötzlich, ohne jede Ankündigung, fand ich mich eingehüllt in einen feuerfarbenen Himmel. Einen Augenblick dachte ich an eine Feuersbrunst...

Aber dann spürte ich: das Feuer war in mir. Unmittelbar folgte ein Gefühl des Jubels, der unbeschreiblichen Freude, gefolgt von einer intellektuellen Klarheit, die unmöglich zu beschreiben ist.

Unter anderem glaubte ich nicht nur sondern ich sah, dass der kosmische Bauplan so beschaffen ist, dass ohne Zweifel alles und jedes zu jedes einzelnen und aller Menschen Wohl zusammenwirkt; dass das Grundprinzip dieser Welt und aller Welt das ist, was wir Liebe nennen und dass das Glück für alle und jeden am Ende absolut gewiss ist.

Die Vision währte nur wenige Sekunden und war verschwunden, aber die Erinnerung an sie und das Gefühl der Wirklichkeit ihrer Botschaft blieben in mir in dem Vierteljahrhundert, das seitdem vergangen ist.

Ich wusste, dass diese Vision der Wahrheit entsprach. Diesen Überblick, diese Überzeugung, ich kann sagen, dieses Bewusstsein habe ich niemals wieder verloren.

Ein zweites Beispiel ein Ausschnitt aus einer Beschreibung der Schwedin Ruth Dahlén.

Ich beobachtete aufmerksam eine ungewöhnlich schöne Schneeflocke, die weich auf einer Tannennadel gelandet

war. Plötzlich geschah etwas mit der Tannennadel, sie löste sich auf in flackernde Lichtwellen...

Bald war die ganze Tanne eine einzige Feuersäule. Sekundenlang durchfuhr mich ein Schrecken – war mit meinem Gehirn etwas in Unordnung geraten? ...Bald war der ganze Wald ein Meer aus dem gleichen lebendigen Licht...

Auch meine Hände waren aus durchscheinendem Licht. Die ganze Schöpfung vibrierte in diesen unerhört schnellen Lichtwellen...

Ich sah den Kosmos funktionieren wie eine fünfdimensionale Geometrie – mit den Dimensionen des Raumes, der Zeit als vierter Dimension und auch einer fünften Dimension, die konstruktive, zusammenhaltende Dimension, das innerste Mysterium des Universums, Liebe...

Dies ist nur ein schwacher Versuch, Worte für etwas zu finden, das ich wirklich mit meinen Augen sah, etwas absolut Reales und Greifbares.

Mehr und mehr wurde ich selbst zu Licht, bis ich mich selbst als Strahlungsphänomen erlebte, auf derselben „Wellenlänge“ vibrierend. Ich sah die Ereignisse wie in einem riesigen Film, der nicht nur historische Abläufe klarmachte, sondern auch Ursachen und Wirkungen zeigte.

Bevor ich eine Frage auch nur formulieren konnte, war die Antwort schon fertig...

Alles war von schwindelerregender Klarheit, Nähe und Seligkeit, ich war „allwissend“ auf eine für menschliche Vernunft unvorstellbare Weise.

Anhang II

Im Heer Napoleons Der Gnadenschuss

Ich bin Soldat und Teil eines riesigen Heerzugs. Ich bin jung, etwa Anfang zwanzig. Wir sind auf der Flucht. Einige nutzen die noch fahrbaren Kutschen. Auf den Pferden, den noch verbliebenen, reiten oft zwei zugleich. Ich bin schwer am Knie verletzt und kann mich nur mit Hilfe eines Stocks mühsam weiter bewegen. Es ist Winter und bitterkalt. Bis wir wieder sicheren Boden erreichen, den unseres Vaterlandes, wird es noch tagelange Märsche brauchen. Ich merke, dass meine Kräfte schwinden.

Es ist das Heer Napoleons. Wir verlassen die kahlen winterlichen Ebenen des Riesenreichs Russlands.

Jede der Schlachten, die hinter uns liegen, war ein Inferno. Die ersten Reihen der Infanterie gehen, die Gewehre mit dem aufgepflanzten scharfen Bajonette ausgestreckt, Schritt für Schritt auf einander zu, dann kommt das Kommando zum Feuern. Glück hat, wen eine Kugel sofort ins Herz trifft. Nur ein Teil der Kugeln trifft tödlich. Die meisten zerschlagen eine Schulter, einen Arm, eine Hüfte oder ein Bein. Im Nahkampf setzt man das Bajonette ein, wieder geht es darum, der erste zu sein und den Gegner tödlich treffen – meist mit einem Stoß in die Eingeweide.

Über die schwer Verletzten und grausam Verstümmelten am Boden, die hilflos schreien, trampelt das Heer und trampeln die Pferde einfach hinweg. Und immer wieder kracht eine Kanonenkugel auf die Reihen der Soldaten herab. Manche zerfetzen mehrere Soldaten zugleich.

Auch während der nächtlichen Pausen finden die wenigsten Ruhe. Viele leiden an Krätze, wir bleiben tagelang ungewaschen, wir leiden an Fußpilz und wir können die Stiefel nicht wechseln, die meisten von uns sind schrecklich verlaust.

Wie hat sich dieser Irrsinn des Kriegeführens unter den Männern dieser Welt durchgesetzt? Mut zeigen? Den Tod nicht scheuen und ohne Schrecken das eigene Leben einsetzen?

Ich erkenne Schrecken in vielen Augen.

Und viele haben dieses Schicksal, Teil dieses grausamen Szenarios zu sein, nicht selbst gewählt.

So auch ich.

Jetzt aber hat die Flucht eingesetzt.

Verletzte Soldaten, die sich nicht im Tempo der Truppe bewegen können und am Straßenrand zurückbleiben, erhalten den Gnadenschuss.

Es ist so weit. Ich setze mich am Straßenrand nieder. Das Knie wurde mir durchschossen. Doch ich laufe nicht nur auf zusplitterten Knochen. Die Wunde hat sich entzündet. Mein ganzes Bein ist blau angelaufen.

Wir alle wissen um diese Vereinbarung: den Gnadenschuss. Keiner soll dem Feind verletzt in die Hände fallen.

Ich habe einen mir nahe stehenden Kameraden, einen Freund. Wir haben einander mehrmals in letzter Sekunde durch einen mutigen Einsatz das Leben gerettet. Soll ich ihn um den Gnadenschuss bitten?

Doch er winkt rasch ab. Ich sehe Tränen in seinen Augen.

Ein anderer hat die Situation begriffen. Er nickt.

Er stellt sich hinter mich.

Er zielt auf meinen Nacken.

Ich habe diesen Beruf als Soldat nicht gewählt. Ich marschiere nicht freiwillig in dieser Armee.

Man hat mir die Hälfte meiner Kerkerzeit erlassen für den Fall, dass ich mich den Truppen Napoleons anschließe: vier Jahre. Vier Jahre habe ich zwischen dunklen feuchten Kerkerwänden verbracht, an Armen und Beinen durch eine Eisenkette an die Wand gefesselt. Im Winter bittere Kälte, im Sommer

stickige Luft, verschimmelte Wände, bestialischer Gestank. Und doch: Hätte ich das Inferno der Schlachten gekannt, ich hätte nicht so leichtfertig zugesagt.

Mein Bruder ist im Kerker geblieben. Er wollte den Tod auf dem Schlachtfeld nicht riskieren. Er sieht es als seine Pflicht, noch eine Aufgabe zu erledigen: einen Mord. Einen Rache-mord.

Unsere Kindheit war sorglos. Unser Vater hatte drei riesige Ländereien von seinen Eltern geerbt. Er konnte davon leben und auch eine sechsköpfige Familie ernähren, meinen Bruder und mich, meine zwei Schwestern und meine luxusverwöhnte Mutter, ohne selbst eine Hand zu rühren.

Auch ein großes Bauernhaus hat er von seinen Eltern geerbt. Er ist ein Kunstliebhaber, und er verwandelt die große Scheune mehr und mehr in ein kleines privates Museum. Er sammelt vor allem Gemälde der Renaissance doch auch kleine Reliefs und Statuen aus fernen Ausgrabungsstätten des Altertums. Das Nichtstun wäre ihm unerträglich gewesen. Das Sammeln von Kunstwerken ist mehr und mehr zum Mittelpunkt seines Lebens geworden, so dass er nach und nach alle drei Ländereien verkauft, nur um weitere Gemälde, Reliefs und Statuen zu erwerben. Auch zwei Rembrandtoriginale gehören zu seiner Sammlung.

Als alle Ländereien verkauft sind, beginnt er ein Leben als Kunsthändler. Er sagt von sich: Er wäre sowieso nie ein guter Landwirt gewesen. Er fertigt immer wieder Verzeichnisse mit kleinen Nachdrucken seiner Sammlung an. Es ist eine Leidenschaft bis zur Besessenheit.

Einmal, auf dem Weg durch die Stadt, treffen wir auf einen Mann, der ihm sonderbar ähnlich sieht. Unser Vater und dieser fremde Mann starren sich über Sekunden an, mit sich verfinsternden Blicken, keiner grüßt, dann gehen beide wieder ihrer Wege. Vater erklärt uns später, es sei sein Bruder gewesen.

Warum sie sich nicht begrüßt hätten? Vater erklärt uns, die Eltern hätten den Bruder damals enterbt. Er war ein Säufer und Spieler, ein Nichtsnutz. Er hätte sein Erbe nur verspielt und versoffen.

Dann, eines Tages, kommt dieser fremde Mann bei uns zu Besuch. Wir hören Vater und ihn heftig streiten, dann wirft ihn Vater hinaus. Wir erfahren später, Vater sollte ihm aus einer Notlage helfen. Seine Spielschulden hatten sich in einem Maß angetürmt, dass dem Bruder jetzt das Gefängnis drohte, wenn er nicht zahlte.

Vater ist reich. Es wäre ihm ein Leichtes gewesen, dem Bruder die verlangte Summe zu geben. Doch für Spielschulden zahlt er nicht, aus Prinzip. Und er weiß, dass dieses Geld nach aller Wahrscheinlichkeit für immer verloren ist - und irgendein teures Gemälde, das ihn lockt, hätte er dann möglicher Weise nicht erwerben können.

Der kommende Sommer bringt viele schwere Gewitter. Eines Nachts brennt die Scheune – dieses kleine Museum mit all seinen Kunstwerken. Als wir es entdecken, steht sie schon hell in Flammen. Wie sehr wir auch Wassereimer schleppen – gegen diese gewaltige Feuerwand sind wir machtlos. Die Scheune brennt bis auf die Grundmauern nieder. Mit Mühe verhindern wir, dass das Feuer auch auf unser Wohnhaus überspringt.

Vater versinkt in eine völlige Apathie. Kaum isst er noch, auch trinken sehen wir ihn selten. Nach Tagen findet man ihn erhängt im Wald.

Hat das Gewitter mit einem Blitzschlag die Scheune in Brand gesetzt? Eine unserer Schwestern sagt, sie hat in der Nacht einen Mann ums Haus schleichen sehen.

Unser Vater hat in den letzten Wochen vor seinem Tod drei neue Ölgemälde erworben. Alle Geldreserven sind damit erschöpft. Er war im Gespräch mit einem anderen Kunsthändler,

der Interesse an einer Sammlung von Radierungen hatte. Damit wäre die Familienkasse wieder reichlich gefüllt gewesen. Vater wickelte seine Geschäfte nie leichtfertig ab. Er war nicht nur ein Kunstliebhaber, er war auch ein kluger Händler.

Mutter bleibt jetzt nichts anderes, als mit uns vier Kindern in die Stadt zu ziehen. Sie arbeitet bei wohlhabenden Leuten als Wäscherin, dies meistens für einen Hungerlohn. Wir lernen erstmals kennen, was Armut bedeutet.

Unsere Kleider müssen wir tragen, bis sie zerfranst sind. Sind wir hinausgewachsen, werden Ärmel und Hosenbeine verlängert. Zum Mittag gibt es nur magere Suppen. Jede Brotscheibe wird abgezählt, ebenso jede Tasse Milch.

Es ist ein elendes Leben. Wir Kinder verdienen mit – etwa indem wir Häuserwände neu streichen oder Unkraut jäten und Gärten umgraben. Es gibt immer nur wenige Münzen dafür. Da wird Mutter plötzlich krank. Mit hohem Fieber liegt sie im Bett.

Wir Jugendlichen – ich bin vielleicht sechzehn, mein Bruder ist ein Jahr älter, meine beiden Schwestern sind wieder jünger als ich – setzen uns am Nachmittag auf die Straße und betteln. Wir bemahlen unsere Gesichter mit Lehm, um mehr Mitleid bei den Leuten zu erwecken. Die geben dann und wann ein paar Münzen in den Hut, die meisten werfen nur kurze verächtliche Blicke auf uns.

Einmal kommt ein dicklicher vornehm gekleideter Herr vorbei, eine goldene Uhr mit einer goldenen Kette an seiner Hüfte. Er bleibt kurz stehen, mein Bruder streckt ihm den Hut zu, doch der dickliche Herr reagiert einzig mit Spott, er spuckt sogar vor uns aufs Pflaster, bevor er geht. Er verschwindet um eine Straßenecke, da springt mein Bruder auf und läuft ihm hinterher. Nach einer Minute taucht er wieder auf und ruft uns zu, wir sollten rasch mit ihm davonrennen. Dann, auf einem nahen Friedhof und im Schutz eines Kirchengebäudes, zeigt er uns seine Beute: die goldene Uhr und eine Brieftasche.

Die Brieftasche ist gut gefüllt. Für mehrere Wochen können wir reichlich zu essen kaufen und richtig prassen. Mutter liegt noch immer im Fieber und stellt keine Fragen. Wir rufen einen Arzt, wir können ihn ohne Mühe bezahlen, er verschreibt Mutter ein paar Medikamente, und sie wird wieder gesund. Doch noch ist sie zu schwach, um wieder als Wäscherin zu arbeiten.

Mein Bruder hat „Blut geleckt“. Er nimmt uns in ein anderes Viertel mit, wieder sollen wir betteln, doch eigentlich nur zum Schein. Diesmal winkt er mir mitzukommen, es liegt bereits abendliche Dunkelheit über den Straßen, er hat zwei ältere Damen beobachtet, die eben ein Caféhaus verlassen, und wir überfallen sie beide. Wir rauben sie völlig aus - reißen ihnen ihre Halsketten und ihre Armbänder fort und bringen ihre Geldbörsen an uns. Sie bleiben schreiend zurück, doch verfolgen können sie uns nicht.

Es ist „fette Beute“, wie wir kurz darauf feststellen. Diesmal leben wir für einige Monate üppig davon. Mutter muss auch nicht bei anderen Leuten waschen gehen. Wir erzählen ihr einfach, wir hätten auf dem Friedhof einen vergrabenen Schatz gefunden. Ob sie es glaubt? Sie ist froh, wieder gesund zu sein und dass ihre Kinder wieder satt werden und auch sonst glücklich sind.

Mein Bruder und ich verkaufen, in einem anderen Viertel der Stadt, die Armbänder und die Ketten, erst will man uns übers Ohr hauen, doch mein Bruder passt auf – ich höre ihn wütend bellen: Er hätte die Schmuckstücke schätzen lassen. Er nennt einen phantastischen Preis, und zu meinem Erstaunen lenkt der Schmuckhändler ein. Seine Lupe zeigt es ihm: pures Gold, die Armbänder mit kleinen höchst kostbaren Steinen versehen.

Er zahlt uns reichlich aus. Wieder leben wir mehrere Monate sorgenfrei. Wir kaufen uns neue Kleider, sogar für jeden eine schicke Garderobe, mit der wir ins Theater gehen können. Mutter fragt nicht, wir haben so oft von dem gefundenen Schatz gesprochen, dass sie es inzwischen wohl glaubt.

Eines Tages zeigt mir mein Bruder eine Pistole. Er sagt nicht, woher er sie hat. Er will damit unseren Onkel suchen und ihn erschießen. Denn die ältere Schwester hat ihn damals gesehen – den Mann, der in der Gewitternacht um unser Haus schlich, und es gibt keine andere Antwort, als dass es der Bruder von Vater war. Feige hat er das Gewitter genutzt, er wusste, dass ihn dann keiner verdächtigen kann.

Mein Bruder ist tagelang fort. Doch er kann den Onkel nicht aufspüren. Er flucht, er schwört Rache für unseren Vater. Immer wieder verfolgt er eine neue Spur.

Die Geldreserven gehen zur Neige. Mein Bruder hat einen neuen Plan. Er will einen Antiquitätenladen ausrauben – mit Hilfe der Waffe. Wenn sie schon sonst keinen Nutzen für ihn hat. Der Antiquitätenhändler besitzt, so hat mein Bruder herausgefunden, viele kostbare alte Münzen.

Der Coup gelingt. Wir dringen in den Laden ein, mein Bruder hebt die Waffe und der spindeldürre zitternde Ladeninhaber liefert uns eine ganze Kiste mit Münzen aus. Wir machen uns auf und davon.

Da merken wir plötzlich, dass wir verfolgt werden. Es sind zwei großgewachsene Männer, wie wir in der abendlichen Dämmerung erkennen – die erwachsenen Söhne des Antiquitätenhändlers.

Sie kommen bedrohlich näher. Abwechselnd übernimmt immer einer von uns Brüdern die Kiste mit den Münzen, wir tragen schwer daran und werden diese Flucht nicht mehr lange durchhalten können. Plötzlich dreht mein Bruder sich um, er hebt die Pistole und ich höre einen Knall – er hat einem der beiden Männer direkt ins Bein geschossen, der knickt mit einem Schrei auf dem Straßenpflaster zusammen. Der zweite der Männer hat uns jetzt fast erreicht, er will uns die Pistole entreißen, da schießt mein Bruder auch ihm ins Bein.

Die Männer bleiben blutend und schreiend auf der Straße zurück.

Der Überfall auf den Antiquitätenladen wird zum Stadtgespräch, auch die zwei Schüsse auf die Verfolger. Wir erfahren es von unseren Schwestern. Wir zwei Brüder wagen uns die nächsten Tage nicht auf die Straße.

Dann meint mein Bruder, es ist ausreichend Wartezeit vergangen. Er kennt jemanden, der Interesse an der Münzsammlung hat. Wir werden ihn aufsuchen und die ersten Münzen verkaufen.

Es ist zu früh. Es war überaus leichtsinnig. Der Mann schöpft Verdacht. Er geht mit den Münzen zur Gendarmerie und der Antiquitätenhändler erkennt schnell das Diebesgut.

Die Gendarme klopfen an unsere Tür und bringen uns zum Verhör. Einer der von uns niedergeschossenen Männer, der weniger schwer verletzt, erkennt uns. Man hat in unserer Wohnung auch die Kiste mit den restlichen Münzen gefunden. Alles Leugnen ist zwecklos.

Ohne die Schüsse auf unsere Verfolger wären es nur zwei Jahre Kerker geworden. Doch die gezielten Schüsse wiegen vor dem Richter schwer. Einer der Männer wird wohl nie wieder normal laufen können und immer Krücken brauchen.

Man zieht auch in Betracht, dass wir noch jung und eigentlich unmündig sind – ich siebzehn, mein Bruder achtzehn. Wären wir erwachsene Männer, hätten uns der Raub und die zwei Schüsse fünfzehn Jahre Kerker bringen können.

Das Urteil lautet für jeden: acht Jahre.

Man schließt uns in unterschiedlichen Zellen ein. Manchmal treffen wir auf dem Innenhof des großen Gefängnisbaus zusammen. Es gibt wenig zu reden. Unsere Schwestern besuchen uns. Mutter weint täglich um uns, so berichten sie. Sie arbeitet wieder als Wäscherin und die Schwestern helfen ihr und waschen ebenfalls.

Es ist das alte Leben in Armut.

Meinem Bruder hat man die Waffe fortgenommen. Doch er meint sicher zu wissen, wie er sich eine neue beschaffen kann – jetzt in acht Jahren. Sein Gesicht ist hart, seine Blicke sind bitter.

Er hat seinen Vergeltungsplan nicht vergessen.

Und wie ich meinen Bruder kenne: Das einmal Beschlossene gibt er so rasch nicht auf.

Der fremde Soldat meiner Infanterieeinheit steht hinter mir, das Gewehr auf meinen Nacken gerichtet.

Ich habe eingewilligt. Der Gnadenschuss soll mich erlösen.

Ich höre den Schuss, ich falle vornüber.

Dass es so leicht sein kann...

Schrecklich nur waren die Minuten und Sekunden davor. Ich werde sterben. Ich werde nie zu meiner Familie, zu meiner Mutter und meinen Schwestern, zurückkehren.

Es ist die Trauer, die bleibt. In diese Wolke von Trauer gehüllt schwebe ich einfach fort.

Dann fällt auch die Trauer ab.

Ich denke mit Bedauern an meinen Bruder, der weiter in Dunkelheit und Gestank seine Tage verbringen muss.

Er wird, sobald er entlassen ist, die Spurensuche erneut aufnehmen. Ungesühntes Unrecht ist wie eine offene Wunde, hat er einmal gesagt.

Er hat bereits Jahre im Keller gebüßt. Das ungesühnte Unrecht gegen unseren Vater fühlt er weiter wie eine Wunde.

Ich spüre voraus, dass ein Racheakt ihn in ein neues Unglück stürzen wird.

Doch er wird erst ruhen, wenn diese Wunde geschlossen ist.

Magdeburg im Dreißigjährigen Krieg

(Lucia stellte hier diese Zeilen voran:

Es ist immer schwierig, eine genaue Jahreszahl zu nennen. Meist muss man es indirekt herausfinden – etwa durch Namen von bekannten Personen, die damals gelebt haben und mit denen man dann Zeitgenosse war.

Leichter ist es mit dem Ort – wenn er nicht inzwischen einen anderen Namen angenommen hat. Über Orte spricht man, oft fällt der Name mehrere Male.

Ich habe den Namen Tilly und Pappenheim im Ohr, die Leute, die ihn aussprachen, taten es mit großer Sorge und Angst. Die Stadt, in der ich mich diesmal als junges Mädchen aufwachsen sah, war Magdeburg.

Tilly und Pappenheim waren wie Wallenstein Feldherren der sogenannten „Katholischen Liga“. Also, es muss die Zeit des Dreißigjährigen Krieges gewesen sein. Magdeburg war damals protestantisch und sah sich als Bollwerk gegen die in Mitteleuropa einsetzende Rekatholisierung. Mit einer Truppenstärke von knapp über zweitausend hatte es schließlich keine Chance, als die über zwanzigtausend Mann starken katholischen kaiserlichen Truppen unter Tilly und Pappenheim es belagerten und schließlich erstürmten.

Die Geschichtsbücher sagen, dass die Eroberung Magdeburgs eines der grausamsten Ereignisse des Dreißigjährigen Krieges war.

Der Papst lobte sie. Er freute sich, dass „dieses Ketzernest endlich ausgeräuchert“ war.

Ja, diesmal habe ich wirklich schreckliche Bilder gesehen. Und wieder gab es doch auch einige glückliche Jahre. - Erneut frage ich mich, ob es Segen oder Fluch ist, so in der Zeit zu reisen und alles so äußerst lebendig wahrzunehmen.)

Ich bin ein fröhliches Kind. Ich habe blonde Locken und betrachte mich oft im Spiegel der blank geputzten Bratpfanne. Ich bin etwas eitel, doch wirklich habe ich ein hübsches Mädchen-gesicht.

Mein Vater ist Schmied. Ich sehe ihm oft bei der Arbeit zu. Er steht mit nacktem Oberkörper an seinem Amboss und glänzt vor Schweiß. Manchmal wird es in der Schmiede so heiß, dass ich die Flucht ergreife. Auch meine Mutter steht häufig in der Schmiede, vor allem, wenn mein Vater die vielen Aufträge allein nicht erfüllen kann. Dann hat auch sie ein rußiges, verschwitztes Gesicht. Mein Vater ist ein gefragter Schmied, und wir leben gut von seinen Einkünften. Er schmiedet Küchengeräte und Pflugscharen, doch auch Schwerter und andere Waffen. Wohlhabende Kunden bestellen Fenstergitter und Gartentore. Dann fertigt mein Vater manchmal richtige Kunstwerke an.

Ich habe einen jüngeren Bruder. Doch etwas Tragisches ist mit ihm passiert. Als er etwa fünf Jahre ist, springt ihn ein fremder streunender Hund an und beißt sich an seinem Gesicht fest. Christoph, mein Bruder, hat seitdem seine Nase und einen Teil der Oberlippe verloren. Es ist ein schrecklicher Anblick. Die Eltern behalten ihn im Haus, bis alles langsam verheilt ist. Doch immer wenn er nun auf die Straße geht, rennen die anderen Kinder schreiend davon. Die Männer und Frauen halten an und starren auf ihn wie auf ein kleines Monster. Christoph sieht im Spiegel einer Wasserschüssel zum ersten Mal sein entstelltes Gesicht. Da ist er selbst zu Tode erschrocken.

Die Mutter belügt ihn. Sie sagt: Die Nase und die Oberlippe wachsen wieder nach. Deshalb soll er nicht traurig sein. Außerdem hat er Vater und Mutter, die ihn lieben und immer für ihn da sein werden. Ich weiß, dass eine Nase nicht nachwachsen kann, so wenig wie eine Lippe. Christoph wird immer entstellt bleiben. Und wahrscheinlich wird er mit einem solchen grässlich entstellten Gesicht gar nicht mehr leben wollen.

Mein Bruder geht nicht mehr aus dem Haus. Da bringt Vater eines Tages eine eiserne Gesichtsmaske, die er für ihn geschmiedet hat. Sie reicht vom Kinn bis unter die Augen und wird von einer eisernen Halskrause gehalten. Es sieht wirklich schick aus, mein Bruder steht da wie ein kleiner Ritter, die Nase und die Lippe sind völlig versteckt, darüber sitzt eine hübsche Eisennase und ein Eisenmund. Nur das Sprechen fällt ihm anfangs damit schwer, ebenso das Essen und Trinken.

Mit dieser Maske traut er sich jetzt auch wieder auf die Straße, alle nennen ihn schließlich den „kleinen Ritter“. Christoph will Schmied werden, wie mein Vater, wenn sein Gesicht wächst, kann er sich selbst eine neue Maske schmieden. Immer, sein ganzes Leben, will er nun eine solche Maske tragen.

Mein Bruder kann wieder lachen. Ich liebe ihn sehr. Es ist völlig normal für mich, dass er nun der „kleine Ritter“ ist. Manchmal in der einsetzenden Dämmerung verabredeten wir uns und verstecken uns in irgendeinem Gesträuch. Kommt jemand vorbei, nimmt Christoph die Maske ab und ich renne schreiend aus dem Gesträuch und er verfolgt mich, ebenfalls schreiend. Die Leute erstarren vor Schreck, manche fallen fast um. Dann verschwinden wir wieder in den Büschen und sehen, wie sich weitere Leute versammeln. Sie diskutieren heftig miteinander, sie glauben, dass es ein Dämon war, der direkt aus der Hölle gekommen ist. Sie bekreuzigen sich.

Als Vater davon erfährt, verbietet er uns diese Erschreck-Spiele. Vater ist eine Autorität. Wenn er etwas bestimmt, gibt es keinen Widerspruch.

Zum zwölften Geburtstag schenkt mir mein Vater einen selbstgeschmiedeten Vogelkäfig. Zwei Rotkehlchen sind darin. Ich lasse sie im Zimmer frei hin und herfliegen. Eines entwischt eines Tages durch die angelehnte Tür. Das andere können wir, Mutter und ich, wieder einfangen. Doch es will nicht mehr fressen und trinken. Nach ein paar Tagen finde ich es tot im Käfig. Ich muss es im Garten begraben.

Ich bin eine Tiernärrin. Ich schmuse mit unserer Katze, einem dicken schon alten und träge gewordenen Kater. Ich schmuse mit den Kaninchen im Stall hinter dem Haus. Manchmal nimmt Vater eins heraus und schlachtet es. Dann verweigere ich das Essen und verkrieche mich in meinem Zimmer. Lieber würde ich verhungern, als das Fleisch meiner geliebten Kaninchen zu essen.

Es gibt Ratten und Mäuse. Der träge Kater fängt nur noch wenige. Vater hat Mäuse- und Rattenfallen geschmiedet. Wenn ich eine noch lebenden Maus oder Ratte in solch einer Falle finde, befreie ich sie. Manchmal haben sie ein zerquetschtes Bein und sie humpeln davon. Ich weiß dann, sie werden nicht lange leben. Trotzdem, ich will nicht, dass sie in solch einer Falle sterben.

Einmal entdecke ich in der Falle eine seltsame Ratte, sie ist fast weiß. Ihr vorderes Bein ist gebrochen. Da nehme ich sie in meinem Käfig in mein Zimmer und pflege sie gesund. Ich schiene das Bein, wie ich es einmal bei einer alten Frau gesehen habe, die gestürzt war und mit gebrochenem Bein liegen blieb. Die Ratte kann bald wieder hin und her springen, ich bringe ihr täglich Käse und Speck, es geht ihr gut bei mir und ich lasse sie nachts auch in meinem Bett schlafen.

Da geschieht etwas sehr Trauriges: Vater überrascht mich dabei, wie ich die Ratte in meinem Schoß habe und füttere. Er schnaubt mich an, ich solle die Ratte sofort auf den Boden lassen. Die Ratte ist sehr zutraulich geworden, sie sitzt auf den Hinterpfoten, spitzt die Nase nach oben und macht Männchen vor ihm. Da saust der Feuerhaken meines Vaters ihr direkt auf den Kopf.

Vater sagt mir, ich dürfe so etwas nie wieder tun. Ratten bringen die Pest. Ob ich will, dass wir alle schwarze Pestbeulen kriegen und an der Pest sterben? Ich erschrecke. Natürlich will ich die Pest nicht und niemand soll sterben. Doch über den Tod meiner weißen Ratte weine ich. Ich hätte sie einfach laufen

lassen sollen, als sie wieder gesund war. Doch ich wusste nicht, dass eine Ratte eine solche Gefahr bedeutet.

Ich mache einen Sprung. Zwei oder drei Jahre sind vergangen. Ich habe inzwischen noch ein kleines Schwesterchen.

In der Stadt herrscht eine große Unruhe. Man verstärkt die Stadtmauern und fährt überall Geschütze auf.

Vater erklärt mir, dass ein großes Heer angerückt ist. Ich höre die Namen Tilly und Pappenheim. Sie sind die Heerführer. Sie wollen in die Stadt einfallen und sie erobern. Der Stadtrat weigert sich, einen Tribut von vielen tausend Talern an den Kaiser zu zahlen. Auch fordert man, dass unsere ganze Stadt die Religion wechseln soll. Das aber wird nie geschehen.

Im Stadtrat wartet man auf einen schwedischen König. Sein Name ist Gustav Adolf. Er verfügt ebenfalls über ein großes Heer und er könnte die Belagerer vertreiben. Vater lächelt mich an. Er sagt, dass Gott uns schon beschützen wird. In der Stadt gibt es viele fromme, gottergebene Leute. Doch ich merke, dass er besorgt ist.

Dann geschieht es: Wir werden durch einen heftigen Geschützdonner aus dem Schlaf gerissen. Es ist ein ohrenbetäubender Lärm. Vater verriegelt sämtliche Türen.

Mutter sagt, wir sollten in die Kirche gehen. Wenn die Belagerer tatsächlich eindringen und sie sehen die Menschen in der Kirche beten, werden sie sie beten lassen und ihnen nichts tun.

Doch es ist schon zu spät. Wir hören das Schlagen von Hufen und wilde Kampfschreie und das Klirren von Waffen. Die Belagerer sind eingedrungen.

Ein erster Tross reitet an unserem Haus vorbei, wir sehen es durch die schmalen Gardinen. Dann folgt ein zweiter Tross. Bewaffnete Männer werfen sich gegen die Tür und brechen sie auf. Ich greife meine kleine Schwester und ziehe sie mit mir unter das Bett. Ich sehe, was geschieht.

Mein Bruder versucht das ganz Unmögliche: Er hat eines von Vaters Schwertern gegriffen und stellt sich den rauen Männern in den Weg. Einer packt ihn lachend am Kragen und zieht ihn in die Höhe. Mein Bruder hat keine Chance – und doch, der Mann hat ihn unterschätzt. Mein Bruder schlägt zu, mit aller Kraft, und er hackt dem Mann die rechte Hand ab. Der brüllt auf und krümmt sich unter Schmerzen.

Er hätte das nicht tun sollen, mein Bruder, doch er hat dieses Kämpferherz. Jetzt packt ihn ein anderer der Männer und schlägt ihn mit dem Kopf gegen die Wand. Beim zweiten Aufschlag ist der ganze Schädel zertrümmert, in alle Ecken spritzt Blut. Mein Vater und meine Mutter hocken betend auf dem Boden. Doch wenige Sekunden später haben die Männer sie mit Lanzen niedergestochen.

Sie entdecken die Schmiede. Johlend dringen sie ein und nehmen alles an sich, Vaters kostbare Schmiedestücke. Sie haben große Ledersäcke bei sich, in denen sie die Beute verstauen.

Ich habe das Wort meiner Mutter im Ohr, dass wir in der Kirche Schutz suchen sollten. Ich flüstere meiner kleinen Schwester ins Ohr, dass ich sie nun zur Kirche bringe und dass alles gut werden wird.

Die rohen Männer sind wieder fort. Ich schleiche mich, mein Schwesterchen auf dem Arm, auf die Straße.

Da sehe ich Grauensvolles: Die Türen aller Häuser sind aufgebrochen, Menschen liegen in ihrem Blut, sie röcheln und schreien, sie sind verstümmelt, ihre Bäuche und Hälse sind aufgeschlitzt. Die Soldaten machen Beutezüge von Haus zu Haus. Lachend und mit gefüllten Beuteln kehren sie auf die Straße zurück.

Ich schleiche mich weiter in Richtung der Kirche. Ich bete zu Gott. Und offenbar hilft er mir. Die Krieger beachten mich nicht. Ich weiß um die Gefahr – die Gefahr für ein junges Mädchen. Und ich sehe es beim Blick in die offenen Häuser: Männer ha-

ben sich über Mädchen und junge Frauen geworfen, die verzweifelt schreien. Eine der schreienden jungen Frauen sticht dem Mann, der über ihr liegt, ein Auge aus. Der Mann brüllt auf und erwürgt sie.

Röchelnde, Sterbende überall. Und mehr und mehr Leichen. Das Straßenpflaster glänzt von Blut.

Das Wunder ist geschehen: Ich habe die Kirche erreicht.

Doch die Tür ist von Innen verriegelt.

Ich klopfe, ich schreie.

Doch niemand öffnet.

Ich ahne es: Die Kirche ist voll. Man lässt keinen mehr hinein.

Ich bin zu spät.

Ich flüchte mich in ein nahes Haus.

Es ist schon ausgeraubt. Auch hier Leichen und Sterbende.

Ich kauere mich unter einen Tisch. Vor Erschöpfung falle ich in Schlaf.

Da atme ich Rauch ein, dichten Rauch. Das Haus brennt. Durch ein Fenster sehe ich, dass auch andere Häuser brennen. Selbst die Kirche brennt. Man hat die Stadt angezündet. Ich stehe auf, kämpfe mich an die Tür. Doch auch von draußen schlägt mir eine dichte Rauchwolke entgegen. Ich flüstere mit meinem Schwesterchen. Da merke ich: Sie ist tot.

Immer wieder dringt schwarzer Rauch in meine Lungen. Ich spüre, wie ich auf den Boden sinke. Es ist vorbei.

Dunkelheit. Und wieder nach Sekunden verwandelt sich alles.

Licht. Es ist das wunderbarste, schönste und wärmste Licht, das man sich vorstellen kann.

Inzwischen weiß ich es: Am Ende siegt immer das Licht.

Ich habe Mitleid mit denen, die grausam misshandelt und verstümmelt am Leben bleiben.

Glücklich sind die, die sterben durften.

Sie sind im Licht.

Das alte China

Gefangen in der Holzgeige

Schon als junges Mädchen faszinierte mich einmal in einem Geschichtsbuch das Bild eines Mannes, der eine „Holzgeige“ trug – wie man im Mittelalter jenes Doppelbrett nannte, das eine um den Hals liegende Holzfessel war. Hinter dem Hals war es mit einem Scharnier zusammengehalten, zugeklappt umschlossen die zwei vorderen kleineren Löcher eng die Handgelenke, ganz vorn war es fest mit einem Metallschloss verschlossen. Jede freie Bewegung der Arme war unmöglich.

Über viele Jahre war ich diesmal selbst in einer solchen „Holzgeige“ gefangen.

Ich wachse als kleines Mädchen in einem Palast auf.

Die Menschen um mich haben, so wie ich selbst, eine gelbliche Haut, Schlitzaugen und tiefschwarzes Haar. Für das kleine heranwachsende Mädchen, das Jia heißt, ist dies völlig normal.

Meine Eltern arbeiten in der Küche. An besonderen Festtagen darf auch das Personal in dem großen Esssaal des Palastes speisen. Dann sehe ich den Palastherrn und seine Gemahlin und hohe Minister.

Von meinen Eltern weiß ich, dass er nicht der Kaiser des Landes ist aber ein mächtiger Fürst.

Die Gemächer des Fürsten sind prunkvoll ausgestattet, auch die zahlreichen Flure. Ich sehe goldene Drachen, ich sehe reich bemalte Wandteppiche, ich sehe große und kleine Porzellanvasen mit goldenen und silbernen Schriftzeichen.

Unsere eigene Unterkunft in einem der Seitenflügel ist dagegen schlicht. Doch wir führen ein gutes Leben. Mein Vater genießt als oberster Koch hohes Ansehen. Ich sehe ihn und die Mutter oft lachen.

Ich habe einen gleichaltrigen Freund, den Sohn des Gärtners. Wenn wir uns nicht in der Küche aufhalten, wo immer ein paar Leckereien für uns abfallen, befinden wir uns im großen Palastgarten. Auch dort werden wir verwöhnt, wenn die Früchte reif sind.

Mein Freund heißt Pian. Sein Vater hat nach Absprache mit dem Fürsten ein paar kleine Tempelhäuser im weitläufigen Garten gebaut. Er ist auch ein begabter Baumeister. Ich erfahre von ihm, dass jedes Haus, sei es ein kleines oder ein großes, Himmel und Erde abbilden soll. Die Erde ist ein Quadrat, der Himmel darüber eine perfekte runde Schreibe. So werden alle Häuser quadratisch gebaut, das Dach darüber formt einen Bogen – ein kleines Stück der perfekten Himmelsscheibe. Alle Holzbalken werden so ineinander verschränkt, dass sie sich selbst stützen und nichts einstürzen kann.

Das Essen spielt im Palast eine große Rolle. Kommt ein hoher Gast oder gibt es Festtage, dann wird ununterbrochen getafelt. Es ist üblich, dass man dabei schmatzt und mit vollem Mund redet, auch wird laut gerülpst, man zeigt so seine Lust am Essen, und es würde den Gastgeber beleidigen, wenn sein Gast nicht ebenfalls schmatzt und rülpst. Anders ist es, wenn jemand seine Nase schnäuzen muss. Dafür zieht man sich auf die Toiletten zurück.

Mit Pian, dem Gärtnerjungen, verbindet mich eine tiefe Zuneigung. Er ist ein Jahr älter und hat ein sehr fein geformtes hübsches Jungengesicht. Doch auch ich bin hübsch und betrachte mich gern in einem der vielen Spiegel. Wir sind jeden Tag zusammen und lernen beim selben Lehrer. Manchmal küsst er mich auf die Stirn, dann glaube ich, dass ich leuchte, weil ich so glücklich bin. Wir haben keinen Zweifel, dass wir einmal heiraten werden.

Eines Tages jedoch geschieht ein Unglück.

Pian und ich jagen mit den Kindern des Fürsten oft in den Palastfluren herum. Der Fürst ist ein Kinderfreund, nur lautes

Schreien und Kreischen ist uns verboten. Wir spielen Fangen, und wir jagen und schubsen uns. Einmal stoße ich Pian gegen eine große Vitrine mit zwei kostbaren Vasen, hinter der sich einer der Söhne des Fürsten versteckt hat. Die Vitrine stürzt um, es geht alles zu Bruch, das Schlimmste doch: Der Sohn des Fürsten, ein noch kleiner Junge, wird von den Scherben furchtbar zerschnitten.

Ich zittere vor Schreck, als ich ihn überall bluten sehe. Auch Pian blutet, er ist direkt auf den kleinen Jungen gestürzt. Er bemerkt meine Angst und er sagt mir, er wird die Schuld allein auf sich nehmen und nicht darüber reden, dass ich ihn geschubst habe.

Am nächsten Tag erfahren wir, dass der kleine Sohn des Fürsten gestorben ist. Die Schlagader am Hals war zerschnitten, die Ärzte konnten ihn nicht mehr retten.

Pian ist aus dem Palast verschwunden. Ich will zu seinem Vater, dem Gärtner, und ihn fragen, doch auch Pians Vater ist fort.

Ich weiß, dass man Pian und seine Familie bestraft hat – obwohl ich die Schuldige bin. Ich bin völlig verzweifelt. Ich liebe Pian so sehr. Dass er fort ist, ist schlimm. Doch schlimmer ist, dass ich die Schuld daran trage. Ich erzähle meinem Vater, wie alles verlaufen ist, ich will mich beim Fürsten selbst als Schuldige bekennen. Doch mein Vater verbietet es mir strikt.

Lange weiß keiner, was mit Pian und seinen Eltern geschehen ist. Dann, es sind vielleicht Jahre vergangen, erfahre ich immerhin, dass er noch lebt. Er und sein Vater sollen zu einer schweren Arbeit in einem Steinbruch verurteilt worden sein in einer fernen Provinz.

Ich möchte dorthin aufbrechen und Pian finden. Doch den genauen Ort erfahre ich nicht.

Ich kann nur hoffen, dass Pian eines Tages begnadigt wird. Ich bin sicher, dass er dann zu mir zurückkehren wird. Er weiß,

dass ich auf ihn warte und dass ich nie einen anderen Mann lieben werde als ihn.

Meine Eltern bilden mich als Köchin aus. Es besteht nie eine Frage, dass ich als Köchin des Fürsten einmal ihren Platz einnehmen werde. Das Wichtigste für jede Mahlzeit ist, eine gute Balance zwischen Yin und Yan zu finden. Es bedeutet, dass die Säure nie überhand nehmen sollte wie auch die basischen Zutaten nicht. Für jedes Gemüse und jede Frucht gibt es eine entsprechende Zuteilung.

Unser Fürst bevorzugt viel Fisch und Krabben und dazu süßsaure Würzsaucen. Immer muss auch das optische Bild einen harmonischen Gesamteindruck vermitteln. Als wichtigstes Prinzip vermittelt mein Vater mir: Beim Auftragen der Speisen serviert man zuallererst die salzigen, dann folgen die süßen Gerichte. Den schweren Speisen folgen die leichten, Trockenes soll der Brühe vorangehen. Es gibt 5 Geschmäcke: salzig, sauer, scharf, bitter und süß. Man muss darauf achten, dass sie nicht alle vom salzigen Geschmack überdeckt werden. Und man sollte vorher wissen und verstehen, wann der Magen der Gäste ausreichend gefüllt ist und sich Müdigkeit einstellt. Dann wieder müssen zur Anregung scharfe Speisen aufgetragen werden.

Ich lerne viel von meinen Eltern und allmählich bin ich eine Meisterköchin wie sie selbst. Meine Mutter erleidet eine unbekannte Krankheit, sie wird dabei nach und nach blind. Sie flicht nun Körbe in ihrem Zimmer und ich habe voll ihren Platz eingenommen. Ich bin längst in heiratsfähigem Alter, und mein Vater sorgt sich, weil ich Männern gegenüber so verschlossen bleibe. Mehrmals stellt er mir einen Heiratskandidaten vor. Doch ich kenne nur eine Liebe – die zu Pian. Sollte er nicht zurückkehren, bleibe ich eher ohne Mann und allein.

Der Fürst hat einen Vorkoster. Immer wieder ist es in den Provinzen geschehen, dass ein Fürst durch eine scheinbar

harmlose Speise vergiftet wurde. Dieser Vorkoster ist ein attraktiver Mann, man liebt ihn am Hof für seinen sprühenden Witz und er steht dem Fürsten sehr nah. Doch etwas in seinem Blick berührt mich oft finster und kalt. Er umwirbt mich. Oft hält er sich einen ganzen Vormittag in der Küche auf. Er bietet mir seine Hilfe beim Rühren von Speisen an. Dann steht er manchmal so nah bei mir, dass er mir in den Nacken atmet.

Ich weiche ihm aus. Als er einmal seinen Arm um meine Schulter legt, beiße ich ihm in die Hand. Vater hält zu mir. Er treibt ihn aus der Küche und verbietet ihm, sie je wieder zu betreten. Die Nachricht von meinem Biss verbreitet sich im ganzen Palast. Der Mann erntet tagelang bösen Spott.

Da geschieht etwas Schreckliches.

Er hat wie immer vor dem Fürstenpaar von unseren Speisen gekostet, und plötzlich bricht er unter Krämpfen zusammen. Er schreit und stöhnt mit rotem Kopf und Schaum vor dem Mund, als müsse er sterben. Schließlich steckt er den Finger in den Hals und erbricht sich.

Am nächsten Tag hat er sich wieder erholt. Doch Vater hat man ins Gefängnis gebracht. Dann sperrt man auch mich in den Kerker. Wie sehr Vater auch beteuert, dass Essen wie immer zubereitet zu haben, man verdächtigt ihn eines Mordanschlags. Und tatsächlich kursiert eine Geschichte am Hof: Vater hätte eine hohe Summe für die Vergiftung des Fürsten geboten bekommen. Der Bruder des Vorkosters hat sie in Umlauf gebracht.

Wir, Vater und ich, wissen, dass uns die Todesstrafe droht. Über eine Zeit von vielleicht einigen Wochen hören wir nichts von einander. Dann öffnen sich für mich die Kerkertüren, man hat mich begnadigt und entlässt mich auf die Straße – allerdings mit einer Halsgeige, jener hölzernen Handfessel, wie ich sie anfangs beschrieben habe.

Es ist jedem unter Todesstrafe verboten, die Bretter aufzubrechen und mich aus der Holzfessel zu befreien. Mein Vater

ist hingerichtet. Von Mutter kann ich mich nicht einmal verabschieden. Es ist mir untersagt, den Palast je wieder zu betreten.

Ich lebe auf der Straße und kann mich nur mit Betteln durchschlagen. Das eine, was mich quält, sind Hunger und Durst; das andere sind die Momente, in denen ich meine Notdurft verrichten muss. Es gibt keine Chance, auch nur eine Hand aus der harten hölzernen Umklammerung zu befreien. Immer bitte ich eine Frau oder ein Mädchen, mir hinter ein Gebüsch zu folgen.

Schließlich treffe ich mit einem etwa achtjährigen Mädchen zusammen. Sie ist blind und sie bettelt ebenfalls. Doch bald sind wir wie ein eingespieltes Team. Wir teilen das Erbettelte und sie übernimmt alles, was für meine Notdurft wichtig ist.

Ich erinnere mich, dass meine Mutter Körbe geflochten hat. Wir sammeln Weidenrohre und ich zeige meiner neuen kleinen Begleiterin, wie es geht. Sie ist blind doch mit den Händen sehr geschickt, und ich selbst beginne eines Tages, mit den Füßen zu flechten. So mühsam es ist – ich werde immer geschickter darin, und gibt es Fehler, so kann meine kleine Begleiterin sie korrigieren.

Bald verkaufen wir Körbe, und es ist sehr viel weniger demütigend als das tägliche Betteln.

Ich habe Pian nicht vergessen. Doch es gibt Hunderte von Steinbrüchen im Land. Die Suche ist sinnlos.

Einmal machen wir in einem Wirtshaus Rast. Betrunkene Männer sitzen um einen Tisch. Sie beginnen einen Flirt mit mir, auch mit Bo, dem kleinen Mädchen. Einer der Männer lockt mich unter einem Vorwand in den Garten hinter dem Haus, er will über mich herfallen, ich bin wehrlos, ein leichtes Opfer, doch die sperrige Holzgeige bringt ihn in Wut. Er greift eine Axt und schlägt sie einfach in Stücke. Als er ein zweites Mal über mich herfallen will, schafft er es gerade noch, mir die Bluse

aufzureißen. Dann rollt er schwer betrunken einfach ins Gras. Ich bin frei. Die Männer wollen inzwischen auch über Bo herfallen, in letzter Sekunde kann ich sie an mich reißen und mit ihr auf die Straße entfliehen.

Wir schmieden Pläne. Bo ist wie eine Tochter für mich geworden. Wir wollen einen Korbwarenladen eröffnen und wenn wir das ausreichende Geld zusammen haben auch ein kleines Restaurant. Die Leute werden staunen, welche Speisen ich für sie zaubern kann. Ich hatte meine Lehrjahre in der besten Küche des Landes, beim Fürsten selbst.

Wir beziehen eine winzige kleine Hütte. Von Monat zu Monat bauen wir sie größer. Da höre ich von einem Steinbruch, nur einen Tagesfußmarsch von hier entfernt.

Ich habe wenig Hoffnung. Und doch: Als ich mich auf fünfzig Schritte genähert habe, erkennt mich jemand: Es ist Pians Vater. Er geht gebückt, er ist völlig ergraut und ausgemergelt. Als ich nach Pian frage, schüttelt er bedauernd den Kopf. Pian ist mehrmals ausgerissen, jedes Mal wollte er zurück zum Palast, zurück zu mir. Beim letzten Fluchtversuch hat man ihm mit einem Stein den Kopf zertrümmert.

Der Vater zeigt mit sein Grab: ein kleiner Erdhügel, darauf ein Stein, in den er Pians Namen geritzt hat.

Ich kehre zu meiner Hütte zurück. Jetzt ist es nur noch Bo, die mich am Leben erhält. Ich erzähle ihr nichts von meinem Schmerz. Sie soll es gut haben in unserem gemeinsamen kleinen Restaurant. Sie soll nie mehr Betteln müssen und später selbst Köchin sein. Doch ich weiß: Als Blinde wird es für sie schwer sein, als Köchin zu arbeiten. Man kann vieles ertasten, schmecken und riechen. Doch eine gute Köchin muss auch mit den Augen gestalten.

Dann geschieht erneut etwas Trauriges: Die blinde Bo stößt versehentlich gegen den großen alten Holzschrank in unserer Hütte, in dem ich bereits viel für das geplante Restaurant gesammelt habe - Krüge, Tassen, Teller und Schüsseln. Der

Schrank stürzt in sich zusammen, das Geschirr geht zu Scherben, fast jedes Stück, und ich bin außer mir. Es ist mein gesamter Besitz. Ich schreie Bo an und ich schüttele sie. Ich sage ihr, sie soll gehen und nie wieder kommen.

Als meine Wut verfliegen ist, tut es mir leid. Bo ist blind und dieser alterswacklige Schrank war mit dem vielen Geschirr überladen. Ich will Bo zurückholen, ich suche in allen Straßen der Stadt, doch ich finde sie nicht mehr.

Bo bleibt verschwunden.

Mein eigener Lebenswille schwindet.

Ich lebe vielleicht noch ein Jahr.

Dann stelle ich das Essen ein.

Alles ist sinnlos geworden.

Ich verschließe meine Hütte und warte auf den Tod.

Es wird ein zähes Sterben. Solange der Körper Flüssigkeit erhält, hält er das Leben fest und auch die Hungerschmerzen vergehen.

Ich muss auch das Trinken einstellen.

Die Kehle brennt und das klare Denken endet, Wahnbilder kreisen mich ein.

Eines Tages bricht jemand die Hütte auf. In guter Absicht flößt man mir Flüssigkeiten ein, man stopft mir Fladenbrot in den Mund.

Doch der Körper ist schon zu schwach.

Plötzlich spüre ich, dass mein Herz aufhört zu schlagen.

Die Leute sagen: Sie stirbt.

Ich sterbe: Ja. Und wieder empfängt mich dieses wunderbare warme Licht. Eine innere Stimme sagt mir: Auch Pian ist im Licht und ich werde ihn wiedersehen.

Alle Traurigkeit ist ausgelöscht. Alles Gewesene ist bedeutungslos. Ich sehne mich nur nach dem Licht. Meine Liebe zu meinen Eltern, meine Liebe zu Pian, meine Liebe zu Bo – es war immer nur diese eine Sehnsucht.

Die Haremsfrau

Die persische Wahrsagerin

Von klein auf faszinieren mich Perlen. Mein Vater handelt damit. Oft schließt er sich einer Karawane an, dann ist er wochenlang unterwegs, immer wenn er zurückkommt, hat er auch eine neue Perle für mich.

Mein Bruder trägt die Perlen an seinem Gürtel, es sind weiße und rote, er liebt vor allem Rubin. Ich fädele sie auf eine Kette und trage sie um den Hals oder um den Arm, manchmal zwei Ketten zugleich: Saphire, Rosenquarze, Smaragd. Mein Bruder ist ein Geschichtenerzähler. Oft sitzen wir bis spät in die Nacht zusammen im Garten, und immer mehr Nachbarskinder sind dann versammelt. Er erzählt die Geschichten weiter, die wir schon kennen. Es sind dieselben Personen, doch er schickt sie noch einmal auf ganz neue Abenteuer. Er kann es. Meist lauschen wir ihm mit angehaltenem Atem.

Wir fühlen uns eng verbunden, mein Bruder und ich. Als ich als kleines Mädchen erfahre, dass man seinen Bruder nicht heiraten kann, hat mich dies schwer verwirrt und betrübt. Keiner ist ihm vergleichbar.

Doch dann reißt ein tragischer Vorfall ihn mir von der Seite.

Wir schwimmen zusammen im nahen Fluss. Da zerreißt meine Halskette, einige wenige Perlen kann ich mit einem raschen Griff retten, die anderen versinken in der Tiefe des Flusses.

Ich bin untröstlich. Ich schluchze. Da sagt mein Bruder, er wird sie mir aus dem Wasser zurückholen. Er ist nicht nur ein guter Schwimmer, er hat auch häufig das Tauchen geübt. So taucht er jetzt auf den Grund des Flusses. Viermal kommt er wieder und präsentiert lachend eine meiner Perlen auf seiner Hand. Als er das fünfte Mal taucht, warte ich auf sein Wiedererscheinen vergeblich. Der Fluss hat Untiefen und auf seinem

Grund gibt es manchmal unberechenbare gefährliche Strömungen.

Nach Tagen wird seine Leiche am Ufer eines Seitenarms des Flusses geborgen. Ich habe kaum die Kraft, den Weg zum Ort seiner Beerdigung zu gehen. Meine Perlen, die Halsketten und die Armbänder verschließe ich alle im Schrank. Wenig später werfe ich sie in den Fluss. Auch die Gesichter von Vater und Mutter, die gerne lachten, sehe ich gezeichnet von tiefer Trauer.

Da trifft unsere Familie ein neuer Schicksalsschlag. Die Karawane, mit der mein Vater als Handelsreisender zieht, wird überfallen. Sie wird vollständig ausgeraubt. Mein Vater verliert all sein Handelsgut, seine Perlen. Er hat sich, wie auch die anderen Männer, nach Kräften gewehrt. Doch er hat in diesem Kampf seine linke Hand verloren und ist auch am Hals schwer verletzt, so dass er kaum sprechen kann, als er heimkehrt.

Die Mutter hat den Gürtel meines Bruders aufbewahrt, so können wir diese Perlen absammeln, und auch sie selbst verfügt noch über zwei Perlenketten. Doch Vater muss einen teuren Arzt bezahlen, und ein einmal befreundeter Händler, der ihm seine Perlen auf dem Handelsweg anvertraute, verlangt den Wert seiner Perlen zurück.

Vater kann lange keine Reise mehr antreten, vielleicht sind es Jahre. Unsere Familie gerät in wachsende Not. Schließlich ruft mein Vater mich zu sich und fragt, ob ich bereit bin, Haremsfrau bei einem bekannten moslemischen Sultan zu werden. Der Sultan sucht eine vierte Frau, und er steht im Ruf, ein guter Gatte zu sein und all seine Frauen gerecht zu behandeln.

Es hat in dieser Zeit und in diesem Land, in das mein Vater mich schicken will, nichts Ehrenrührendes, Haremsdame zu sein, man wird Mitglied der gesamten Sultansfamilie. Für die moslemischen Frauen ist die Mitgliedschaft in einem solchen Harem verboten. So kauft ein Sultan sich seine Frauen in den

Nachbarländern ein. Mein Vater hat ihm zwei Zeichnungen von mir geschickt. Der Sultan soll auf der Stelle entzückt gewesen sein und hat eine gute Summe geboten.

Ich spüre, dass es ein Abschied für immer wird. Doch wenn es Vater und meiner Familie hilft, werde ich nicht widersprechen. Wir umarmen uns lange. Ich habe Vater so oft vermisst und mich nach seiner Heimkehr gesehnt. Doch wenn ich ihn wirklich liebe, so stimme ich auch diesem Abschied zu.

Mein Wohnort ist jetzt ein prächtiger Palast. Der Sultan ist noch relativ jung und manchmal hat er das Lächeln eines Lausbuben, jede seiner drei Frauen liebt ihn und bald auch ich. Von Zeit zu Zeit leistet er sich weitere Nebenfrauen, „Kebsweiber“, diese bleiben oft nur für eine Nacht. Ich gehöre von Anfang an zum Kreis seiner Favoritinnen. Ich werde mit gutem Essen, mit teuren Seidengewändern und Schmuck verwöhnt.

Es gibt eine klare Rangordnung, die oberste Haremsverwalterin ist die Mutter des Sultans selbst, dann folgt der oberste der Eunuchen. Er gibt uns Unterricht. Er lehrt uns Fremdsprachen, er lehrt uns Lesen, er lehrt uns Trommelschlagen, Tanzen und Singen. Nach kurzer Zeit bin ich wie die anderen Frauen eine gute Bauchtänzerin.

Viele Kinder werden geboren. Unter den männlichen wird einer der folgende Sultan sein. Da entdecke ich etwas Schreckliches: Die Söhne, die dieses Erbe einmal antreten sollen, leben in Räumen, die wie große Käfige von Gittern verstellt sind. Zu oft ist es in der Vergangenheit geschehen, dass ein potentieller Erbe hinterrücks heimtückisch ermordet wurde. Hinter der friedlichen Kulisse tobt ein Kampf um Einfluss und Macht.

Die Jungen hocken stumpf hinter ihren Gittern, durch das man ihnen das Essen hinein schiebt. Manchmal kommt ein Lehrer zu ihnen, den man zuvor gründlich auf verborgene Waffen durchsucht. Doch sie leben in einer grausamen Isolation.

Andernfalls würden sie sich in ständiger Lebensgefahr befinden.

Mit einem der Jungen freunde ich mich an. Wir unterhalten uns durch das Gitter. Bald komme ich jeden Tag. Doch ich merke, dass er manchmal wirt reagiert. Schon seit Jahren hält man ihn hinter diesem Gitter, diese Isolation macht in seinem Geist etwas krank. Mein eigenes Leben läuft einigermaßen friedlich dahin. Doch mich dauern diese Jungen. Auch andere, die ich kennen lernen, zeigen Spuren eines beginnenden Wahns.

Und da geschieht es: Wieder ist einer dieser Jungen von hinten erstochen aufgefunden worden. Man hat ihn an einem offiziellen Fest teilnehmen lassen, er war von zwei Wachen geschützt. Doch eben einer dieser Wachen steht nun im Verdacht, der Mörder zu sein.

In Gedanken bin ich häufig bei meiner Familie, besonders bei meinem Vater. Doch viele Tagereisen trennen uns nun. Ich werde diesen Harem nie mehr verlassen – so denke ich. Doch alles kommt anders.

Ein Heer stürmt von Osten heran und der Palast wird überfallen. Das kleine Heer des Sultans ist von dieser Übermacht überrannt worden. Alle Palastwachen werden niedergemetzelt, dann wird auch der Sultan ermordet. Es geht um die Jahrhunderte alte Rivalität zweier Stämme.

Alle Frauen und Kinder werden zusammengetrieben und als Gefangene fortgeführt. Uns alle erwartet ein Schicksal als Sklaven. Wie die anderen Haremsfrauen werde ich schließlich auf dem Sklavenmarkt zum Kauf angeboten.

Zwei der Haremsfrauen nehmen sich das Leben. Ich allerdings treffe es wieder gut. Mein neuer Besitzer ist schon ergraut und ein älterer Herr, doch er behandelt mich freundlich und mit Respekt, wie auch seine sonstigen Frauen.

Bald bin ich seine Lieblingsfrau. Er spürt, dass sein Leben zu Ende geht und er überschreibt mir den größten Teil seines Erbes. Mit diesem Geld werde ich in der Tat eine reiche Frau sein, ich empfinde ein großes Glück.

Doch ich sehe nicht den Neid, der bei den anderen Frauen wächst.

*Eines Tages – mein neuer Besitzer liegt schon in seinem Delirium - versuchen sie, mich im Bad zu ersticken. Der Bade-
raum füllt sich mit immer dichteren Schwaden von Dampf, als ich fliehen will, finde ich die Tür verschlossen.*

Ich ringe verzweifelt um Atem. Da fällt mir eine kleine Schatulle in meinem Baderock ein. Sie enthält Schmuck und Parfüms und zwei goldene Schlüssel. Ich habe diese Schlüssel nie probiert, ich habe sie nur als kleine goldene Schmuckstücke gesehen. Doch einer der Schlüssel passt. Ich kann mich befreien.

Ich fliehe noch in derselben Nacht. Mein Ziel ist mein früheres Elternhaus.

Endlich, nach einer langen Irrfahrt, treffe ich ein. Doch fast alle Häuser im Dorf sind zerstört. Nur wenige Einwohner sind geblieben. Ich erfahre, dass in den letzten Jahren in dieser Gegend ein schrecklicher Krieg gewütet hat. Der Großteil der Einwohner ist geflohen, niemand kann mir zuverlässig sagen, wohin.

Ich bin allein.

Ich ziehe von Dorf zu Dorf. Immer hoffe ich, doch noch etwas von meinen Eltern zu erfahren.

Da lerne ich einen älteren Perser kennen, der sich als Wahrsager sein Geld verdient. Er liest den Leuten aus der Hand, und er steht im Ruf, vieles erstaunlich exakt voraus zu wissen. Auch ich lasse ihn meine Hand betrachten. Er lächelt und sagt dann nach einiger Zeit: Ich werde vier Kinder haben.

Er sagt mir nicht, was er wohl gleichfalls gesehen hat: dass er der Vater sein wird. Doch nach wenigen Wochen sind wir ein Paar. Er verfügt über eine ansehnliche Summe Geld, nachdem man ihm im Haus eines anderen Sultans mehrmals kräftig entlohnt hat.

Er spricht mit mir über seine Wahrsagerei und sagt mir, dass er oft auch nur fantasiert und die Hände manchmal nicht wirklich lesen kann. Als junger Mann war es besser: Er konnte in eine leichte Trance fallen, und dann „murmelte es wie von selbst“ über seine Lippen. Doch auch wenn er nur fantasiert: Die Leute glauben ihm. Er beschreibt sie in ihrem Charakter und sie fühlen sich jedes Mal exakt getroffen.

Es kommt, wie er es gesagt hat: Ich bringe vier Kinder zur Welt, alles Jungen.

Mein Mann ermutigt mich, es gleichfalls mit dem Wahrsagen zu versuchen. Er erklärt mir die Bedeutung der Handlinien. Doch das wichtige ist das Gesamtbild und die Interpretation im Moment der Frage. Man kann seinen „inneren Blick“ dafür schulen. Täglich machen wir kleine Übungen.

Ich erlebe die ersten Erfolge. Ich spüre, dass Gedanken wie von außerhalb in meinen Kopf strömen. Er sagt mir, dass er bald sterben wird und dass dann ich das Wahrsagen fortführen werde.

Tatsächlich geschieht es so.

Eines Morgens finde ich ihn tot neben mir.

Er hat mir sein ganzes Geld überlassen. So leide ich mit meinen vier Kindern keine Not. Und immer wieder wandere ich über die Dörfer und lese die Hände der Leute. Ob ich es wirklich kann? Die fremden Gedanken strömen in meinen Kopf, ich muss sie nur aussprechen, und fast immer nicken die Leute und danken mir.

Manchmal sind es auch traurige Dinge, die ich aus den Händen zu lesen meine. Dann schweige ich lieber. Sie könnten ein

Irrtum sein. Doch meistens erfahre ich später, dass es genauso geschehen ist.

Viele Jahre vergehen.

Meine Söhne sind groß. Ich bin eine alte Frau geworden. Und man glaubt mir, wenn ich in den Händen der Leute lese und wahrsage. An manchen Orten empfängt man mich mit Verehrung. Man nennt mich, in Nachfolge meines Mannes, überall „die persische Wahrsagerin“.

Eines Tages werde ich zum Sultan gerufen.

Er plant einen Krieg gegen einen Rivalen. Wieder gibt es seit Jahren eine erbitterte Feindschaft mit einem anderen Stamm.

Ich lese seine Hände. Ich sehe, dass alles in einem Desaster für ihn enden wird. Doch ich wage nicht, es auszusprechen.

Eine reiche Belohnung ist mir versprochen. Ich sehe das schreckliche Ende, doch ich sage das Gegenteil. Ich sage, dass er einen glorreichen Sieg feiern wird.

Der Sultan zeigt sich großzügig. Ich erhalte nicht nur das versprochene Geld. Er macht meine vier Söhne zu Anführern in seinem Krieg. Es ist die denkbar höchste Ehre, in der ersten Reihe für den Sultan zu kämpfen. Ein Sieg wird diesen Kämpfern lebenslangen Ruhm sichern und man wird sie als Helden verehren.

Das Desaster geschieht. Der Sultan selbst wird getötet. Alle meine vier Söhne sterben in dieser grausamen Schlacht.

Niemand verlangt Rechenschaft, alle sind tot.

Ich bin eine alte Frau.

Der Tod meiner Söhne hat allen Lebenswillen in mir gebrochen.

Die Arbeit des Wahrsagens werde ich nie mehr fortführen. Manchmal konnte ich den Leuten damit neue Hoffnung bringen. Doch ich habe zu häufig Leid und Elend gesehen, über das ich dann schwieg oder nur verschlüsselt redete.

Ich kaufe mir drei Ziegen und ziehe mich in eine Bergregion und dort in eine Berghöhle zurück.

Zum Leben brauche ich nichts als die Milch meiner Ziegen und die Beeren, die ich von den Sträuchern sammle.

Oft schlafe ich unter dem offenen Sternenhimmel.

Eines Nachts geschieht es ganz leicht: Im Anblick der funkelnden Sterne löse ich mich ab, ich schwebe frei in das Licht der Sterne hinein.